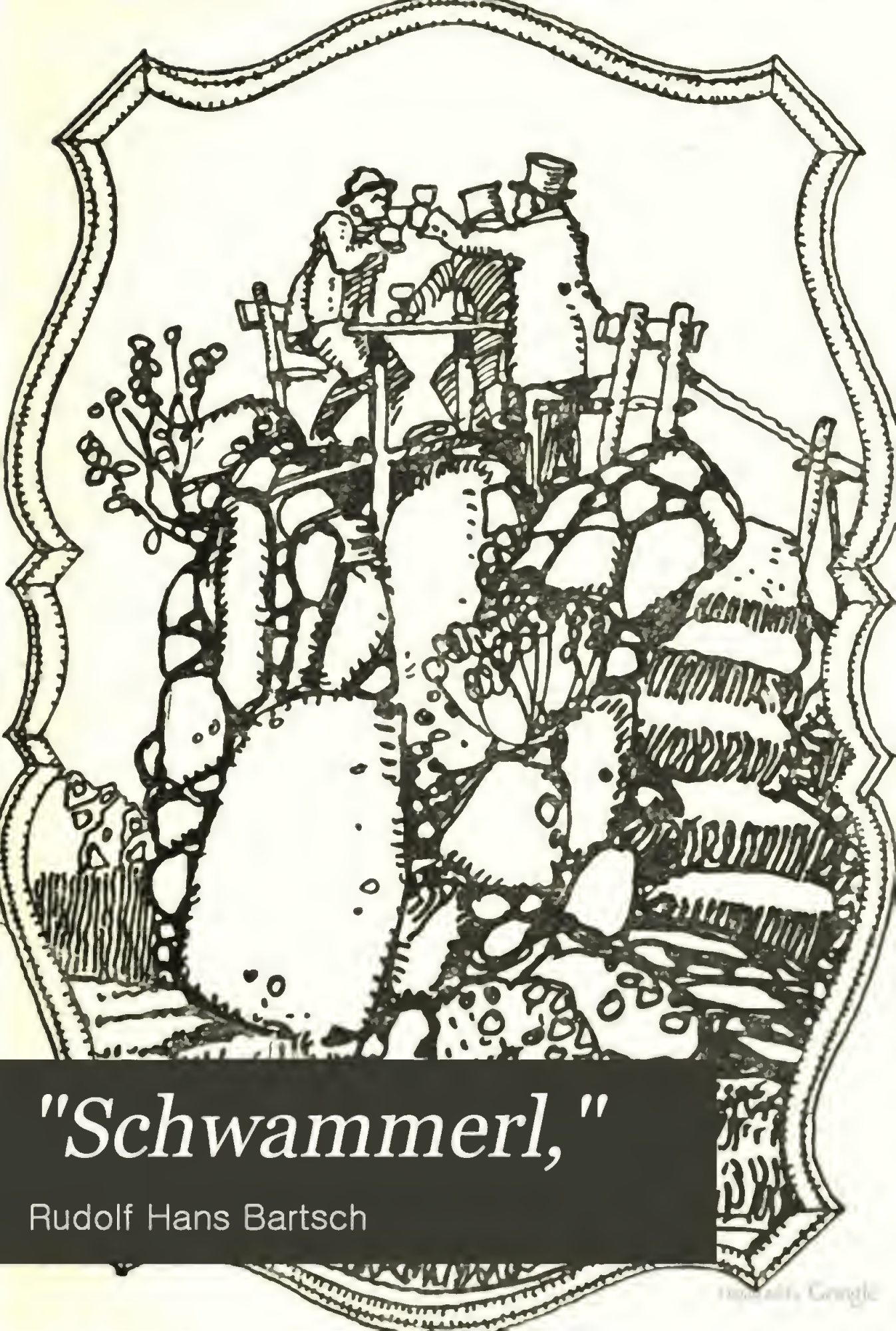
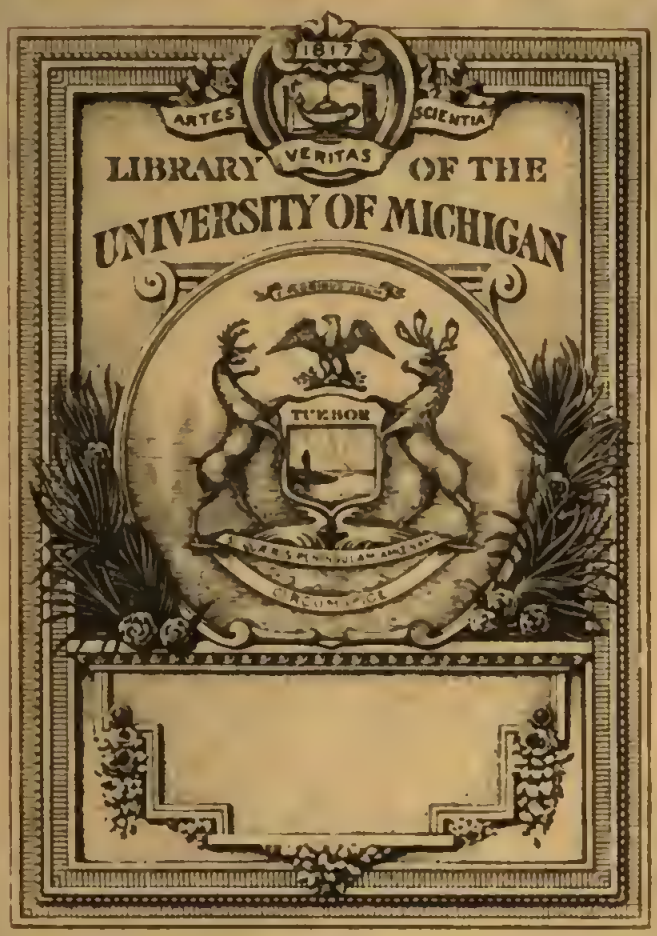
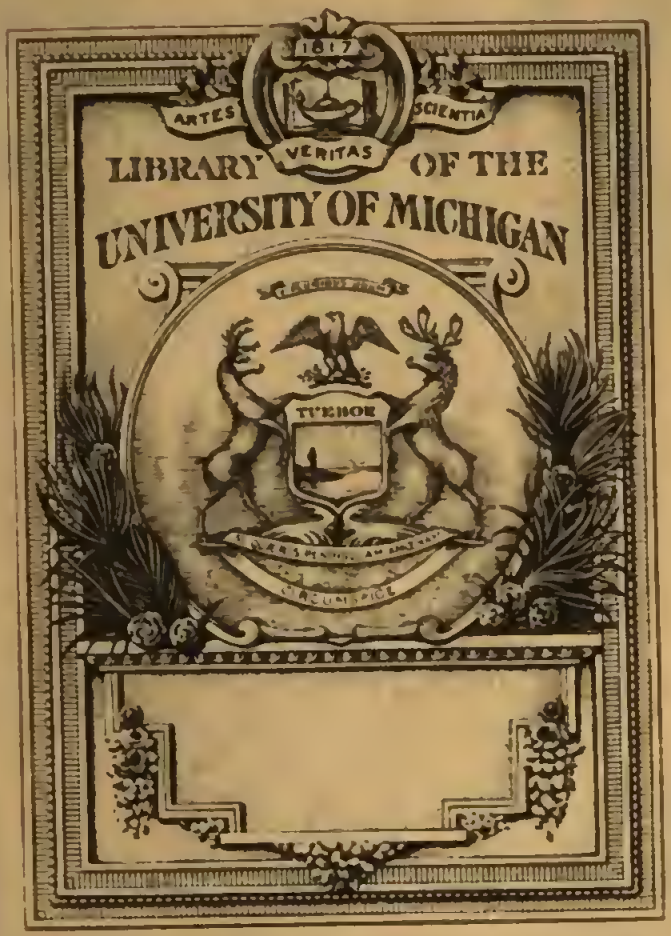


"Schwammerl,"

Rudolf Hans Bartsch

Digitized by Google


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TURRIS


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TURBOR

5,-

Georg Strassmann

Dr. med. Georg Strassmann
BERLIN N.W. 23
Siegmundshof 18.

838
B304s
1912

RUD. HANS BARTSCH

„SCHWAMMERL"

VERLAG
L. STAACKMANN
LEIPZIG

„SCHWAMMERL"

EIN

SCHUBERT-ROMAN

VON

RUD. HANS
BARTSCH

Digitized by Google

Buchausstattung und Einband nach Zeichnungen
von Alfred Keller, Wien.

Vierundvierzigstes bis sechsundvierzigstes Tausend

Im November 1910 beendet.

Bühnenbearbeitung wird nicht gestattet.
Copyright 1912 by L. Staackmann, Leipzig.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Jurman
Rosenberg
8-24-42
46190

© 8-25-42 HB

Mit Vogl

Der lange und ernſte Johann Michael Vogl hatte ſeinen Goethe'ſchen Tag. Die linke Hand in der Hüfte, die rechte vorne in der Weſte, das Kinn per Doppelfalte an die hohe Halskrawatte angeſetzt, ſo daß die Vatermörder gequält zur Seite bogen, die Stirne hoch voran, das Kreuz eingezogen, die Beine ſtorcherhaben. So ſchritt er von Steyr durch die Allee gegen Garſten, und obwohl er in klaſſiſcher Gemeſſenheit dahinwandelte, mußte der kleine Franz Schubert neben ihm ſeine kurzen, dicken Beine mit jenem Schmiß vor ſich in die Welt hinauswerfen, mit dem etwa ein Schuljunge Knallkügelchen ſchleudert: bloß um auf gleicher Linie zu bleiben: eins, zwei!

Es war einer jener Morgen, die nach langem und unbeirrbar ſchönem Spätſommerwetter plötzlich ſo eigenartig nachdenklich, kühl und vergraut daſtehen, feucht und herbſtregenverheißend, voll ſüßſchauriger Scheidenswehmut. Die großen Kaſtanien in der Allee waren roſtig und ſchillerten in den erſten Anlauffarben der Herbſtbronze, und in den Linden ſaßen ganze Büſchel hellgelben Laubes, ſcharf ab-

gegrenzt von den feuchtgrün trauernden übrigen Äſten. Und wenn der naſſe Windhauch auf die Kronen einflüſterte, ſo irrten ſtets einige erſte, verängſtete Sommerkinder herab, kringelnd, tanzend und von zartblonder Schönheit.

„Da ſteckt der Herbſt die erſten Totenkränze aus; der Sommer iſt herum,“ ſagte ſtimmungsvoll der Heldenſänger Vogl und blieb ſtehen, indem er mit der ſchönen Stimme ſeine wehmütige Bemerkung ſo betonte, daß Schubert erkannte, der ſtarke Mann habe ſoeben in Jamben gedacht.

Dann ſchwieg Vogl, und beide ſchritten weiter: Vogl in heroiſcher Schwermut, bange Sorge in dem von königlichen Tönen gefüllten Buſen, aber in hochgemuter Aufrechtheit; Schubert mit leuchtenden Augen. Wie ſehr ſich der Kleine mit großen Schritten abmühen mußte, er wußte es gar nicht. Das gewaltige Tempo eins, zwei, war ihm bloß wie ein hinreißender Marſchtakt im Bewußtſein, das feuchte Schauern der Linden und Kaſtanien war eine Muſik ohnegleichen, der ernſte, ſanft zum Abſcheiden mahnende Tag der erſten Herbſtwehmut war vollgepreßt mit Stimmung und Harmonie und die ergriffene Seele des Muſikers brauſte innerlich von hundert Schönheiten.

Er war dankbar, daß der ſtolze Vogl ihn nur ab und zu durch ein Wort unterbrach, das ſelber voll Ton und mithallender Ahnung war.

„Ein Jahr herum, ein Jahr herum; denn ſolch

ein Tag enthält ein Jahresende," ſummte Vogl. Und er gab ſeine Jamben auf. „Ach," ſagte er „nur mehr nach abwärts geht's jetzt noch hin; auch mit meinen Tagen."

Schubert in ſeiner Gutmütigkeit ließ von den Harmonien ab, die ihn erfüllten und fragte: „Wieſo, Herr Vogl. Sie können ſich doch nicht beklagen? Sie ſind ſo mächtig friſch und ſtark, Ihr Herbſt iſt ſchöner als Ihr Sommer."

„Vor einem Monat war ich ſiebenundfünfzig. Wenn der Herr, mein Gott, noch ſo gnädig iſt, ſo habe ich doch ſchon drei Viertel meines Lebens zurückgelegt. Die beſſern drei Viertel! Was noch bleibt, iſt lange nicht ſo ſchön, wie dieſer goldne Abfall." Und er wühlte mit dem Fuß in den Blättern der Linden und Kaſtanien, die am Straßenſaume, wo die Bäume Schutz vor dem Winde geboten hatten, ſchon in kleine Häufchen geweht lagen. „O dieſer ſchaurig nachdenkliche Tag. Wie er mich ans Alter mahnt. Altern, altern! Das tut wehe, ſchneidend weh! Glücklich, wer in der Pracht ſeiner ſtarken, vollen, hoffnungsreichen Jahre dahinfahren konnte!"

„Aber Sie ſind nicht alt, ſo wenig wie der Goethe, von dem Sie manches Ähnliche haben." (Vogl lächelte ein wenig.) „Sie ſind voll Stärke, voll Gedanken und Verſtändnis, bewundert und geliebt noch heute, Sie haben die größten Freunde, die einem Sterblichen geſchenkt ſein können, in

Ihren Unſterblichen, den griechiſchen Dichtern, die Sie ſo oft leſen und in den alten Philoſophen, die Sie ſo gut verſtehen. Zudem iſt das Altersmaß, die Jahreszahl, ganz was relatives; der eine iſt mit dreißig ein Greis, der andere mit ſechzig ein Miſtbub."

„Na, na," ſagte Vogl mit wohlwollend tiefem Ton. —

„Ich bitte um Entſchuldigung," fuhr Schubert eifrig fort. „Ich habe an den alten Gupf gedacht, den wir in Salzburg umſonſt aufgeſucht haben."

„Ah, das Urbild des Papageno, dem Sie ſo andächtig nachlaufen. Ich ſage Ihnen, das iſt auch nur ſo eine Anekdote. Schikaneder hat den Menſchen nie gekannt."

„Aber Mozart hat ihn gekannt, noch aus ſeiner Salzburger Zeit; und er war's, der dem Schikaneder voll Begeiſterung ſo lange von dem Adamheinrich Gupf erzählte, bis der die famoſe Geſtalt des Vogelfängers halbwegs aufzufaſſen imſtande war. Da hat er denn, ziemlich holperig, ſeinen Papageno aus den Jugenderinnerungen Mozarts gedrechſelt."

„Aber Mozart war doch vor nahezu fünfzig Jahren in Salzburg!"

„Damals war der Gupf eben noch jung und war um die zwanzig. Heut iſt er am Ende der ſechzig oder gar wohl ſiebzig und mehr, und ſoll

so jung und beweglich sein wie das Glockenspiel Papagenos. Herr von Vogl, Sie wissen ja in Steyr Bescheid; er soll hieher verzogen sein und oben auf der Kegelpriel wohnen. Suchen wir ihn doch auf. Dieses Bild fröhlichen Alters wird Sie erquicken."

„Ich wäre selber neugierig, den alten leichtsinnigen Finken zu sehen. Ein lebendes Angedenken an so helle, glückliche Zeiten. Mozart! Wo ist der hin, der Glückliche. Er könnte noch leben und ist schon eine holde Sage geworden mit seiner himmlischen Grazie. Kehren wir um. Diese Allee ist schwer melancholisch wie der Weg nach einem Kirchhof. Suchen wir den alten Gupf. Wie heißt er mit Vornamen?"

„Adamheinrich."

„Wissen Sie was, Schubert? Wir bringen ihm ein paar Flaschen Wein mit; das soll ihn zum Erzählen bringen."

„Ja, ja," rief Schubert und drehte sich fix und vergnügt auf einen Absatz, der etwas schiefer getreten war, als der andere, zweimal herum, daß der linke Frackschoß wehte; denn der rechte war eben auch von solch einer Flasche nebst Frühstück beschwert. „Ein paar freundliche Bouteillen! Das wird ihm wohl gefallen!"

„Und ein Frühstück," sagte Vogl.

„Geräucherte Speckwurst ist in diesen Tagen gut," lächelte Schubert verständnisvoll.

„Sie ist der erste Trumpf im Kartenspiel des Lebens mit dem Herbst," bestätigte Vogl würdevoll; und sehr viel lebensnäher als sie hergewandelt waren, verließen beide Freunde die Allee. Vogl storchte diesmal so rücksichtslos, daß Schubert immer zwei Sprungschritte auf je einen weithinwandelnden des angeregten Sängers machen mußte.

— — — — — — — — — — — — —

Kegelpriel heißt der Abhang der Hochfläche des Dachsberges über Steyrdorf. Es wohnen dort, an den Berghang übereinandergeduckt, in kleinen, reinlichen Häusern kleine Leute, und so ist und war diese Welt der Bescheidenheit voll Liebreiz. Die hübschen Hausgärten standen voll Georginen, Sonnenblumen und Astern, die Giebel waren von Reben umschlungen, es lag eine wärmere, stille Luft in dem gesegneten Winkel und nur oben am Rande des Dachsberges, wo über dem Saume von Nagelfluhfelsen die Eschen und Linden und Espen standen, griff der Wind mit harfender Hand schaurig in die Bäume. Es sah bedeutsam aus, wie am obersten, fernen Ende dieser geschützten Welt der Wettergott entlang ritt.

Die beiden Freunde stiegen durch die liebe Kleinschöpfung und ihre Zickzackgassen langsam empor. Sie wußten, daß der Vogelfänger Gupf ganz oben unter den Nagelfluhfelsen sein Häuschen hatte, wo ein tüchtiger Schopf Eichen, Nuß-

bäume und Linden ſtand, den man von weitem ſah. Dort fielen die Strichvögel lieber ein, ſtatt in die Enge des hellgrünen Steyrfluſſes hinabzuſchwirren, um Waſſer aufzunehmen, denn ein Quellchen rieſelte dort oben in einen Tümpel, aus dem ſie ſich gerne tränkten, bevor ſie den milderen niederöſterreichiſchen Lagen zuſtrebten.

Dieſen glücklichen Platz hatte der alte Adamheinrich erworben, ſeit die drei liebſten von ſeinen Töchtern nach Steyr geheiratet hatten und ſeine Frau verſtorben war. Nun führte ihm die Jüngſte anhänglich und treu die Wirtſchaft, während der Schwiegerſohn nur abends aus dem Tal heraufkam, wo er im Hammerwerke ein geſchätzter Arbeiter war. Die junge Frau hatte im Häuschen zu ſchaffen, und den ganzen Tag pfiff und ſang der alte Adamheinrich Gupf hoch oben vor dem Himmel in der blauen Einſamkeit, fröhlich wie eine Meiſe.

Ein gewaltiger Konglomeratblock war von der oberſten Höhe vorzeiten an die Stelle des nunmehrigen Gupfſchen Anweſens gerollt. Nun lag er mitten im Garten, ſchon ein wenig von Gras und wehenden Holunderſtauden übergrünt und ringsum blühte und wucherte herrlich der leichtſinnige Vogelfängergarten, in dem Kohl und Kraut ins Eck gedrängt waren von Sonnenblumen, Hanf und anderen Futterkornpflanzen, die den kleinen Vöglein lieb und teuer ſind. Auch Holunder wuchs

in Menge, aus dem der alte Gupf die Meisenkästen machte.

Von weitem schon sahen und erkannten sie ihn. Denn er saß oben auf dem Konglomeratblock, wo er als zaunlattendürres Gestellchen sich vom Himmel abhob, der gerade hinter ihm einen schmunzelnden lichtblauen Fleck in den Wolken hatte. Der lange Hals mit dem kleinen, weißen, ziegenbärtigen Greisenschädel stand schräge und keck vor dem Endlosen, und während der Alte Leimruten aus einem kleinen Topfe mit Vogelleim bestrich, sang er in einem höchst amüsanten, geradezu leichtfertig anzuhörendem Tenor, der für einen Greis erstaunlich stark, hell und nur ganz ein wenig kapaunig klang, eine liebe Arie, die zwar eigentlich für einen Bariton und für einen jüngeren Mann gehört hätte:

„Wenn alle Mädel wären mein,
So tauschte ich brav Zucker ein,
Die, welche mir am liebsten wär',
Der gäb' ich gleich den Zucker her."

Er pfiff die Wiederholung, bestrich emsig und liebevoll eine Leimrute, tat sie weg und fuhr mit geradezu ungehöriger Innigkeit fort:

„Und küßte sie mich zärtlich dann,
Wär' sie mein Weib und ich ihr Mann ..."

Adamheinrich Gupf breitete die höchst schlanken Arme aus, links den Leimtopf, rechts eine Rute,

legte den Kopf taktierend noch schräger nach hinten und flötete verliebt:

Sie schlief an meiner Seite ein,
Ich wiegte, wie ein Kind, sie ein."

Und brillant und virtuos pfiff er den Vogelfängerpfiff und die Schlußreflexion, als säße er mitten im Himmel.

„Da hat der alte Kerl wahrhaftig das ais noch so kreuzfidel herausgesungen wie ein Junger," brummte Vogl lachend.

Schubert sang leise: „— Seite ein. Das war sogar ein h; er hat's in D genommen; schaut's den Gauner an," nickte er dann wohlgefällig.

Der Alte hatte singen gehört und machte einen langen Hals nach dem Weg herunter.

„Ein paar Musikanten," rief Schubert hinauf, „die dem berühmten Papageno aus der ‚Zauberflöte' die Hand drücken wollen."

„O je, ah? Die Herren wissen? Ja, das ist eine Ehr und Freude für den alten Gupf. Aus Salzburg?"

„Nein, aus Wien."

„Aus Wien! Und Musiker! Sänger? Ah, das ist ja gar der Herr Vogl! O, ich kenn' Sie aus Steyr; hab' Sie schon gehört, im Löwenwirtshaus, einmal in einer lustigen Nacht. Nein, die Ehre! Wollen sich die Herren nur heraufbemühen. Gleich hinter der Hollerstauden ist das Gatter-

türl. Links um meine Felskanzel herum. Ich komm' ſchon herunter."

„Ach, bleiben Sie oben," bat Schubert. „Sie ſind dort wie im blauen Herrgottshimmel geſeſſen. Wir kommen zu Ihnen hinauf."

„Gut iſt's, gut iſt's," kicherte der alte Gupf vergnügt. „Es iſt ſchon Platz für die Herren da."

Die Freunde gingen am Häuschen vorbei, aus dem eine hübſche, lebhaft junge Frau trat, ihnen die Hand bot und ſie anlachte. Längs der ganzen Hauswand unter der Dachtraufe hüpfte, pickte, ſang, ſchmatzte, zwitſcherte, knuſperte und trillerte es, da hingen in zwei und drei Etagen Meiſen, Kreuzſchnäbel, Hänflinge und Gimpel, Droſſeln und Schwarzblättchen, Stare und Stieglitze, das bunteſte Gefieder. Sankt Franziskus hätte ſie nicht farbiger verſammeln können. Sogar ein Herr Markolf Nußhäher war dabei und alle waren ſo vergnügt, verliebt, lebendig und eilig wie Herr Gupf, und ein leiſes Wölkchen ſüßen Ölgeruches von dem Hanf und Sonnenblumenfutter umſchwebte das Ganze.

„Es iſt eine Freude, wie friſch und frei Sie dahinleben, Herr Gupf," begann Schubert, als ſie zu dritt nebeneinander auf dem Felsblock ſaßen und die Beine ins Tiefe baumeln ließen.

„Warum nicht? Meine Tage ſind luſtig und licht alleweil."

„Da werden Sie wohl ein ebenſo helles Ge-

dächtnis haben. Erzählen Sie uns doch von Mozart ein wenig."

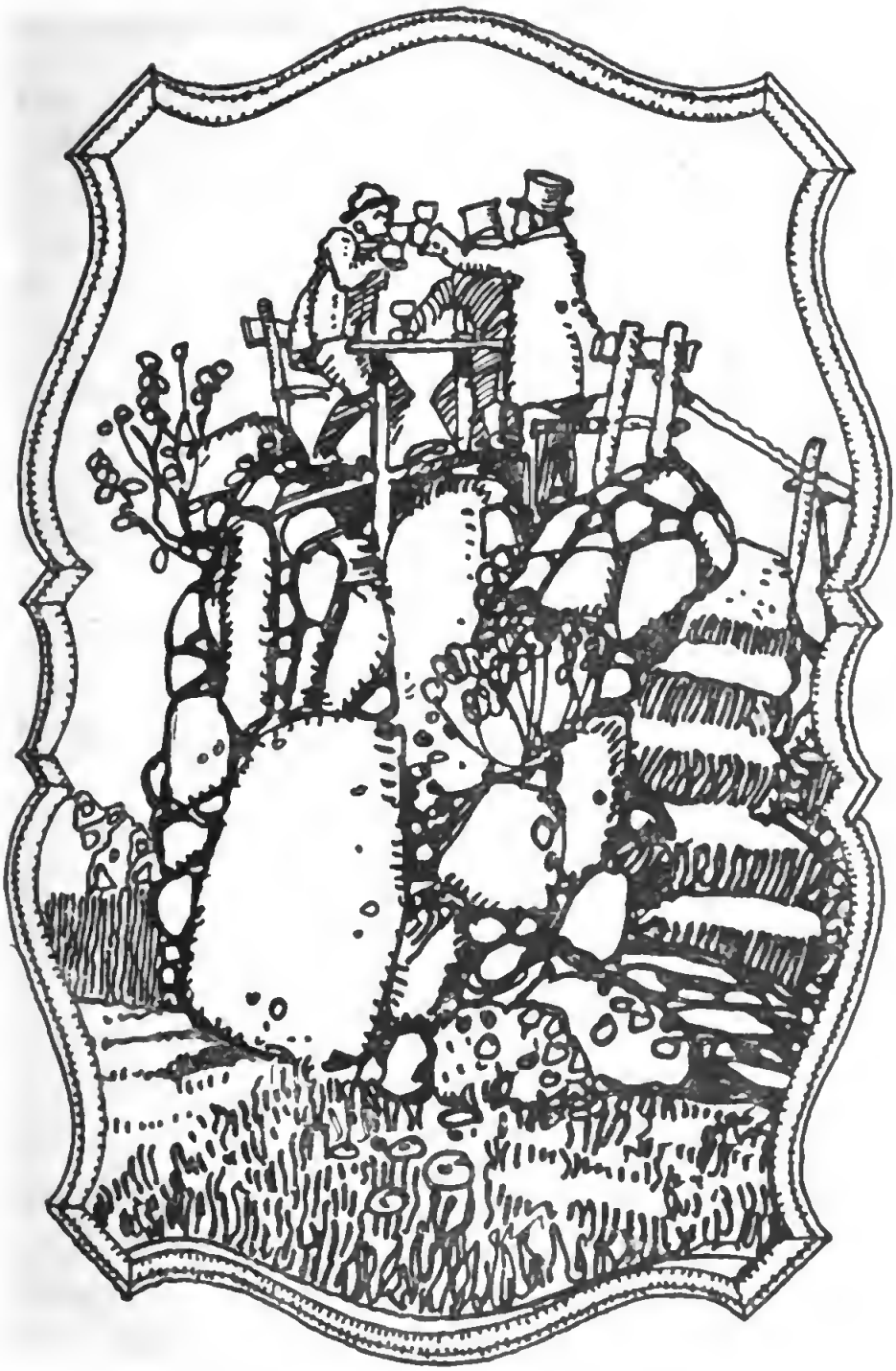
„Ja," lachte der Alte. „Den hab' ich noch als hochfürstlichen Kapellmeister gekannt. Er war oft bei mir im Salzachtal am Vogelherd. Wenn die Herren auch einmal zuschauen wollen? Wir bekommen kaltes Wetter, vielleicht gar Morgenfrost. Da fängt sich's am besten. In der Früh vor Fünfe. Ja?"

„Gern, gern; ich muß das einmal sehen," sagte Vogl. „Aber wie war das mit Mozart?"

„O, der hat die Krammetsvögel gar so gern gegessen, die ich doch an fürstbischöfliche Gnaden abliefern sollte. Und immer hat er's zuwege gebracht, mir ein Dutzend abzubetteln. Hier kommen jetzt weniger Krammetsvögel durch; erst nach November oder gegen Weihnacht wird's besser. Aber da ist es schon zu kalt für einen alten Mann..."

„Und also Mozart?" mahnte Vogl.

„Ja, der. Dem Fürstbischof hat er die Krammetsvögel weggeschwätzt und dem Obersthofmeister, dem Grafen Arco, die Geliebte. Einmal hat er dem Arco ein kleines Divertimento machen müssen, für zwei Violini, Flauto, Bassettl und Cello. Das hat der hohe Herr zu Nacht mit drei Streichern und zwei Bläsern der schönen Annerl am Kapuzinerberg dargebracht. Der Herr Kapellmeister aber war bei der Annerl droben, und hat sich ganz fein geduckt und nicht im mindesten gemuckst, wie



Bei Gupf

die Annerl am Fenſter das Nachtmuſikerl angehört hat. Wie aber bei der fugierten Stell' die Muſikanten auseinander geraten ſind, hat er's bei ſeinem Temperament nicht mehr ausgehalten, hat feſt Takt getreten und mitgeſungen, um ſie zurechtzukriegen, und das hat der Herr Graf ſehr gut gehört. Da war's aus! Die Annerl hat er verlaſſen, und den Herrn Kapellmeiſter ſo lange ſekkiert, bis der um ſeine Entlaſſung nach Wien gebeten hat. Die hat er ihm dann mit einem Fußtritt bewilligt."

„Mit einem Fußtritt!" ſchrie Vogl empört.

„Mit einem leibhaftigen Fußtritt, ja; aus lauter Wut wegen dem Divertimento," ſagte Gupf kleinlaut.

Schubert rieb ſich traurig hinter den Hüften. „Soviel hat der zweitgrößte Muſikus der Welt gegolten," ſagte er. „Was hat denn nachher unſereins zu erwarten?"

„Oho," grollte Vogl; „in dergleichen Herrnjunkeranſichten hat Seine Majeſtät Beethoven gründliche Änderung gebracht."

„Ja, der Beethoven, der," ſeufzte Schubert. „Zu dem können wir andern nur beten."

„Sie haben's doch nicht nötig. Daß auch Sie dieſe Selbſtanzweiflung aller Öſterreicher haben iſt traurig."

„Ach Gott, mir läuft's vor Reſpekt kalt über

den Rücken, wenn ich ihm begegne," gestand Schubert.

„Und wenn Sie arbeiten, und wenn Ihnen das Hinreißende, Große gelingt, dann überläuft Ihnen das Gruseln nicht ebenso die Haut?"

„Freilich, dann auch," lachte der kleine Musikant.

„Na also, sehen Sie. Sie haben also genau so viel heilige Ehrfurcht vor Ihrem eigenen Genie als vor dem des großen Eigensinnigen, und Sie haben recht, basta!"

„Mein Gott," seufzte der alte Gupf. „Wenn ich nur einmal vor meinem Ende die Wienerstadt und den Beethoven sehen könnt!"

„Das ließe sich doch machen. Beraten wir einmal, wie," brummte Vogl.

„Diese Beratung könnten wir etwas anfeuchten," schmunzelte Schubert und zog einige Flaschen hervor. „Während ich einschenke, singt uns der Herr Gupf was vor."

Und der alte Vogelfänger begann mit heller, fast ungebrochener Stimme ein leichtsinniges Salzburger Liedchen zu singen, das auf den Krummstab gemünzt war und vom Monatsschlössel und der Geliebten eines weiland Herrn Fürstbischofs handelte.

Schubert und Vogl lachten viel und letzterer dachte nicht mehr ans Alter.

— — — — — — — — — — — — —

Der alte Gupf hatte das Wetter gut prophezeit. Als die Freunde am andern Morgen im grauen Tagesanbruch zur Kegelpriel hinaufstiegen und ins Vogelfängerhüttchen unterduckten, tat ihnen die Wärme des kleinen Erdlochs wohl, das nur mit einem niedrigen, durch Reisig verblendeten Brettergehäuse über den Boden hinausragte. Denn es war schaurig kalt, Reif lag über den Stoppelfeldern der Hochebene und nur die obersten Häuschen der Kegelpriel ragten in die klarscharfe Frühluft. Die ganze Stadt unten schlief wie mit Milch zugegossen, denn das Steyrtal weithinauf und das Ennstal gegen Osten und Norden hinein und die Ebene bis an den Damberg lagen in einem Nebelsee. Zwischen Damberg und Garsten begann der Himmel rötlich zu werden, und als der Brand immer heller wurde und die Welt aus ihrer Bleichheit zu lebender Farbe erwachte, da flirrte, wippte und pluderte, rief, schlug und piepste es in allen Bäumen und Büschen, ja in den Erdschollen der Sturzäcker von zahllosem, kleinem Gefieder.

Der Tag erwachte. Vor den drei lauschenden Vogelwaidleuten lag zwischen Büschen und Strohbündeln der Vogelherd, die eingezogenen Netze verdeckt und da und dort unter künstlich geflochtenem Zweigwerk ein, zwei, drei, kleine Vogelbauer mit den Lockvögeln. An den Spitzen der Dornsträucher wanden sich Mehlwürmer, in allen

Büſchlein hingen hellrote Ebereſchdolden, und Nußkerne und Sonnenblumenſamen lagen reichlich auf dem Vogelherde. Die dreie aber lauerten, fröſtelnd vor Kühlnis, Feuchte und geſpannter Erwartung. Ein Flug Meiſen ſchwirrte heran, zerteilte ſich, fiel piepſend in die Bäume ein und einige wippten keck zur Atzung auf den Herd herunter.

„Leichtfertiges Geſindel, wollt Ihr gleich abfahren!“ ſchalt der alte Gupf und zog leicht an der Fangſchnur, daß ſich ein Netz hob. Die Meiſen ſchwirrten auf, blieben aber ſchon auf den nächſten Bäumen wenig eingeſchüchtert ſitzen.

„Das iſt ein nutzloſes und unverbeſſerliches Volk,“ flüſterte Gupf. „Kein Vogel geht ſo leicht auf den Köder wie die Meiſe und keine vergißt ſo ſchnell die Gefangenſchaft. Wenn der Deckel des Holunderkaſtens über ihnen zufällt, pludern ſie kaum fünf Minuten umher; dann gehen ſie an die Lockſpeiſe und ſchnabulieren auch ſchon. Ein Leichtſinn, zum beneiden. Holla, da kommen Droſſeln.“

Die Freunde hörten nur das Schwirren von Flügeln. Endlich ſchwankte ein kleines Völklein in zierlichem Bogen über den Feldhimmel und ſenkte ſich zu den Eichen über den Felſen. Aber da war nichts zu holen. Näher heran gab's einen Ebereſchbaum, in den fielen ſie plaudernd und heiſer ſtreitend ein. Aber auch hier war ſchon alles abgeerntet.

Dem alten Gupf bebten Hände und Lippen vor Aufregung. „Es ſind Wacholderdroſſeln und Weindroſſeln,“ flüſterte er, „die haben ſchlechte Stimmen. Nur ein paar Amſeln und Singdroſſeln ſind drunter.“

„Sind die ungenießbar?“ fragte Vogl.

„Nein, was ſingen kann, töte ich nicht; die Männchen kommen in Käfig, die Weibchen laſſe ich frei. Aber die Weindroſſeln haben nur ſchrille Stimmen und ſind maßlos ſchädlich. Die Krammetsvögel taugen ſchon gar nicht zum Singen, und beide ſind delikat. Still. Aufgepaßt!“

Die Vögel ſchwirrten und hüpften langſam am Rande des Buſchwerks heran. Da und dort war eine prächtig rote Dolde Ebereſchbeeren befeſtigt; die wieſen ihnen den Weg zum Herde. Nun flog die vorderſte auf den Nußbaum, ſchwirrte zum Vogelherde hinab, bemerkte auf halbem Wege irgendein Verdächtiges, riß ſich im Fluge lautſchackernd herum und verſchwand. Die andern wiederholten den Warnungsruf, ein Schwirren, dann war alles ſtill.

„Sie ſind fort,“ ſagte Vogl aufgeregt und leiſe.

„Pſt,“ ſagte der alte Gupf.

Eine ganze Weile verging und die drei Horchenden vernahmen nur ihre klopfenden Herzen. Dann ſurrte es wieder von wehendem Gefieder und in einem Hui ſaß der ganze Droſſelſchwarm

ſchwätzend auf dem Nußbaum, überſtellte, warnte ſich, machte lange Hälſe und ſah ſich die Herrlichkeit unten begehrlich an.

Die Lockvögel, die den ganzen Morgen gerufen hatten, wurden lebhaft, als ſie ſo viele Freundesſtimmen hörten. Sie riefen und ſchlugen in heller Erregtheit. Die oben antworteten; ein eifriges Geſpräch entſtand hüben und drüben, zwiſchen unten und oben.

Wo nur die Genoſſen ſtecken mochten? Ein paar Vögel ſtießen herab, bis nahe an die verſteckten Vogelbauer und prallten wieder bis in die Luft und zum Baume zurück. Geſchehen war ihnen nichts.

Dem alten Vogelſteller zitterten die Flanken wie einem Jagdhunde und ſelbſt die beiden Gäſte wurden von ſeiner Leidenſchaft angeſteckt.

Nun flogen zwei Droſſeln herab; nein, dreie. Eifrig begannen ſie zu picken und fraßen in Angſt und mißtrauiſcher Haſt.

Da fuhr der Neid unter die vorſichtige Schar oben im Nußbaum. Surrr! Fünfe oder ſechſe kamen dazu und fraßen in gewaltiger Eile. Mit zitternden Händen griff der alte Gupf in die Schnüre; das Kinn bebte ihm.

Da nichts Übles geſchah, ſchnurrte der ganze übrige Schwarm, wohl an die zwanzig Vögel hernieder zum Futter. Ein graubraunes Geflatter

bedeckte einen Augenblick lang den Herd, dann raſchelten die Netze empor und ſchlugen über die ganze entſetzte Geſellſchaft hin. „Hat ihn,“ ſchrie Schubert auf. Lautſchackernd entwichen noch ſechs oder ſieben der gewandteſten Vögel, wie Pfeile am Boden hinſtreichend, aber anderthalb Dutzend zum mindeſten flatterten und kreiſchten unterm Netz. —

„Prächtig, prächtig,“ rief Vogl, und Schubert atmete tief. Der alte Vogelſteller aber ſprang aus dem Häuschen und griff mit zuckenden, wühlenden Händen in dieſes Netz voll hurlendem, fluderndem Leben, voll kleiner hilfekreiſchender Stimmen, voll flatternder Todesangſt. Die Singdroſſeln holte er mit ſicheren Griffen zuerſt hervor, ließ alle Weibchen fliegen und tat die Männchen in einen Käfig, in dem ſie ſich in ſinnloſem Fluchttriebe faſt das kleine Haupt zerſtießen. Dann faßte er grauſamer in das übrige Geflügel und drückte einem der Vögel nach dem andern das Köpfchen ein. Noch einer entrann, und einer ſchoß lange unter dem Netze hin und her bis der Alte auch ihn hatte. Ein ſchriller Schrei, ein Biß nach den Fingern des Alten, dann wurde auch er lang und ſtille.

„Vierzehne,“ zählte Gupf und wies auf die kleinen Leichen, die mit ihren ſchönen gelben, braungeflammten Brüſtchen und gekrampften Füßlein im Graſe lagen.

„Die werden wir Schellmanns zum Präſent

machen," ſagte Vogl in gemächlicher Freude. Aber während er mit dem alten Gupf wegen des Preiſes ſprach, ſtand Schubert vor dem kleinen, jäh zerriſſenen Leben und ſagte: „Schauerlich und ein Jammer. Wie und wann mag einſt mir der große Vogelfänger ins Genick greifen?"

Und er blieb tiefernſt, während Gupf ſingend von neuem die Netze richtete und Vogl ſich lebhaft bedankte.

Als ſie an den freundlichen Häuschen der Kegelpriel zur Stadt hinabſtiegen, die unten erwachend im Nebel zu raſſeln begann, ſchwang Vogl die Wacholderdroſſeln wie ein Bündel Quaſten. Auf einmal blieb er ſtehen und fragte den kleinen Freund, der den kurzen Hals ganz in ſeinen Vatermörder verſteckt hatte und zu Boden ſah:

„Was haben Sie denn?"

„Was Sie geſtern hatten. Ich denke an das Ende all dieſer Dinge."

„Was geht uns das Ende an," tröſtete der philoſophiſche Sänger. „So lange wir gelenkig ſind und zu denken und zu erkennen vermögen, hat es keine Beziehung auf uns. Iſt es da, haben wir keine Beziehung zum Leben. Der Tod geht uns durchaus nichts an. Nur das Altern, das uns erſt den vollen Becher tückiſch aus der Hand nimmt und uns den beſten Biſſen im Munde mit der Sorge miſcht: darf ich wohl? Das Alter, das uns die Energie des wilden Gedanken-

heldentums in ein kniezittriges müdes Hinträumen verwandelt und in dem Augenblick, wo wir uns vielleicht noch ein wenig im Rausche der Erinnerungen aufbäumen, in Lenden und Knien mit Ischias und Gicht hölliſch überfällt und unſern Atem in das Schnappen des Fiſches am Sande verwandelt, — dagegen gibt es kaum ein Mittel, kaum!“

„Kaum? Das heißt vielleicht eins.“

„So etwas wie Liebe in ſich und um ſich,“ ſagte Vogl nachdenklich.

Schubert lächelte trüb. „Dergleichen wächſt für unſereins ſchon in jungen Tagen nicht mehr.“

„Ich meine in Form von beſorgter Freundſchaft. Es iſt gut und tröſtlich, wenngleich ein wenig feige, ſich unter die gütigen Augen einer ernſten Frau, einer milden Pflegerin zu flüchten. Ich für mein Teil, ſehen Sie, ich gedenke dieſe Bankrotterklärung in wehmütigem Behagen von der Kanzel herab über mich ergehen zu laſſen. Ich werde heiraten.“

„Ach, Sie, der geprieſene und vergötterte Sänger, Sie finden leicht eine Freundin. Ich weiß wohl auch, wen Sie meinen. Sie haben Glück und ich gönne es Ihnen.“

„Aber, Sie junger Igel,“ fuhr der Sänger in einer Art von Zorn heraus. „Was ſoll denn dieſer Ton, gemiſcht aus Ablehnung und wehmütiger Reſignation. Da rollt er ſich ſchon wieder

in urdrolliger Weiberfeindschaft zusammen und verachtet die ganze Erde, soweit Unterröcke wehen, im Bezirk seiner Stacheln. Glauben Sie denn nicht, Ihnen mit Ihrem tollen Leben täte ein sorgsames Perpentikel gut, das den Gang Ihrer Tempi zu regeln vermöchte —? Sie könnten mehr als ein andrer eine Frau brauchen. Setzt der da einen Stolz in sein Punschbrüderltum und glaubt, für die Unsterblichkeit mindestens so viel getan zu haben wie mit seinem ‚Erlkönig‘, wenn seine Freunde erzählen: ‚Schubert ist himmlisch leichtsinnig!‘“

„O jeh,“ rief Schubert, „gabeln doch Sie mir nur eine auf, die mich mag! Ich weiß ja selber ganz gut, wie selig ich in einsamen Stunden bin und weiß, wie das Glück von mir ausstrahlt, wenn ich denen Schürzen vom Klavier verkünde, was ich empfunden habe. O ja! Meine Musik wollen sie; mich will keine. Soviel Sehnsucht ich verrate, so gerührt sie tun, — dennoch greifen die schönen Frauen und Mäderln überall anderswohin und fast immer nach Menschen, die unfähig sind, anderen auch nur eine reiche Stunde zu bereiten.“

Vogl schwieg eine Zeitlang. Dann sagte er mit leise spöttischem Ton: „Und trotzdem kommt mir vor, als ob man im Dreimäderlhaus ein bißchen nach Ihnen hinguckte.“

„In welchem Dreimäderlhaus?“ fragte der kleine Musikant mit einiger Unruhe.

„Na, tun Sie nicht so. Es gibt doch ein gewisses kleines Haus auf der Bastei, wo drei hübsche Glasermeisterstöchter wohnen. Die Hedderl, die Heiderl und die Hannerl. Diese drei weichen gehauchten H. Aha!“

Schubert kicherte gepreßt und melancholisch. „Möcht' wissen, welche. Die Hannerl ist ein Kind, die Heiderl beinahe noch eines, und die Älteste?“

„Ja, freilich, wer keine Augen haben will, sieht nichts. Hedwig hat Ihnen recht traurig nachgeschaut, als Sie mit mir zur Reise Abschied erbaten.“

„Das war, weil's mit der Musik auf fünf Monate aus gewesen ist.“

Vogl blieb stehen. „Schubert,“ sagte er. „Sie Kind, das bei allem einen Impresario braucht, weil sich's nicht selber in Szene setzen kann! Wenn Sie fortfahren, das Licht zu scheuen und sich wie ein Maulwurf drücken, so oft ein warmer Strahl auf Sie fällt, dann gute Nacht Ruhm und Erfolg. Bei tausend Kerzen, ja im verlogensten Rampenlicht muß man dastehen können, lachen und den Kopf noch höher heben: Da bin ich! Dann glauben's einem die Leute. Auftreten können. Selbstverständlich finden, daß man wer ist. Die Hedderl zweifelt nur an Ihnen, weil Sie selber gar nicht dergleichen tun, als wären Sie wer. So und nun salve! Bessern Sie sich und heute abend

gibt's bei Herrn Schellmann Krammetsvögel zur Vorspeis'. Auf Wiedersehen!"

Die Sonne schien bereits in den Talgrund und Schubert ging langsam an der Steyr aufwärts. Heute konnte er nicht mehr arbeiten; die eigenen Sorgen waren ihm zu deutlich geworden.

Freilich ein Riese war er nicht. Er hatte schon das Hospital kennen gelernt mit seinen kahlen Betten und seiner kahlen Menschlichkeit. Wie lange mochte es währen und das Leben, wie er es führte, krachte abermals in allen Nähten. Gänzlich gesund wagte er sich nicht zu nennen. Eine gütige, kluge, ruhige Gefährtin und ein stilles, heiteres Leben wie es die gute Glaserfamilie im Dreimäderlhaus führte, wären wohl Arzneien, die gesund und langlebig machten. Er sehnte sich seit jeher danach. Aber einmal schon war dergleichen mißlungen: man achtete ihn damals einem Lumpen gleich, verbot dem Mädchen, an ihn zu denken. Sie hatte alles fügsam geglaubt, und er selber glaubte beinahe auch daran, mit ihm sei es nichts, ausgenommen seine Musik; und die heiratet man nicht.

Und immer weniger sehnte er sich nach einer lieben, warmen, ruhigen Stimme, immer weniger bedurfte er weicher Hände, die ihn streicheln sollten und einer Brust, an der in Zeiten, wo das Atmen

ſchwer würde und die Seele vor Gram dem Erſticken nahe wäre, gut ruhen, gut bewußtlos ſein wäre.

Immer mehr ſehnte er ſich nach der Geſellſchaft der großen Toten; was er verſtand und was ihn verſtand, war faſt vollzählig im Jenſeits verſammelt und was von ſolchen Angebeteten ſeiner reinſten Stunden noch lebte, war ferne und faſt ſchon Sage in ſeiner Unnahbarkeit. Beethoven! Goethe! Wahrlich, das war noch ſeine ganze irdiſche Liebe: das angſtvoll gewordene, brennende Begehren nach einem perſönlichen Menſchheitswort, nach einem Laut der Zuneigung und des Verſtehens von dem großſchauenden Halbgott in Weimar. Das war das Liebſte, was er wünſchte und wollte. Ein Freundeswort von dem, und er bedurfte keiner anderen Liebe mehr auf Erden!

Vor wenigen Wochen hatte er ihm abermals geſchrieben, obwohl der Ferne auf die Zueignung des „Erlkönig“ geſchwiegen hatte. Täglich erwartete er die Poſt und ſein Herz brannte, wenn er ein Poſthorn hörte, als gälte es einem Briefe der Liebſten. Aber nichts kam, nichts.

Der kleine, unglücklich kurze und dicke Muſikant blieb ſtehen. Er war in ſeinem heißen Verlangen flußaufwärts geranni, wer weiß wie weit! Nun war das Tal einſam und die Steyr, der klarſte aller Flüſſe, die beryllgrüne Forellenheimat war allein bei ihm, bald mit Gekicher und bald

mit Brauſen, weißlich giſchtend und tief glasklar, wie kein Waſſer ſonſt, ſo viele er geſehen. Und die edelſteinleuchtende Durchſichtigkeit des geliebten Waſſers ging in ſeine Seele über und beruhigte ihn. In ſeinen beſten Stunden war er ja doch eins mit jenem Großen, auch wenn der ſchwieg. In ſeinen beſten Stunden. Das goldgrüne, leuchtende Forellenquintett fiel ihm ein, das er hier, von dieſem Flüßchen empfangen hatte, und er ſang ſich leiſe in die alte Harmonie hinein, die ihn wieder umfing. Seit jenen Tagen hatte er höher ſchauen gelernt als in die lautere Tiefe der kleinen, ſtillen Flußtümpel, darein lautlos die merkwürdig andern Weſen ſtehen, welche dort leben, wo wir ſterben: die geſpenſtig fremden und doch ſo lebensflinken Fiſche.

Seit jenen Tagen hatte er in die Höhe blicken gelernt. Er hatte über blaue Seen hinaus nach den gottgroßen Bergen geſchaut, auf denen in königlicher Einſamkeit die hermelintragenden Firne ruhten. Wenn er am Traunſee an dem herrlichen Inſtrument ſeines Gaſtfreundes ſaß und die Symphonie, die ihm in Salzburg und Gaſtein von den gewaltig verſchwiegenen Höhen des ewigen Schnees zugeweht war, weiterführte, da zuckte nur die linke Hand in den Bäſſen das verwühlte Raunen der Wäſſer der Tiefe, das eintönige Schlagen der Seen, die Rechte aber griff gewaltig zur einſamen Höhe, zum Aufſchwung zu Gott empor.

Und der kleine Regent der Harmonien ſaß an der Steyr auf moosüberwachſenem Felsblock, und ohne Klavier, wie er dies in ſeiner heiter-bitteren Armut lange Zeit gewöhnt geweſen war, arbeitete er und hatte in ſich die Erfüllung.

Ein zerknülltes Päckchen Notenpapier aus ſeiner Taſche breitete und glättete er und ſtürmte die ſchwarzen und weißen Ruſchelknöpfe hin, die Hieroglyphen, welche die Sprache Gottes enthalten. Ein paar Seiten launenhaft gebundener, durchſtrichener reigentanzender Punkte auf Stielen oder träge ſchwebend wie eine Blaſe, und eine Weltſchöpfung voll Kampf und Erlöſtheit.

Die Gaſteiner Symphonie; die verlorene, von der vielleicht heute noch eine Abſchrift auf einem Dachboden der guten Stadt zu Steyr ruht; ſie, die von den gewaltigen Bergen ſingt und über der Schubert die Vernunft des Alltagslebens als ein ſeliger und entſühnter Geiſt vergeſſen hatte.

Die Mittagsglocken ſchwangen, er hörte ſie nicht. Er war in dem Reiche, da tauſend Jahre ein Tag ſind.

Erſt am Abend kam er zu Freund Schellmann und Vogl, und zu den Wacholderdroſſeln; halb noch entrückt und halb ſchon vergnügt, ſinnenfällig und hungrig. Er antwortete zerſtreut, hörte Vogl über Gicht klagen, kicherte ein wenig über den alten Gupf, der ſo ſtolz auf ſeine Weltſtellung

als Urpapageno war, und aß und trank hinreißend.

— — — — — — — — — — — — —

So waren die Sommertage des Muſikers, einer wie der andere, geweſen! Die Morgen zumeiſt in einſamer Reinheit, voll der Erfüllungen, voll Harmonien, die Mittage in zufriedenem Geſichtskreiſe behäbiger Gaſtfreunde, alle mit umgebundenen Servietten, nachmittags wieder in Gottes Welt, aber laut und geſellig, abends bei der Flaſche. Ein frohes Indentagleben, Scherz und Gelächter, und immer wieder ſonderbare Geſpräche mit dem majeſtätiſchen Sänger Vogl, der trotz ſeiner Schwächen ein tiefer Menſch war, — und dann wieder die ſtürmende Luſt, toll und voll in Arbeit zu jubilieren.

Und für irgendeine einſame Abendſtunde, dann und wann, die leiſe Angſt der Kreatur, das Anmahnen, daß es nicht ewig ſo gehen konnte mit wechſelndem Gezwitſcher und Völlerei, wie die luſtigen Vögel des Herrn Gupf.

Auch die Scheideſtunde, da er zurück nach Wien ſollte, nagte in ſeinen Eingeweiden, kam näher und näher und war plötzlich da. Ganz allein mußte er in das Linzer Poſtſchiff und nach der Stadt zurück, aus dem lieben und luſtigen Oberöſterreich. Es war ein recht nachdenklicher Tag!

Die Ruinen, die ſtille Wachau, die alten Klöſter, alles mahnte und mahnte.

Schubert ſaß ganz vornan im Schiffe, das ſich bald nach Krems ſo ſehr in Auen und Einſamkeit verloren hatte, daß es ſchien, als wollte es nun ein Menſchenleben lang ſo zwiſchen den auftauchenden und wieder vergleitenden Waldwieſen, den ſich ſtetig verſchiebenden Kuliſſen der verſchiedenen Beſtände und den demütig geneigten Rohrbevölkerungen hinſchwimmen und gar nicht mehr herauskommen. Es fuhr durch lauter Silber, wenn die weiten Wieſen vorbeikamen, hinter denen die Herbſtwolken prall vor Licht in der unſagbaren weiten und blauen Himmelsluft ſtanden; — die nahen, dick, trotzmächtig und ſtark wie der Herr, der dem gelobten Volke den Weg wies, die fernen, ſüdſehnſüchtigen ſo fein, ſo außer aller Rufweite und ſtill und wehmütig anzuſehen, wie vornehme, ſchöne Frauen, von denen es heißt, daß ſie in den nächſten Tagen weit fort verreiſen. Und wenn das viele Silber und die blaue Weite ihn ganz wirblig und trunken gemacht hatte, und er nahe daran war in ein Himmelbett voll ſeliger Träume zu entrinnen, da trat der kräftereiche Wald nahe an den Strom, die Fichten unterſtützten das wilde Rot der Buchen, und Pappel, Birke, Linde und Eſpe ſtellten ein ſolches Aufgebot von mächtigem Gelb gegen den Himmel, der nun ganz tiefblau ausſah, daß der

träumende Muſikus auffuhr und in einen kapitalen Farbenrauſch geriet. Denn nun ſtrich das Schiff durch lauter Gold, durch brennende Schätze der Schönheit.

An Schiffe gingen ſie, riefen ſie, ſangen wohl auch ab und zu, doch das war alles ferne. Am Buge ſprangen und lachten die Wellen nahe unter ihm, er aber war entrückt und ſo nahe an die Ewigkeit gelangt, daß er faſt unwillig ins Leben zurücktrat und ſich ungern der vielfältig kleinen Wirrſalswelt entſann, als die Gäſte des Schiffes zu ſchreien und zu jauchzen begannen, weil man vor Nußdorf kam.

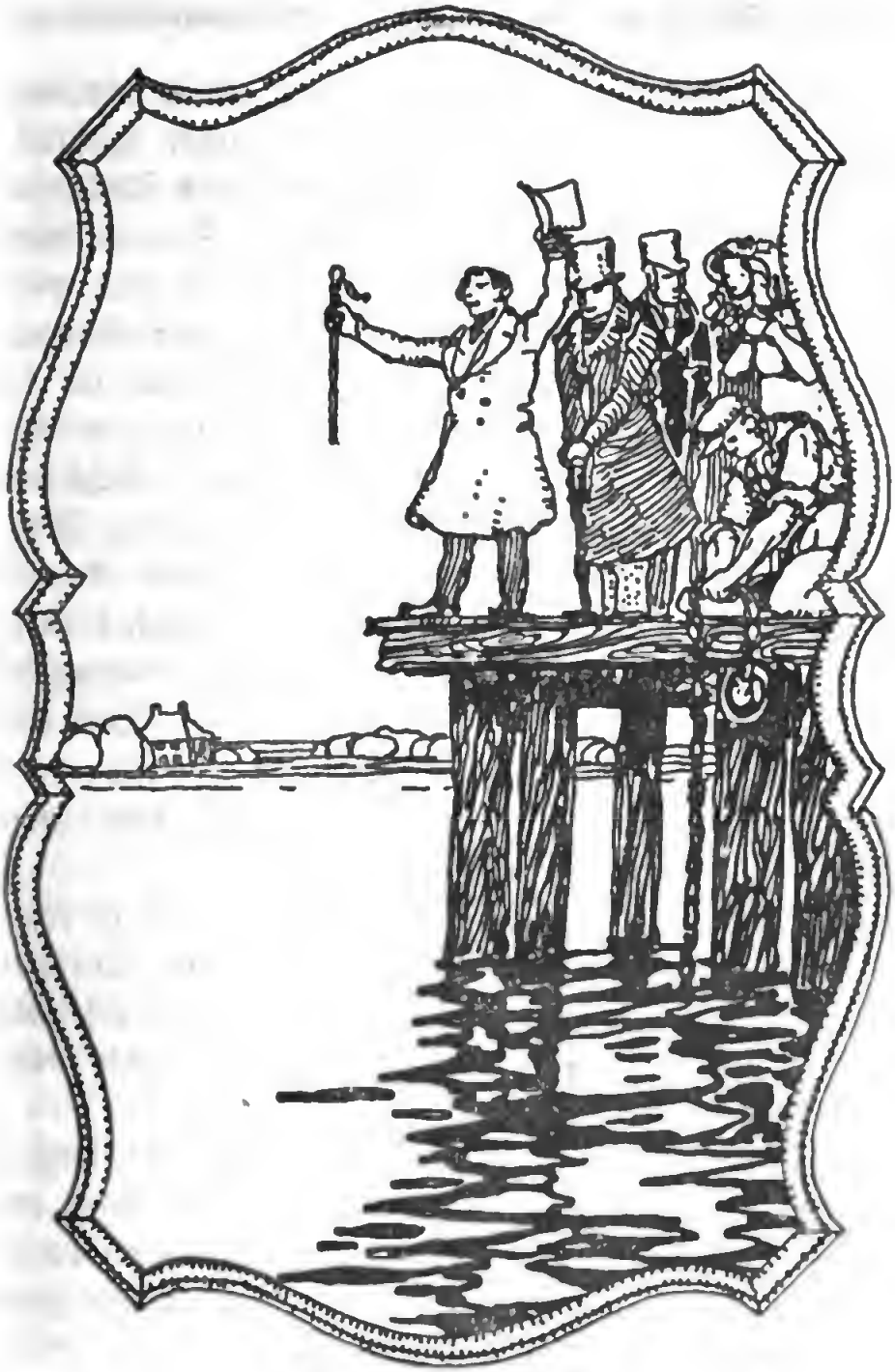
Noch ſah der Muſikant nach dem Lande, als hätte das alles keinen Bezug zu ihm; auch die dort des Schiffes harrten und vieles herüberriefen waren ja fremd. Er war gar nicht froh, daß jetzt das Ende des Traumkönigreichs da war und daß Wien begann, die Stadt der Irrtümer und Störungen. Aber durch das vielfältige Namenrufen und Zujauchzen hörte er, immer wieder und mit Beharrlichkeit von mehreren vereinten Stimmen über den Strom hindehnt: „Fran—zel Schu—bert! Fran—zel!“ Da lachte ihm das weltliche Herz wieder ein wenig, denn es war hübſch, daß Freunde hier herausgekommen waren, weil ſie ihn ſicherlich ſehr lieb hatten.

Er ſah zum Ufer hin, da ſtanden vor einem ſehr roten langen Hartriegelgebüſch in einer Reihe

Schwind, der Wiedergekehrte, in einem krachmandelgelben Frack und Schober, der Verlorene, Verreiſte, Aufgegebene, in einem himmelblauen. In grasgrüner Herrlichkeit ſtrahlte Jenger, der Hofkriegsratbeamte, den man eben wie zu Schuberts Separatfreude eigens von Graz nach Wien transferiert hatte. Alle drei hatten wieder heimgefunden, und damit Schuberten die liebe, alte Zeit von neuem und gänzlich behagenswert anlachen ſollte, ſtand auch in ſeinem havannabraunen Überzuge der trockene, aber treue Kupelwieſer da und ſchmunzelte. So paradierten ſie in allen Farben und ſchwenkten feſtliche Schneuztücher, und auch die ſo bunt, daß es der kräftigſten grellgelben Abendſonne bedurfte, um nicht eine unvergleichliche Harlekinade abzugeben.

Da gab Schubert ſein Allweltsgefühl dahin, ſchrie „da bin ich," ſprang aufs Landungsbrett und in die Arme der jubelnden Freunde, und als ſie ihn fragten, „wie geht's," da griff er breitlachend in die Taſchen, zog ſie heraus und zeigte ihnen gleich, daß ſie gänzlich leer ſeien. Sonſt wäre er noch nicht da!

„Gott ſei Dank, daß er nix hat," und „macht nix" tröſteten ſie alle vier, nahmen ihn in die Mitte und zogen laut wie eine Bläſerbande gegen Wien ab. Alle waren in der Ferne geweſen; alle waren funkelnagelneu in ihrer Freude, wieder daheim zu ſein und ſtrotzten vor Behagen, vor Erzählungs-



An der Donauländ

luſt und Plänen, wie ſie nun erſt recht von der Heimat lebensfrohen Gebrauch zu machen wüßten. Schober gar, der trug ſich noch ganz als Wilhelm Meiſter. Denn er war als reiſender Schauſpieler rheinabwärts und mainaufwärts geweſen und wieder an den Neckar und dann längs der Donau, mit einer Wandertruppe von drei Wagen, wo in jedem ein häuslicher Herd geraucht hatte; ein köſtliches Leben: nun, da es vorüber war. Schwind ſchimpfte und lobte durcheinander München, Jenger brachte Einladungen aus Graz, und Kupelwieſer, der noch voll von ſeiner Romfahrt war, vergaß ſeine großen Erinnerungen, ſtopfte behaglich eine Pfeife und ſagte zu allem: „Na ja. Weil wir nur wieder bei 'nander ſein.“ Aber er hatte einen feſtlich rhythmiſchen Schritt, dem man eine hohe Freude anſah.

Es war doch ſchön, wieder beiſammen zu ſein. Alle hatten ſie ſich wieder, wie durch ein Wunder aus allen Teilen der Welt zurück ins liebvertraute Wien zuſammengeſtrömt; aus Rom und vom Rhein, aus München, Gaſtein und Graz!

„Das ſollen Abende werden!“ jubelte Jenger und Schober ſchlug ſogleich vor, heute noch am Abend in Schuberts Bude zuſammenzukommen und ein Feſt zu feiern; ein ſolennes Antrittsfeſt ihrer neu vereinigten Freundſchaft!

Und ſo entſtand gleich ein denkwürdiges Abendeſſen bei Freund Bertl, der gar keine Zeit

gehabt hätte, ſein Zimmer zu ordnen, wenn nicht die Freunde vor ſeiner Ankunft wie Heinzelmännchen alles in Glanz und Stand geſetzt hätten.

Der erſte von allen, der dann am Abend wiederkam, war der junge Schwind.

In der als Vorzimmer dienenden Küche, deren Fenſter nach dem Garten hinausging, ſaß er auf dem Fenſterbrett. Schubert hatte ihn dort hinausgewieſen und Schwind, gedankenvoll und ſtimmungsbeladen, klimperte Volkslieder auf Schuberts Gitarre, während der kleine, dicke Meiſter drinnen ſchnell noch einige Unſterblichkeiten auf Notenpapier hinkleckſte.

„Geh' naus oder ſpiel in H-Moll," hatte Schubert dem ſeelenvoll jaulenden Malersmann zugerufen, als dieſer trotz des Muſikers Weihestimmung Schäfers Klagelied begonnen hatte, ein Ding von ziemlicher Simplizität, das irgendein Muſikweib aus der muſikaliſch ſo genügſamen Umgebung Goethes zu großer Genugtung des Altmeiſters gehäkelt hatte, und das Schwind in München gelernt.

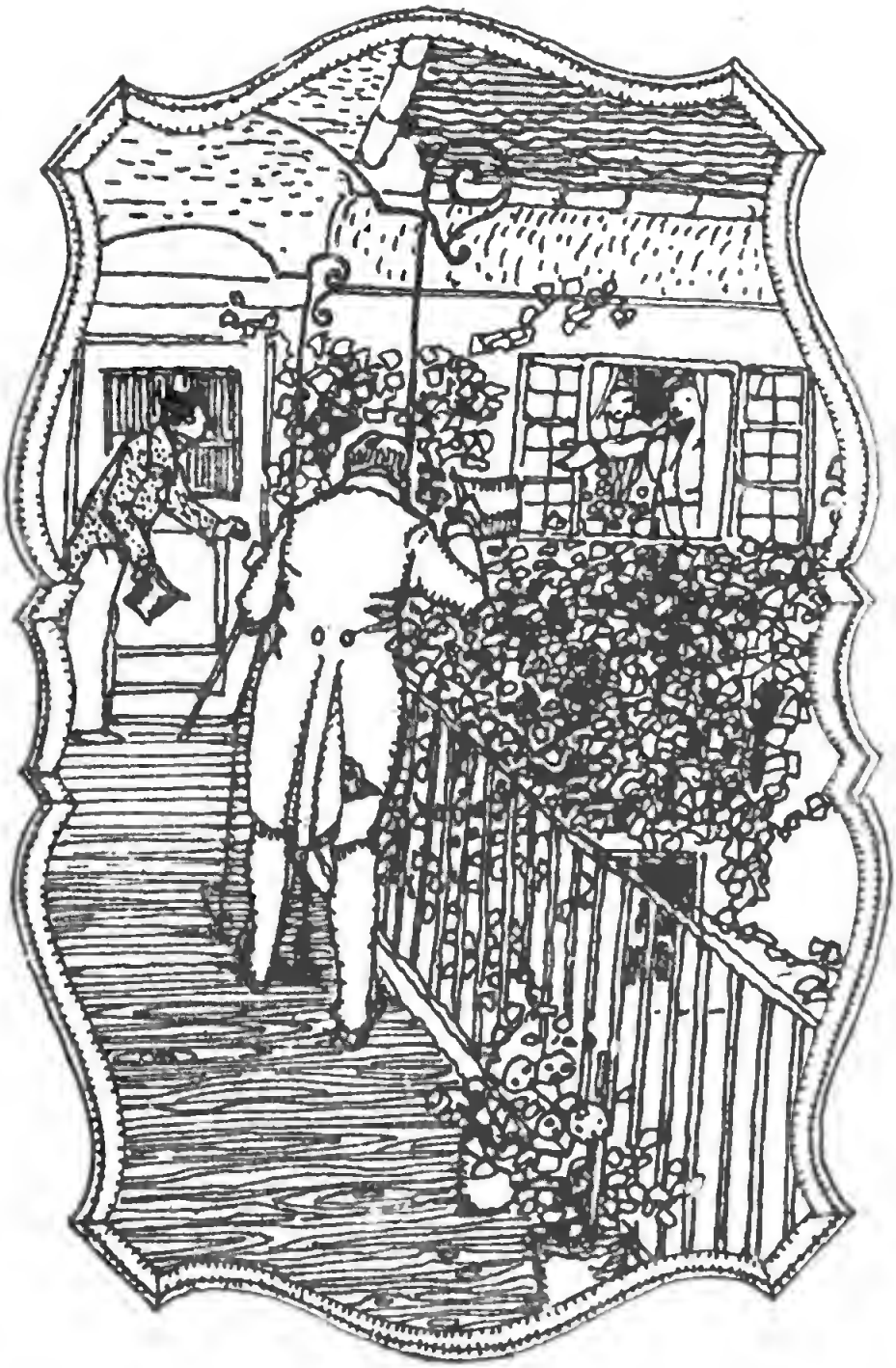
Alſo ſaß Schwind draußen am Fenſter und ſah in das zerfallende Laub des Oktobergartens, in dem von dem kleinen Sybillentempel aus Holz, der jenem in Tivoli nachgebildet war, die langen roten Todesfeſtwimpel des wilden Weines hingen. Er hatte die damals durchaus obligate Sehnſucht

nach Italien und zudem einige Prisen deutschen Wartburgwehs und Burschenschaftergroll in sich, sang also als zweites Lied in eigener Erfindung sein Lieblingsgedicht, das Eichendorffsche, wunderschöne, von den Brunnen, welche verschlafen rauschen in der prächtigen Sommernacht.

Der verdunkelnde Garten war reichlich romantisch dazu. Weit hinten war irgendwo der Pferdestall eines Fiakers, verloren und vergessen, hinter wildem Wein, Birken und Platanen; nur die Pferde stampften und schnaubten aus der Ferne. Im Garten aber opalisierte ein mattschielendes Brunnenbecken mit tränenreichen Seerosen, Sandsteingötter schauten hernieder und standen gänzlich abgesetzt und zwecklos aus schöner alter Zeit in die neue herüber, hatten Rokokostil und waren abgetan.

Indem nun Schwind schon am ganzen Leibe vor Altertumsstimmung und Herbstpatina gleichsam zu verwittern begann, schraubten sich stürmisch laut und frohlebig Jenger, Kupelwieser und Schober über die gewundene Treppe empor, waren mit guten Dingen fürs Nachtmahl und Übermut beladen und rissen mit Hallo Schuberts Klingelschnur ab, daß die Glocke meckerte wie eine gehetzte Ziege.

Schwind brach ab, wurde sofort gesund und jung, tat die Tür auf, umarmte die drei geliebten Zechbrüder und führte sie in Schuberts Zimmer,



Im Frühwirthaus

der nun auch recht froh ſein Notenpapier beiſeite ſchob.

„Stören wir dich?“

„Nein, ich hab's ſchon; es wird recht gut.“

„Alſo ich brauche Holz im Küchenherd,“ begann Schober ſogleich.

„Er will den Götterfraß zaubern,“ berichtete Kupel.

„Aha, das einzige, was er auf ſeiner Kunſtfahrt gelernt hat,“ ſagte Schwind mit onkelhaften Würden.

„Aber wo iſt denn das Holz!“ rief Schober.

„Holz?“ fragte Schubert zerſtreut. „Ich habe nur eine Flöte da und die iſt ein wenig ſchadhaft.“

„Kann man damit einheizen?“

„Was denkſt du,“ rief Schubert erſchrocken.

„Aber ich brauche doch Brennholz,“ verzweifelte Schober.

„Sehen wir einmal auf dem Dachboden nach,“ ſchlug der in Dingen der Aftermiete geſchulte Jenger vor.

Das Freundesquintett wurde ſofort geduckt und pianiſſimo. „Ja, ſehen wir auf dem Dachboden nach,“ flüſterte Schwind, „der Abend iſt ſchon tiefdämmrig. Schubertl, führ' uns.“

Und die Fünfe gingen aus, um Holz zu fällen. Schober zog ſeinen hochmodiſchen Paletot an, Jenger eine Art von Fiakerkragen mit drei bis vier

Pelerinvolants, Schwind und Kupel ihre italieniſchen Karbonarimäntel. Der Dachboden war leicht zu öffnen, man brauchte bloß vier Gatterſtangen loszureißen; ſo kamen alle bis auf Schubert hindurch, für den noch eine fünfte herabgebogen werden mußte. Es war tiefgraue Dämmerung; die Parteien, denen die Vergangenheit hier oben gehörte, döſten unten in ahnungsloſer Veſperverſunkenheit, während die fünf ganz Leiſen dort unter ihre Mäntel drei Seſſel, eine hölzerne Rattenfalle, eine Hühnerſteige, eine Schublade, ein leeres Heringfäßchen und, leider auch, wegen ihres hohen Brennwertes, die beiden ahornen Walzen einer Wäſcherolle verbargen, welche dann ſpäter ſehr lange und vergeblich geſucht wurden.

Nachdem die Einbruchslücke wieder inſtand geſetzt war, kehrten die fünf Muſterhaften wieder in die Küche zurück; die große Heimlichkeit ihres Raubzuges war ihnen ſo ſehr in die Nerven gedrungen, daß ſie noch drei Minuten lang wiſperten, während ſie die Hühnerſteige demolierten und Feuer anfachten. Erſt als die Schublade krachend in Trümmer zertan wurde, fanden ſie, daß es unnötig wäre, jetzt noch geheim zu tun, ſtießen ſich gegenſeitig umher, lachten und ſetzten ſich auf den Herd, um zu erproben, ob er ſchon warm würde. Als Kupelwieſer als letzter ſich plötzlich mit einem erſchrockenen „Au“ von der Eiſenplatte ablöſte,

begann Schober mit der Zubereitung jenes Schmierenschauspielergerichts, um dessentwillen er es in Wien schon zu einer Art Berühmtheit gebracht hatte.

Er stellte Jenger zum Speckschneiden an, und wies ihn an, feine, kleine Blättchen zu erzeugen. Schwind, dem als Maler unbilligerweise einige Kenntnisse in der Anatomie zugemutet wurden, hatte die Aufgabe, das zartsulzige Fleisch von einem Ochsenschweife reinlich abzulösen und in Würfel zu schneiden, Kupelwieser schabte zuerst eine Milz aus und schnitt dann etwas Kalbsleber und Nieren in Stückchen und Schober zerließ den Speck mit feingedrückter Zwiebel und Petersilie über dem fröhlich emporspringenden Feuer.

Plötzlich wurde Schubert vermißt; Jenger und Kupelwieser, die soeben ihre Arbeit beendet hatten, drangen ins Zimmer, um ihn vor etwaiger Arbeit zu behüten, ertappten den etwas Verlegenen aber bloß, wie er eben im Begriff war, eine mit Bindfaden außen ans Fenster geknüpfte Hose einzuholen und das Fenster zu schließen.

„Was soll das? Hast du deine Hose getrocknet?“

„Nein. Das war eine Flagge,“ sagte Schubert schüchtern.

„Was, eine Flagge?“

„Ja,“ sagte der Musiker. „Habt Ihr sie nicht von unten schon gesehen?“

Nach einigen freundschaftlichen Folteranwendungen gestand endlich Schubert, daß er, um nicht im Arbeiten gestört zu sein und doch das für sein Seelenheil so nötige Nachtmahl rechtzeitig zu erhalten, ein Signalsystem mit dem Zahlkellner des Wirtshauses an der Ecke verabredet hatte. Wenn, was ja nicht sehr häufig geschah, Schubert abends zu Hause blieb, so hängte er das jeweilige Zeichen vor Einbruch der Dämmerung aus dem Fenster. Eine Hose mit einem abwärtshängenden Beine hieß: Ein gutes Nachtmahl, also Braten mit Beilage nebst einem Liter Wein. Letzterer hatte sich zu verdoppeln, wenn beide Hosenbeine wehten. Eine Weste bat, etwas schüchterner bloß, um etwas „kleines Warmes", also etwas Beuschel mit Knödeln, geröstete Leber mit Kartoffeln oder Räucherfleisch mit Kraut, stets neben einer angemessenen Menge Bier. Ein Hemd hingegen, das Symbol kahler Ausgeraubtheit flehte bloß um Brot, Wurst und Käse; — Bier nach Barmherzigkeit des Wirtes. Stürzte sich jedoch die Hose kopfüber und mit heraushängenden Taschen aus dem Fenster, so hieß dies: Alles egal, ich will gepumpt haben, aber reichlich!

Heute war letzteres der Fall gewesen, wie übrigens schon oft, und mit begreiflicher Sorge wartete Schubert, ob die gestülpte Hose ihre magnetische Kraft am Ende eingebüßt haben könnte? Nun hatte er, da es erfolglos Nacht wurde, das

Notsignal in recht gedrückter Stimmung eingeholt und war dabei ertappt worden. Während die Freunde, mit Ausnahme des in alle Herzensangelegenheiten Schuberts eingeweihten Schwind, noch ihr lachendes Hallo loshatten, klopfte es an der Türe. Und wahrlich, siehe: es war der Kellner, der nach den Wünschen des Herrn von Schubert fragte.

Schober, zwar in Hemdärmeln, aber glänzend wie stets, gab ihm einen Dukaten und befahl Wein in erlesenen Sorten; ein Umstand, der Schuberts Kredit wieder auf drei Wochen hinaus befestigte.

Inzwischen schmorte das Fleisch des „Ochsenschlepps“ zuerst in scharfer Speckhitze. Dann ließ Schober das ganze soweit abkühlen, um ein Seidel stärkste, dick eingekochte Kraftbrühe zugießen zu können, tat Cayennepfeffer und die leichten Dinge wie Nieren, Leber und Milz hinzu und ließ nun alles brodeln und plaudern, bis eine dickliche Masse eingedünstet war, über der nicht mehr allzuviel Saft stand. Da der Kellner inzwischen mit dem Schankburschen kam und beide alle Arme voll Bouteillen hatten, wurde rasch in der Stube Licht gemacht, der Tisch mit Notenpapier gedeckt, die ganze Familie setzte sich umher, jeder fuhr mit der Gabel in die dampfende Kasserole und beeilte sich, so rasch und viel von dem berühmten Gerichte seiner Partei zuzuführen, als möglich war. Es war herr-

lich gelungen, nur etwas unbändig gesalzen und gepfeffert. Aber das verursachte Durst, war also eine Tugend.

Als die Gläser aneinanderklangen, um den größten Künstler der ganzen Gesellschaft, dem Dichter des Götterfraßes, ein Vivat zu bringen, standen allen schon die hellen Schweißtropfen um Nase, Augen und Stirn, teils vor Eifer, teils wegen der scharfen Speise. Namentlich Schubert schwitzte wie eine Mostpresse und mußte viermal rasch nacheinander gelabt werden, bevor man daran denken konnte, ihn ans Klavier zu nötigen.

Dann sang das Quintett und sang trotz aller leiblichen Sinnlichkeit so schön und selig, daß Gottvater auf das Weltregieren vergaß, den lobpreisenden Heerscharen abwinkte, und selbst mit seiner Gnade und Kraft glorreich in die jungen, begeisterten Kerle hineinfuhr, so daß ihre Augen leuchteten, ihre Herzen brannten und daß sie vor Glück, Sehnsucht und Weh zu gleicher Zeit lachen und weinen hätten mögen.

Draußen knurrte der Hausherr, der alte Ölhändler Frühwirt vorbei, horchte ein wenig, wunderte sich, entdeckte eine Art Rührung und Neid in sich und sagte: „Die Kerle sind verrückter als die Apostel am Pfingstfest.“

Und er ging hinab in die Stube, wo man den Gesang am besten hörte. Ganz zart drangen die herrlichen Töne durch die Zimmerdecke und

der Ölhändler gestand sich unwillig, daß er dem Schubert das letzte Zinsquartal werde nachlassen müssen.

Auch sein Geschäftsleiter, ein Italiener, der eine für jene Zeiten seltene Achtung vor deutscher Musik hatte, war leise heraufgeschlichen und beide horchten zusammen ganz andächtig in dem verdunkelten Zimmer und wünschten sehr, einen Vorwand zu haben, um teilzunehmen an dem Glück derer dort oben.

Das Geschäft der zwei ging trefflich; sie waren mit Gütern gesegnet und gute, gar nicht seelenlose Menschen, obwohl sie aus ihrer Bürgersicherheit hoch auf den ewig geldlosen kleinen Musiker herabzuschauen gewohnt waren.

Aber heute bohrte ganz scheu und verdeckt ein brennender Neid in den Herzen der beiden, und der Ölhändler erschrak über dem Wunsche, mit einem von denen da oben tauschen zu können, von denen viere doch so arme Teufel waren!

„Die Lumpen, diese Halodris!“ seufzte Herr Frühwirt. „Denen gehört die ganze Welt!“

— — — — — — — — — — — — —

Am anderen Tage ordnete Schubert einen Plan. Er wollte von seinen Vormittagen, trotzdem die ihm zur Arbeit so heilig waren, dann und wann einen abbrechen und manchmal zur Beleh-

rung und Vermehrung seines Wissens einen Gang tun. Sonntags natürlich in irgendeine der vielen Kirchen, dorthin, wo die schönste Messe zu hören war. Da liebte er am meisten die ganz alten Meister: die strengen, heilig ernsten.

An Wochentagen war es dann weihevoll still in den Museen, von denen er die Belvederegalerie über alles schätzte. Auch die mußte er wiedersehen.

Und dann, vor allem, jener Gang, der ihm einer der geheimsten und liebsten war: um den zu sehen, den, der ihm schon durch seinen bloßen Anblick das Herz zu leidenschaftlicher Arbeit erregte. Wie oft hatte er in Oberösterreich gewünscht, das wilde, herbe, leidvolle Antlitz Beethovens zu sehen, wenn die satten Bürgersgesichter ihm gar zu viel geworden waren!

Dazu nun bot sich bald nach seinem Eintreffen in Wien Gelegenheit. Die Tag- und Nachtgleiche war vorbei und durchs Donautal fegte der wilde, ganz verrückte und teufelsvolle Wiener Wind. Er stürzte sich über alle Höhen erstürmend gegen die Stadt, daß die Bastein erbebten und die Nadel des Stefansturmes leise zu schwingen begann. Ein nur einigermaßen gutgekleideter Spaziergänger hätte sich schon wegen des Zylinderhutes nicht ins Freie gewagt, abgesehen davon, daß man vom Schottentor bis zum roten Turm an die Bauwerke angeschleudert, von da aber in

den Graben geblaſen werden konnte, wenn Nordweſt im Kalender ſtand. Zu ſolchen Zeiten ging nur ein einziger Menſch in Wien aus, der aber mit Vorliebe. Denn erſtens fand er da keinen ſeiner, mit größter Sorgfalt und noch mehr Grobheit gemiedenen Mitmenſchen, und dann iſt der Sturmwind um Wien die Symphonie aller Symphonien: grandios, voll gottsüberraſchender Launen, polyphon und hinreißend, zornig, brüllend, ſchmetternd und dann wieder voll peinlich ſtiller Piani. Kurz der Allergrößte wurde nie müde, ſich das herrliche Opus, das dem letzten Chorus Gottes, dem Weltuntergange möglichſt nahe kam, immer wieder von neuem vorſpielen zu laſſen. Beethoven rannte, das war ſicher, bei Unwetter zweimal, bei Orkan mindeſtens dreimal um die Stadt. Hier war der Empfangsſalon, in dem man ihn ſehen konnte.

An einem der erſten Oktobertage war es. Die Baſteien brauſten und heulten, in den Schießſcharten pfiff es und aus den alten Bäumen der Glacis kam es wie ferner Trompetenton. Ein Staubwolkenmantel hetzte um die ganze Stadt und hüllte ſie, beſtändig im Kreiſe wirbelnd ein; es war rückſichtslos großartig, ganz gegen alle übrigen Wünſche der Menſchheit und ganz dem einen zulieb, ihm allein erfreulich und genehm.

Schubert war kaum durch das Kärntnertor auf die Baſtei getreten, da kam auch ſchon die er-

ſehnte Begegnung, unerwartet, wie auf der Jagd. In einer aufbrauſenden Staubwolke, die ihm Sand in die Augen und Tränen aus den Augen trieb, ſah Schubert ſeinen Gott daherfahren, wie einen wilden Eber. Beethoven, den kürzeſten, geſträubteſten und zerbeulteſten Zylinder Wiens derb und ſchief über den Gewaltſchädel geriſſen, mit flatterndem Frack und wehenden Hoſenbeinen, die Abſätze in die Erde bohrend, daß die Fußſpitzen hochauf ragten, Arme am Rücken, Stock querüber, fluſchte über die Baſtei und vorüber, als hübe ihn hinterlings der Sturmwind.

Das Kinn war wie ein Fauſthieb zwiſchen den Kragenſpitzen auf der mächtigen Krawatte geſeſſen, als wollte der klotzige Geiſt mit ſeiner Stirne die Gedanken einholen und wie Kriegsſchiffe rammen. Vorbei war er, ehe Schubert in überraſchter Ehrfurcht den Sand aus den Augen zu wiſchen vermochte. Nun ſah er ihm nach, wie er dahinbrauſte gleich einem zerfetzten Segel bei Meeresſturm.

„Prächtig. Göttlich und dämoniſch! — — — Übrigens, wenn er ſo fortflitzt, habe ich ihn in einer Viertelſtunde auf der anderen Seite der Stadt, ſo zwiſchen Salzgries und Schottentor.“ Und Schubert machte ſich eilig und aufgeregt über die Burg- und Mölkerbaſtei zum Gegenmarſche auf, erreichte die Schottenbaſtei, wurde dort von dem daherbrauſenden Boreas einige Schritte leewärts abgetriftet, kämpfte ſchräge aufkreuzend von

neuem gegen die ſcharfe Ecke, auf der der Teufel los zu ſein ſchien und bekam ein, in das ſcharfe Heulen und Brauſen dumpf einſtimmendes Kopfweh; weil er den Hut allzu feſt angetrieben hatte. Trotzdem erreichte er, vielmals beiſeite und zurück taumelnd, den Donaukanal. Er wußte, daß Beethoven längs des ganzen Waſſers mit Gegenwind zu arbeiten haben würde und daß er ihn hier in langſamerem Tempo zu erwarten hätte. Aber da war der Titan auch ſchon in der Ferne zu ſehen; wild und ungeſchlacht ſtampfte er gegen die Windsbraut an, den Schädel geſenkt wie ein ſtürmender Stier. Schubert wußte, daß man ihn nicht kennen, vor allem nicht grüßen durfte. Erſtens tat er, vornehmlich bei ſolchem Wetter, den Hut gar nicht erſt zum Gegengruß herunter und dann machte es ihn ſchon wild, daß er, irgend jemand zuliebe, ſeinen Gedanken ſoviel Kräfte abſpenſtig machen ſollte, als nötig war, um die Hand andeutungsweiſe an die Zylinderkrempe zu erheben. Schubert alſo verkroch ſich geradezu hinter einem Kandelaber, deſſen Lampengläſer wahnwitzig klirrten und dennoch nicht das tiefe, nur halbgedämpfte Brüllen zu übertönen vermochten, das von dem daherkommenden Beethoven ausging. „Hahoo, hum, hum, drimm, drumm, drumm,“ ſang er in voller Wucht und Furia in ſich hinein, daß es den Sturmwind überdrohte. Und wie eine gereizte Rieſenhummel fuhr er an Schubert vorbei.

Beethoven im Sturm

Diesmal packte die Aufregung den Kleinen so rüttelhaft, daß er es nicht mehr vermochte, den halben Gang um die innere Stadt nochmals zu tun. Er machte kehrt und stürmte hinter dem Verehrten und großartig lächerlichen Meister drein, im kapitalen Gefühl, jetzunder im Kometenschweif unsterblicher Gedanken und göttlich schaffenden Furors einherzutreiben. Wie eine Welle von tieferregten Leidenschaften blieb es im Kielwasser des Gewaltigen zurück und trieb Schubert hoch auf und nieder. Ihn selber packte die wütende Erregung des Schaffenskampfes und während er wie ein Verliebter dem Geleise des Vorausstürmenden folgte und glücklich war, in solcher Bahn Nachfolge zu leisten, rief er immer von neuem aus: „Du Unseliger und Seliger, du Enterbter und Allesbesitzender! Du Verlassener, du Reichster, Glücklichster! Wie ist mir wohl auf deiner einsamen, windumtosten Fährte.“

Da er mit dem Sturm ging, so lupfte es ihn ein ums andere Mal, so daß er ein Gefühl hatte; als säße er auf dem Winde und käme ins Rollen; das körperlich Schwere verlor sich vor den treibenden Angriffen des Sturmes immer mehr. Es mochte höchst lächerlich ausgesehen haben, wie der kleine, dicke Musikant so geschuppst und getrieben wurde. Er aber, er hatte das selige Gefühl, daß er fliege, wie ein Engel Gottes!

Leider bog Beethoven schon an der Schotten-

baſtei ab, fuhr wie ein Dämon durchs Schottentor hinaus und ſchoß ſeiner Wohnung im nahen Schwarzſpanierhaus zu. Nun war Schubert Alleinbeſitzer der Baſtei und ſingend, voll Ideen, trieb er dem Kärntnertore zu.

Der Muſikus ſtürzte nach Hauſe, ganz und gar von dem Gefühl des Großartigen, des Gotteszornes, der Weltgerichtswut und des Erlöſerdranges erfüllt. In ſeinem armen Zimmer ſah er zwei, drei Augenblicke hilflos umher; denn am liebſten hätte er ſich gleich an ſein Klavier geſetzt, um zu quirlen und herauszuwühlen, was in ihm orgelte. Dann riß er Notenpapier aus dem Fach und begann ſeine Töne hinzugrollen; die erſten Takte ganz, als zürnte Beethoven darin. Im Taumel des Ausſtrömens aber vergaß er den ſtämmigen Rebellen; immer mehr floß von der himmliſchen Güte und Klarheit ſeines heiteren Weſens hinein; aus dem Zorn wurde Wehmut, aus dem Rätſelhaften ſinnige Tiefe, aus dem Ringen ſtille, geſänftigte Erhabenheit. Endlich ſpielte er ſich's ſelig vor.

Schober kam ihn beſuchen. Schubert ſagte „Guten Morgen“ und ſchrieb wieder, indes der Freund ſtill lächelnd und dezent in Schuberts Muſikalien blätterte und ſich bezwang, die Noten nicht zu ſummen, die er gefunden hatte. Endlich warf Schubert die Feder fort, war aber unwillig.

„Was haſt du denn?“ fragte Schober.

„Ich bin dem Beethoven begegnet, und das hat mich aufgeregt.“

„Angeregt, wie ich sehe.“

„Ach was, ich kann's doch nie wie der.“

„Aber so wie du kannst du's. Schau' nicht so unglücklich drein: Willst du mir's einmal vorspielen?“

In diesem Augenblick kamen höflich und neugierig Herr Frühwirt und sein Geschäftsleiter aus dem Magazin zu Besuche herauf. Der dicke blonde Wiener und sein kaufmännischer Berater, der kleine Italiener Zambarutti, waren im vorneherein begeistert als sie den kleinen Meister am Klavier sahen. Sie baten, zuhören zu dürfen, und der Musikant begann, indes Schober an den Noten stand, umblättern zu helfen.

„Siehst es,“ sagte Schubert im Spielen. „Bis daher ist es beethovenisch.“

„Weiter,“ bat Schober leise.

Und die Töne drängten sich überreich und voll Leben und stritten und jubelten durcheinander wie Kinder, die aus der Schule brechen. Sie klagten dann aus stillen Seelen, sie wurden einsam, standen und erhoben sich wieder, schlangen endlich einen lächelnden Reigen und waren versöhnt wie selige Geister. Mit feuchten Augen hörten die drei Männer zu. „Ach, das ist schön, das ist harmonisch, geordnet und erlöst wie Gottes sittliche Weltordnung.“

„Ja, aber Beethoven hätte es anders gemacht; es wird halt immer der, den ich gar nicht mag," ſagte Schubert, als er ſich erhob.

„Freu' dich, daß du ſo ſtark, ſo ganz du ſelber biſt, daß du aus dem nächſten Dunſtkreiſe des Stärkſten herkommen durfteſt und dennoch ſo was Eigenes ſchaffen mußteſt."

„Ah, Mäſtro," ſagte Herr Zambarutti. „Ihnen fehlt der Zorn von dieſem halbverrückten Menſchen? Sie ſind der Sonne mehr nahe, als er. Serenita nennen wir es. Es iſt die Heiterkeit des durchgeleuchteten Südens. O, warum komme Sie nie nach Italien? Sie ſind ein verlorenes, ein tiefſinnig gewordenes Kind dieſes Landes und würden nur Ihre liebe, gute Mutter finden in der Italia."

„O weh," ſagte Schubert. „Ich kann kaum eine Reiſe nach Oberöſterreich machen und bin auch ſchon gleich mauſekahl in den Taſchen. Den Hausherrn muß ich ohnehin um Zinsaufſchub bitten."

Herr Frühwirt machte eine milde Handbewegung.

„Und jetzt erſt nach Italien! Das kann ſich Exzellenz Goethe erlauben; wann aber werde ich dazu kommen!"

„O, geben Sie Konzerte," rief Zambarutti.

„Du, das wäre ein Gedanke," ſagte der ſtets wanderluſtige Schober. „Ich begleite dich, Vogl

iſt jetzt ohnehin drunten; der ſingt ſchon deine Sachen und ſo kommen wir auf die Koſten.“

„Schöne Träume,“ ſagte Schubert.

„Sehen Sie dieſen Sturm; hören Sie?“ ſagte Herr Zambarutti, denn der Wind heulte immer noch gewaltig um die Kuppel und Säulen der Karlskirche und um das Frühwirtſche Haus. „Dieſe grauen, drängenden Wolken ſind morgen vielleicht ſchon ſtill und hocken als Nebel tief unten in alle Höfe und über die Dächer. Das iſt Wien. Und aber gehe Sie an einem ſönen Tag auf die Kärtnerbaſtei und ſchaue Sie hinunter über die große Ebene, über die weit weg ſtehende Berge. Blau und Silber, alles! Das iſt der Süden. O, Sie wären zu Hauſe dort.“

Die Freunde empfahlen ſich und gingen zum Abendeſſen nach dem Stefansplatz, denn der Tag war für einen Ausflug zu rauh.

„Der Italiener kann einen verrückt machen,“ murmelte Schubert. „So oft mir einer vom Reiſen anfängt, beginnt mein Herz zu flattern wie ein eingeſperrter Zugvogel. Da unten wär's jetzt hell und warm und leuchtend blau. Der Goethe hat ſein Glück drunten gefunden, ſein ſchönſtes Glück . . .“

„Reiſen wir. Machen wir eine Opernbühne: Du gehſt als Dirigent mit, Schwind malt die Dekoration, wir ſchreiben dann zuſammen eine Oper —“

Als die Freunde beim „Haidvogel“ ſeßhaft waren, kam es noch ärger; denn kaum hatten Schwind und Kupelwieſer von Italien gehört, da fing die alte Romantikerſehnſucht Feuer wie eine Papierlaterne. Sie erzählten von der blauen Glut des Meeres, das an dem Strande wie flüſſiger brennender Schwefel zittert und ſchwelt, von den Nächten, in denen das tauſendtönige Leben erſt recht erwacht von der Zikade an bis zum Geſange der Mädchen, von den hundert Brunnen Roms und andern viel beſungenen Dingen, die ſie alle teils ſelber, teils aus Erzählungen kannten und inbrünſtig erſehnten.

Schubert aber trank ſtill und viel, zerarbeitete in heimlichem Weh eine zinnerne Gabel unter dem Tiſche und ſtöhnte ganz innerlich: „Ach, daß man ſo ein armer Teufel iſt. Und jetzt kommt hier der Winter.“

Anderntags ſaß er ſchon in aller Frühe in Hemd und Unterhoſe auf ſeinem Bette, hatte die Gitarre und ſpielte welſche Motive. Die Luft war ruhig geworden, der Himmel klarblau mit hellen, eiligen Flockenwolken. Da trieb er ſeine Wünſche und ſeine Seufzer und ſein ziehendes, treibendes Fernweh aus ſich wie eine drängende Lämmerherde und abermals weideten die allerſchönſten Noten auf dem Papier. Alles, alles wurde Muſik; Wunſch und Klage, und vor allem die Brunnen von Rom, die zirpenden, kichernden, ſangvollen

Nächte des Südens und Goethes klar überschauende Freude, die Schubert sich vorzustellen wußte. Alles wurde Wirklichkeit und die Sehnsucht wurde erlöst und geboren und wurde zu Tönen ohnegleichen.

Nun war er wieder glücklich. Die Seufzer waren durch Gottes Güte in Herrlichkeit und Seligkeit verwandelt. Nur ganz leise noch blieb in ihm ein Restlein holde Erinnerung an schönes, vergebliches Wünschen.

„Gehen Sie an einem schönen Tage auf die Kärntnerbastei und schauen Sie über die große Ebene nach Süden," lächelte er in Erinnerung an den begeisterten Zambarutti. „Man könnte wirklich im Dreimäderlhause auf der Bastei einen Besuch machen und Haupt an Haupt mit dem braunen und dem blonden und dem schwarzen Kopferl nach Süden schauen."

Glücklich und leise singend, weil er so fleißig und voll des Honigs gewesen war, ging er über das Glacis nach der Stadt.

Das Dreimäderlhaus stand hoch auf der Bastei und (mit Ausnahme des Erdgeschosses, das an kleine Kaufleute vermietet war) saß bloß die Familie des Hausherrn und Glasermeisters Christian Tschöll darin. Es war in der tiefleuchtenden Goldockertinte gehalten, welche sonst die kaiserlichen Lustschlösser auszeichnet, und sah damit selbst an unfreundlichen und neblichten Tagen aus, als wäre

es ein wenig angesonnt. An dem schönen Oktobertage jedoch, da Schubert drauflosging, strahlte es, über dem Festungswall vom blauen Himmel abgrenzend, wie die goldene Sonnenkalenderplatte aus dem Aztekenschatz.

Herr Tschöll, als Glasermeister in jener Zeit der Vitrinen, der Überfang- und Schliffgläser ohnedies ein halber Künstler, war nebenbei all sein Lebtage ein ausgezeichneter Musiker gewesen, und im Hause Salieris hatte er ehedem auch den jungen Schubert kennen gelernt. Aber der Götterkreis des Herrn Tschöll schloß damals kategorisch mit Mozart und Haydn ab und Beethoven war für ihn nur der „verruckte Musikant". Seit jener Zeit aber hatte sich manches geändert. Herr Tschöll war es einst gewesen, der die Familie des Bäckermeisters Grob in ihrem Widerstande gegen den armen Schulmeister Schubert als Schwiegersohn bestärkte und die Neigung des schüchternen Franzel und der ruhigen Therese zerreißen geholfen hatte; bloß weil er es für unmöglich hielt, daß dem regellosen und alle strengen Schulung wenig achtenden Musiker jemals eine gedeihliche Zukunft werden könnte.

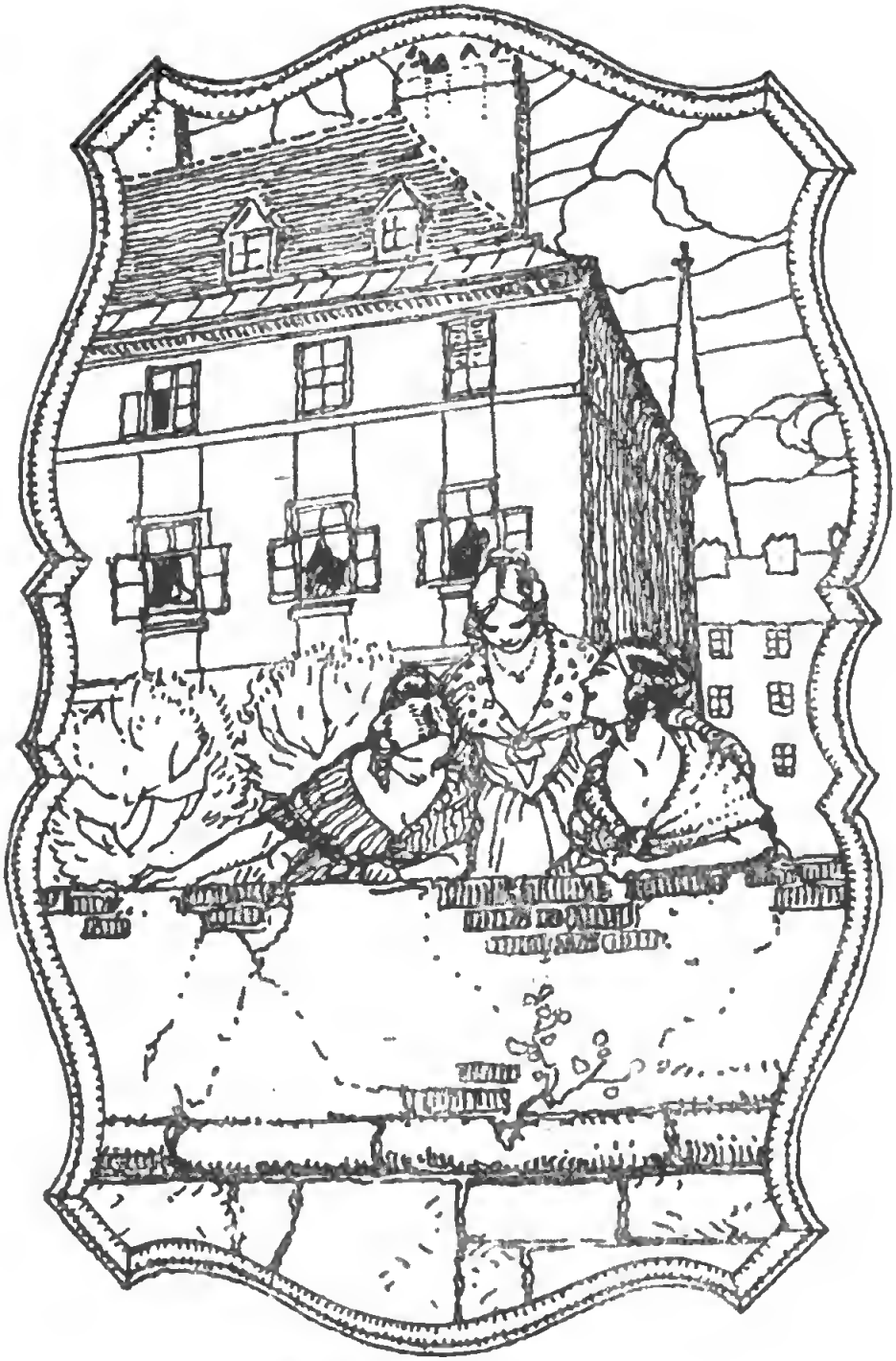
Damals hatte der arme, verratene Franz dem um vieles älteren Tschöll nach einem heftigen Vorhalt verstockter Schulmeisterei die Freundschaft gekündigt und war weggeblieben.

Seit jenen fernen Tagen war der kurze Musi-

kant wohl in viele Häuſer gebeten worden, aber ſtets erwies es ſich, daß er bloß an ein Klavier gebeten worden war. Zu Hauſe, als Menſch, als Alltagsgemüt, war er nirgends, außer bei den Freunden im Wirtshaus. Bei Tſchöll hatte man ihn manchmal im Sommer genötigt, den Frack abzulegen und in Hemdärmeln zu ſpielen. Nach dem Mittageſſen, bei dem vor ihm alle Familiendinge verhandelt worden waren, mußte er ſich ein wenig auf dem Diwan ſtrecken und bekam die Zeitung. Dergleichen herzliches Teilnehmenlaſſen an der Behaglichkeit eines Familienhauſes war ihm nie wieder geboten worden und mit gepreßtem Herzen dachte der arme Schubert oft an die Sonnenſtreifen, die durch die Südfenſter des Tſchöllhauſes auf den weißgedeckten Mittagstiſch fielen, an dem die drei kleinen Mädchen und der ſänftiglich ehrbare Vater ſaßen, indes Frau Tſchöll, die den ganzen Tag luſtig und leiſe ſang, fröhlich auf und ab lief und den gefüllten Tiſch verſorgte. Die liebte nichts mehr als einen eng in der Runde umſeſſenen Mittagstiſch. Das war ihr magiſcher Kreis, der ſie lebendig machte. Freunde, wenige, zwei oder drei, aber die ſollten ſich mit Mann und Kind freuen und es gut haben.

— — — — — — — — — — — — —

Nun aber Herrn Tſchöll, dem erging es ebenfalls wunderlich. Er war ein aufrechter und ſtrenger



Das Dreimäderlhaus

Hausvater gewesen, als er jung war. Wie nun aber seine Mädchen heranwuchsen und so heiter, biegsam, natürlich und schön wurden, wie auf der ganzen Erde keine Frauen gedeihen außer in Wien, da ward er von Jahr zu Jahr milder, wie guter, geistiger Wein und ließ seinen Mädchen vieles angehen, das er früher verboten hätte. Und siehe, die drei Dinger spielten und sangen den ganzen Tag zur Erbauung Beethoven und zur Erholung Weber und am liebsten die Lieder und Klavierstücke eines gewissen jungen Meisters, von dem mit wachsenden Erstaunen in ganz Wien gesprochen wurde. Denn er war in demselben Wien geboren, das sonst alle Dinge des geistig beseelten Lebens aus der Fremde bekam. Und dieser junge Musikant war derselbe, der vor einigen Jahren im Tschöllchen Hause die Türe grollend hinter sich zugeschlagen hatte.

Bevor der strenge Leichenhüter des Kontrapunktes und Generalbasses von ehedem, der Herr Tschöll gewesen war, noch mit ernsthaftem Widerstande auf seine Mädchen eindringen konnte, hatten ihn diese schon mit den neuen Tönen umwoben, hatten ihn weich gesungen und ihn an das eigensinnig fröhliche Weiterleben der Kunst gewöhnt, ehe er es noch selber merkte. Manchmal summte er mit, und Schuberts Lieder kannte er auswendig, so gut wie Frau und Töchter.

Waren diese Lieder sehnlich und trauernd,

ſo dachte er an den ſtillen, in ſich geſchloſſenen kleinen Tondichter und in ſeiner Seele ſeufzte es: „Ach, die geſänftigte, reintönige göttliche Wehmut iſt ausgezogen und fort aus dieſem Hauſe;“ und jauchzten und wirbelten die Töne wie aufſteigende Lerchen, ſo dachte er: „Was für ein unſägliches, quellendes Glücksempfinden in dem himmliſchen kleinen Kerl! Und der hat mich verlaſſen . . .“

Seine Mädchen ſpielten Klavier und Geige, hatten viele und bedeutende Freundſchaften, und als an einem ſehr nachdenklichen Geburtstage des Herrn Tſchöll, dem fünfzigſten, ein friſches Halbdutzend Menſchen mit dem Forellenquintett auf ſein überraſchtes Herz losbrach, als das tiefreiche und beſeelte Allegro und das Andante vorüberſummte und ſo oft das Temperament des verſchollenen Freundes in reizendem Tremolo dazwiſchenkicherte, in Tonfiguren, als ob ſich ein gefangenes Fiſchlein in Menſchenhand quirlend bewegte, und als endlich das Scherzo in einer Kraft, Friſche und Lauterkeit losbrach, wie ſonſt nur mehr der berylllklare Steyrfluß über Felſen zu ſtürzen wußte, da ſtürmte ſein Herz in Luſt und Leide der Sehnſucht auf und reichliche Tränen entſtürzten den alternden Augen.

So litten beide nacheinander, wünſchten nur einen Hauch jener holden Zeit, nur einen hellen Freundesblick zurück und waren ſich dennoch ferne und trotzten.

Hedderl, die Alteſte, ein feſtes und klares Mädchen merkte mit ſtillem Beiſeiteblicken, wie der Vater litt und wie er oft tiefgeſenkten Hauptes mit der Hand oder wohl gar mit der Serviette die Augen verhüllte, wenn Schuberts ſelige Friſche in den Saiten aufrauſchte. Dann kämpfte er gegen das Weinen; das wußte ſie.

So bat ſie ihre Lehrerin Fröhlich, ſie mit Schubert zuſammenzubringen und das kluge Fräulein ſtellte ihn an einem der ſchönen Abende bei Spaun dem klarbraunen, ernſten Mädchen vor, ſagte aber bloß: „Meine Freundin Hedwig.“ Schubert, mit naheſichtigen Brillen für Noten verſehen, erkannte das hoch herangewachſene Mädchen gar nicht mehr, und als ſie ihn fragte: „Wollen Sie denn von uns gar nichts mehr wiſſen?“, da machte ihn die weibliche Altſtimme noch verwirrter, denn er hatte damals nur ein Kind gekannt. Wie ſie ihm aber raten half und ſagte: „Ich bin die Hedderl,“ da packte er ſie an den Händen, riß ſie in einen Winkel und ſtürzte mit einem Male ſolch ein Vertrauen, — ſolche Klagen und ſolche Liebe zu ihrem Vater heraus, daß ihr kluges, ruhiges Herz vor Mitgefühl mit ſeiner Einſamkeit in leiſer Neigung zu zittern begann.

Dann war, im Frühling jenes Jahres fünfundzwanzig, der Tag, an dem beide vorbereitet waren, einander in die Arme zu eilen. Schubert ſollte wieder auf Beſuch kommen. Vor Jahren,

in der jungen, luſtigen Zeit, da Schubert den älteren Freund mit ſeinen antiquariſchen Neigungen zu necken liebte, hatten ſie einen Pfiff verabredet, damit Herr Tſchöll von den Dienſtmädchen nicht verleugnet würde und er ſich für Schubert ſowohl aus dem Magazin wie aus dem Kontor gleich losmachen könne. Es war jene italieniſche Melodie, welche unter dem Namen cosa rara, einſtmals eine kleine Reiſe um den Erdenrund gemacht, viele Herzen erleichtert hatte und von Mozart ſcherzweiſe in der Tafelmuſik des Don Giovanni benützt worden war. Schubert pfiff ſtets ankündigend die erſten Takte und Herr Tſchöll, wenn er ſich nur in Hörweite befand, ſetzte je nach Fröhlichkeit und Augenblickslaune die Melodie fort, und oft ſchüttelte er dem Freunde noch pfeifend die Hände und pfiff weiter, bis zum Ende der geliebten Weiſe.

Als nun damals Schubert wiederkam und ein enges, gepreßtes Herz hatte, ob das Wiederſehen wohl nett und glatt geſchehen könnte, da fiel ihm der alte Verkündigungsgruß ein, und er begann hellaut mit der cosa rara und hatte nicht eine Sekunde zu warten, denn kreuzfidel kam die Fortſetzung vom Hofgange des zweiten Stockwerkes herab. So ſchien denn die liebe alte Zeit aufs vollkommenſte wieder da, denn Herr Tſchöll in ſeinem Glück pfiff die ganze Arietta zu Ende und am Gangfenſter lachten drei Mädchengeſichter.

Schubert lief wie eine Maus die Treppen hinauf und dann faßten die alten Freunde sich tiefatmend und etwas zögernd an den Händen.

Schubert war scheu und verlegen; Herr Tschöll auch nicht ein Mensch, der jedesmal zum Umarmen aufgelegt war, und so sagte der kleine Musiker schnell: „Du, ist dein Klavier noch gut? Ich hab' da ein paar Ideen, die ich mir schnell vorspielen muß."

„Ja freilich," jubelte Herr Tschöll aus frohem Herzen, daß Förmlichkeiten entfallen waren. Schubs, saß das kleine Genie auch schon am Klavier, seine rundlichen Händchen warfen sich in die Tasten und gruben wirbelnd prächtige Dinge empor. Die drei Mädchen heulten vor Ergriffenheit, Herrn Tschöll stockte die Kehle, voll dicken Widerstandes gegen die Rührung, die ihn fast noch mehr schüttelte, als seine Töchter, aber Frau Tschöll brachte eine Tasse mit Gläsern und eine Flasche Tokayer Ausbruchweines, da tranken alle. Herr Tschöll wurde schwach und entließ wirklich einige Tränen, und Schubert wurde stark und sagte: „Was waren wir für Schafe!"

Von dem Tage an war die alte Freundschaft noch glücklicher und fester geworden; bloß daß Schubert zu merken anfing, wie zwischen ihm und Hedderl der geheim empfundenen Herzlichkeit zuviel wurde. Da fürchtete er abermals Herrn Tschölls harte Worte vom heiratsunfähigen armen

Muſikanten zu hören und rettete ſich nach Oberöſterreich, um ein klein wenig ſtiller in ſeinen Träumen zu werden. Er hatte freilich nur ein bißchen allzu warm gewordene Freundſchaft zu vertilgen. Bei Hedwig war mehr dageweſen; aber mutig und trotzig zertrat auch ſie die aufquellende Neigung als töricht und unbrauchbar, und gab, halb ruhig und halb mit zuckendem Herzen einem lebensfeſten, braven, jungen Sattlermeiſter noch im ſelben Spätſommer das Jawort.

Als nun, an dieſem liebreich lichten Oktoberſonnentage, Schubert vors Freundeshaus kam und froh und bang die alte Meldweiſe pfiff, ſollte er Hedderl ſchon geſtillt, würdig und gefaßt als eines andern Braut wiederſehen. Er wußte es ſchon und brachte ihr mit tiefernſtem Herzen ſeinen Glückwunſch. Still und enthuſchend verſteckte er ſich dann am Klavier und gebot ſeinem Herzen ſogar in der Sprache des Jenſeits noch ſittliche Gewalt und Heiterkeit. Die zweite, das milde und ſanftblonde Heiderl, die um beider ſtille Entſagung wußte und in ihrer Romantik das Gewicht ſeines Wehes weit überſchätzte, ſah ihm gerührt zu und glaubte ſich verpflichtet, die Gefühle der Schweſter weiterzupflegen: in ſich ſelber. Mit allem Bewußtſein begann ſie ſich in das arme, mopſig ausſehende und ſcheue Muſikantlein zu verlieben.

Heide war von rührender Unwiſſenheit des Herzens und ſo ſanft, wehr- und künſtelos, wie

ſonſt nur vierbeinige Jugend bei Haustieren, Kühlein oder Lamm, zu ſein pflegt. Sie war lange Jahre einer Erbtante auf dem Lande überlaſſen geweſen, in Krems, und als ſie von dort nach Erfüllung ihrer Pflicht zurückkam, die darin beſtanden hatte, der alten Frau die letzten Lebensjahre ſänftlich gemacht und die Augen zugedrückt zu haben, da trug ſie ſich nach ländlicher Art in Miederleibchen und geflochtenen Zöpfen, wollte nur ungern Stadtkleider ertragen, ließ als Zeichen ſanfter Ergebenheit die Unterlippe in der lieblichſten Energieloſigkeit löffelartig vorhängen, ſagte bei allem: „Ja, bitte“ und „danke“ und knickſte dazu ſo fromm und brav, daß ſie ſehr ſchnell den Spitznamen „die Unſchuld vom Lande“ weghatte, obwohl ſie ſich ängſtlich beeilte, aus dem Spritzregen fröhlichen Spottes zu kommen und die hellblauen und weißlichroſenfarbenen Landdirnkleider abzutun. Sie bemühte ſich auch, den Mund zu ſchließen, die Haare modiſch zu ſcheiteln, die hübſchen Schultern in ruhigem Stolze herzuzeigen und ſtatt des einbruchartigen Knickſes graziöſe Verbeugungen zu machen. In ihrem Innern aber blieb ſie immer noch ländlich, faſſungslos und ſo fügſam blond, daß es zum Staunen war. Sie war entzückend naiv.

Bloß gegen die Schweſter empörte ſich die ſanfte Adelheid ein wenig; freilich ganz unſchädlich, wie ſie ſelber war. Daß Hedderl ihre Liebe weder großgezogen, noch feſtgehalten, erſchien ihr hart-

herzig und kalt, und ſie fühlte ein tiefes Mitleid mit dem armen Bertl, wie der Vater den Tondichter nannte.

Hedwig ſagte der Schweſter gleich auf den erſten Blick: „Ganſerl ſei ſtill und mach's ſelber beſſer. Er ſteht dir ja zur Verfügung.“ Da wurde Heiderl ſo ſehr tiefrot, daß die kluge Hedwig ſich vor ſie ſtellen und das Bild vollkommenſter Verwirrtheit vor den andern verſtecken und warten mußte, bis ſie ſich beruhigte. Da Heide ein unſäglich mildes und gerechtes Herz hatte, bildete ſich in ihr die feſtſtehende Idee, daß die Familie Tſchöll an Herrn Franz Schubert ein großes Schuldkonto von Liebe abzutragen habe; — erſtens weil Herr Tſchöll ſeinerzeit eine Heirat mit einer gewiſſen Reſi Grob hintertrieben und zweitens, weil ſich nun auch Hedderl dem armen Menſchen verſagt hatte.

Denn die Jüngſte kam in Liebesſachen wohl noch nicht in Betracht. Hannerl war ſchwarz, blaß, noch knabenhaft ſchlank und biegſam, ſehr lebhaft, wurde aber dabei ſelten laut. Ihre ewig regen Gefühle äußerten ſich faſt nur in Bewegungen; zum Schwätzen gelangte ſie bloß bei großer Anregung. Obwohl ſie fünfzehn Jahre hatte, war ihr bildſchönes Antlitz noch blaß und ſchmal, wie das einer dreizehnjährigen geblieben und die damals bei Kindern übliche, in runden Knoten zu beiden Seiten der Wange liegende Haartracht ver-

stärkte trotz der tiefen, heißfragenden Augen noch den Eindruck der jungen, ahnungsreichen Unbewußtheit, den das neugierige Geschöpf mit dem dunkeln Haar und der dunkeln, herben Stimme machte.

Wie nun die Schwestern, der Vater und der Bräutigam mit dabei, um den Musiker saßen, der ihnen am Klavier ein neues Lied mit seiner sanften und leisen Baritonstimme andeutete, da schellte es und zwei Frauen kamen auf Besuch, zwei Basen, beide reich, frohmütig und lebensfrisch und beides Witwen. Da das Lied von unglücklicher Liebe gehandelt hatte, fingen sie gleich gutgelaunt von Liebe, Liebessachen, Glück in der Liebe und Liebesweh zu schwatzen an, beneideten auch sehr den armen Schubert, der doch fortwährend von den schönsten Mädchen und Frauen umgeben und dabei frei, talentvoll, frohmütig und lebenslustig sei.

Die eine, Frau Baumeister Reinagl, sagte: „Kurz, also der Bertl ist der glücklichste Mensch, den ich je gesehen habe.“

„Ist ja alles nicht wahr,“ widersprach Schubert. „Von allem, was Sie mir Gutes gönnen, hab' ich noch nicht das geringste erlebt.“

„Oho, fangen wir an,“ sagte Frau Reinagl, „die Frauen verehren Sie.“

„Bloß die schiechen,“ erklärte Schubert wehmütig.

Es ging ein kleiner Tumult los.

„Hören S' doch zu," fuhr der kleine Muſiker fort. „Es iſt wirklich ſo. Je ſauberer, jünger und glücklicher an äußeren Gaben die Mäderln und Frauen ſind, deſto weniger kapieren's meine Sachen."

Wieder knatterte große Gegnerſchaft empor. „Halten's uns denn alle für ſchiech?" rief Frau Reinagl lachend.

„Abgeſehen davon," wehrte ſich Schubert, „daß das hier das einzige Häuſerl in ganz Wien iſt, wo man mich ſein läßt, wie ich bin, — traurig genug, daß es nur eins gibt —, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß ich den Anweſenden nur Angenehmes zu ſagen habe. Aber wenn ich Ihnen, wie Sie da ſitzen, meine tiefſinnigeren Sachen vorſpielen wollt — — —"

„Spielen's, ſpielen's," riefen alle.

Schubert begann ein ſchwertrauriges Mollthema. Nach zehn Minuten tupfte ihn die jüngere der Witwen, Frau Oberleutnant Ruzki, leiſe auf die Schulter. „Wiſſen Sie denn gar nix Luſtigeres, Herr Schubert, für uns halt bloß?"

Schubert ließ ſein Thema lachend frei, variierte in Dur hinüber, ging in Walzertakt, und während alle die bildhübſchen Puppengeſichtlein um ihn ſich aufhellten, ſagte er, ins Spielen hinein, mit dem Kopf nickend: „Sehen Sie, ſehen Sie! Je ſauberer, deſto weiter von dem weg, was mein

beſtes Weſen iſt. Und ſo geht's mir alleweil. Nach allen Seiten greifen die ſchönen Frauen und Mäderln auseinander, alle nach anderen Leuten, und ich ſteh' allein in der Mitten und ſoll dazu noch Tanzmuſik machen. Ja, ja."

„Gehn's, kommt denn beim Lebensglück gar ſo viel auf uns an?" fragte die eine der Frauen.

„Hja. Leider."

„Geh', red' nicht ſo," miſchte ſich Herr Tſchöll ein. „Du biſt in deinem ganzen Gemüt licht und voll Vergnügtheit. Du kannſt dich über alles freuen wie ein junges Hunderl, alles ſchmeckt dir, frei biſt du wie der Vogel, deine Freunde haben dich gern, lachen tuſt mehr als alle übrigen zuſammen und über all das haſt du deine glückliche, müheloſe, ſchwalbenleichte, wunderbare Kunſt!"

„Ja, meine Kunſt," ſaate Schubert voll innigem Getröſtetſein.

„Nun alſo, — biſt du glücklich oder nicht?"

„Mein Gott, ich bin jung. Ja, wann ich ſo alt wär' wie der Papageno und dann noch ſo glücklich — —"

„Wer iſt der Papageno — — —?"

„Alſo der, ja! Der iſt der einzige ganz und gar glückliche Menſch, den ich in meinem Leben geſehen habe. Vogl und Doktor Schellmann ſagen's auch." Und er begann der fröhlich angeregten Geſellſchaft vom alten Adamheinrich Gupf,

weiland hochfürſtbiſchöflichem Vogelfänger, zu erzählen.

„Den müſſen wir ſehen,“ riefen die Damen.

— — — — — — — — — — — — —

Da in dem dreißigjährigen Turnus und Wellengang der Kunſtmeinungen, die noch von jeher jeden Künſtler bald ganz zu tiefſt verbannten und dann ganz hoch emporheben, damals Mozart gerade wieder obenauf war, beſprochen, viel betrauert und aufs höchſte bewundert wurde, ſo gewann der alte Gupf durch die geſprächige Austrägerei der zwei munteren Witwen als Original und Urpapageno bald die heitere Aufmerkſamkeit vieler Kunſtkenner, die ein kleines Vergnügen mit ihm gerne nebenher gehen laſſen mochten. Herr Tſchöll, die beiden Witwen, die Schweſtern Fröhlich, die Herren von Spaun, von Schönſtein und viele andere von viel vermöglicheren Mäzenen leiteten eine luſtige Sammlung ein, die den Betrag von hundertundneunzehn Gulden Konventionsmünze ergab, welche Summe für jene Zeit und den alten Gupf erſchrecklich viel war und dazu dienen ſollte, die Koſten der Wiener Reiſe und eines kurzen Aufenthaltes des intereſſanten Mannes zu beſtreiten, der ſo viel über den jungen Mozart zu klatſchen wußte und ſeine alten Tage ſo vergnügt ertrug.

Bis aber die Geſchichte vom alten Gupf ſich

umhergesprochen hatte, war es Weihnacht, Neujahr und später geworden; da erst konnte man den heiterlebigen Graukopf nach Wien rufen. Er antwortete in einem Brief voll Gloriagefühl und Jubel, wollte aber erst kommen, wenn die Donau eisfrei wäre. Das geschah nun erst im März. Inzwischen war aber Fasching eingefallen und der ist in Wien ja wichtig, daß davon nichts verschwiegen werden darf.

Schubert hatte nämlich seinen Freund Schober in das Dreimäderlhaus gebracht und das war von Übel. Denn für Schubert war Schober der ewig heitere, abenteuerliche, tausendfach hilfsbereite Freund und gute Junge, für die Tschöllsleute und ihre Mädchen aber der reiche und hübsche Herr Baron.

Schober hatte ein offenes Herz, das seinem Freunde Schubert voll entgegenschlug und von dessen Genius schwärmerisch erfüllt war. Er hielt den armen Musikanten frei, wo immer es nottat, gewährte ihm in seiner eigenen Wohnung in den Zeiten des Mangels Quartier und teilte den Bissen vor dem Munde mit ihm. Alles, alles gönnte ihm Schober, nur bei einem Gut der Erde schien er zu glauben, daß Schubertchen nicht das mindeste Bedürfnis danach hatte. Hier nahm er dem Freunde unbekümmert und freimütig weg, was nur zu rauben war: Das waren die hübschen Mädchen.

Schubert hatte da ſchon einige kleinere und ſehr leicht zu verſchmerzende Erfahrungen gemacht. Dennoch führte er den Freund im Hauſe ein. Er fühlte Heiderls leiſes Hindrängen zu ihm und ihre ſanften, ſchüchternen, warmen Blicke, und wagte, wagte kaum, ein wenig in der Hoffnung zu atmen, daß er dem lieben reinen Kinde vom Lande ein wenig wert ſein könne. Da mußte der hochfeine Probierſtein heran, der hübſche, luſtige Baron, bevor er ſeinem mißtrauiſchen Junggeſellenherzen geſtattete, ſchneller zu pochen.

Schober war ein ſpiegelblank gebügelter Junge, wie Samt und Seide. Unter der tadelfreien Lockenfriſur ein bildhübſches, diskretes Antlitz mit behutſam ſüß geſpitztem Munde, der vorſichtig ſchmunzeln, reizend zu plaudern, intereſſant zu ſeufzen und ſchmelzend zu ſingen wußte. Er trat ſtets zurückhaltend, gedämpft und leiſe auf, bis er wußte, daß alles auf ſein Geheimnis geſpannt war. Dann aber ließ er ein Sturm- und Dranggenie los, erzählte von ſeinen Fahrten als Wanderſchauſpieler, von Sturm und Entbehrung, faulen Äpfeln, Direktoren, die ſich ſelber ihren Hering brieten und duftenden, erlauchten Billets doux, von Eiferſucht und Kollegenneid, Triumph und Heimweh, Raſtloſigkeit und Ruheſehnſucht, ſo daß alles im Banne der einmal friſchen, wilden und dann wieder holden Stimme war.

Der nun kam ins Dreimäderlhaus, ſtutzte zuerſt

vor Hedderl, ſah ihre klugen, ruhigen Augen, hörte, ſie ſei Braut, verneigte ſich ehrerbietig und blitzte mit freudigem Erſtaunen die beſtürzte Heide an, welche, — ohnehin ſtets im Zuſtande beſcheidener Faſſungsloſigkeit, dunkelrot wurde, als man ihr einen Baron vorſtellte; den erſten in ihrem Leben, und der ſchaute ſie gleich an, wie den Pfirſich, in den man beißen will.

Als der ariſtokratiſche Kenner Heide ſo hinreißend verlegen merkte, kümmerte er ſich um die halbentwickelte Hannerl gar nicht erſt, ſondern blieb bei der Unſchuld vom Lande und war zurückhaltend, ſchüchtern und naiv wie ſie, worauf ſie Mut bekam und endlich zu ſchwatzen anfing.

Sie hatte von ſeinen Wanderfahrten gehört und fragte, ob er Krems geſehen habe, das einzige in der Welt, was ſie kannte und wovon ſie einigermaßen fließend zu ſprechen wußte.

„Ach ja, das iſt die Stadt mit dem Mandl ohne Kopf," ſagte er in gleich ſchüchternem Tone wie ſie.

„Und mit dem Schwedenturm," fuhr ſie eifriger fort.

„Was, die Schweden waren auch in Krems?" fragte er.

„Wo wären denn die ſchrecklichen Menſchen nicht hingekommen," ſchmollte ſie.

„Freilich; bis ins Dreimäderlhaus," lächelte

er langsam. Da fiel ihr ein, daß ja der interessante Baron Schwede von Geburt war und sie wurde wieder rot.

„Schreckliche Menschen," sagte er sehr ernst und betrübt.

Da bat ihn Heide um Verzeihung, wollte ihm bedeuten, daß er gar nicht schrecklich sei und wurde mitten in ihrem Kompliment abermalen rot, so daß er ihr half und getröstet und erleichtert tat, daß er ihr nicht so viel Grauen einjage wie Wrangel und Torstenson. Worauf ihr ebenfalls ganz leicht zumute ward, solch einen kindlichen Menschen angetroffen zu haben.

Einmal zuckte Heide wohl zusammen, denn sie plauderte, was sie sonst nie tat, in der andächtigen Zeit, da Schubert am Klavier saß. Der aber war so ernst versunken und dachte so offenkundig gar nicht an Heide und nur an seine Musik, daß sie ordentlich verletzt war, warum Schubert nicht eifersüchtig wurde. Nun plauderte sie erst recht mit Schober, aber ihr kleiner dicker Freund hatte einen heiligen, tiefversunkenen Abend, daß er gar nichts bemerkte.

Beim Abendessen saß Schubert neben ihr und war immer noch in seine liebe Tonwelt verzückt. Da ward nun Heide wieder bang, er könnte so einsilbig sein, weil er ihre Vertraulichkeit mit Schober notiert habe und sie bemühte sich erschrocken, demütig und liebevoll um den Verlassenen, in dessen

abweſendes Herz ihre herzliche Milde mit der lieblichſten Wärme drang, ihn wieder der Welt zukehrte und froh und dankbar machte.

Es begann denn ſo der ſeltſamſte Zuſtand im Herzen der armen Heide. Sie glaubte ſich heiliglich verpflichtet, die kühle Abwehr der älteren Schweſter, die wegen der Armut des kleinen Muſikers erfolgt war, als ein Unrecht mit ihrer eigenen, ſanften Perſon wieder gutzumachen und ſo gut es ging zu zahlen. Schubert aber, der ſich vor der traulichen Annäherung ſtets ängſtlich duckte, weil er neue Wunden zu alten Narben fürchtete, ſchien ihr Mitleid und ihr ſchüchternes Werben gar nicht nötig zu haben.

Da ſah denn Heide immer öfter den Herrn Baron an, der ſie herzlich ermutigte, mit ihm über alle Kleinigkeiten ihres ſtillen Nähkramlebens zu reden, wurde an ihm warm und ſah ihn noch wärmer werden, fürchtete ſich, fühlte Schubert traurig herüberſehen und ſich dann gleichſam wund und weh in ſein Notendickicht verkriechen, bereute ſehr und kam wieder zurück.

So war ſie mit ihrem ſchwachen, furchtſam liebevollen Herzen ſelber ein Spiel ihrer Rechtlichkeit und dennoch entſtand etwas, das einem koketten Spiele mit den beiden Freunden ähnlich ſah, und das von Hedderl tadelnd und von Hanneri mit gierigem Lerneifer angeſehen wurde.

Bei Herrn Tſchöll

Beide war durch den leisen Tadel der älteren Schwester und das begeisterte Anhetzen der jungen, gewandten Katze, die Sinn für dergleichen Teufelsdinge hatte, nur noch verlegener und in ihrer Befangenheit vergriff sie sich noch mehr als sonst im Ton, den sie den beiden Freunden gönnte. Denn als sie gegen Schubert abweisend zu werden versuchte, verschwand der sogleich gehorsam und allzu bereitwillig auf lange Wochen, und bei Schober half denn das kühle Benehmen erst recht nur, den Eroberer zu reizen.

In dieser prickelnd gefährlichen Zeit war Tauwind im Lande an der Donau angekommen und hinter dem letzten Treibeis und nach dem Hochwasser fuhr selig der alte Gupf auf dem Linzer Marktschiff in die Stadt seiner Träume ein.

Das Gerücht lief umher, wo Musik getrieben wurde: Der Urpapageno ist da!

Er stellte sich auch sogleich im Tschöllschen Hause vor. Er war rot vor fröhlicher Erregung, schlängelhaft und frisch wie ein Jüngling, den langen Hals unternehmend und schräge vorgestreckt und trug einen Frack, an dem man studieren konnte, was Provinz und Vorväterschaft für hinreißend hielten. Adamheinrich Gupf trat fröhlich und sicher auf, wurde aber gleich während der Vorstellungsszene, die der aus Italien zurückgekehrte Vogl leitete, zerstreut. Er sah mit schiefem Halse schmunzelnd und verliebt nach den schönen Tschöllmädchen

hinüber, und als Herr Tschöll lachend sagte: „Na, Herr Gupf, gefallen Ihnen meine drei Mädel? Nur zu, nur zu!“, da trat er zu den hell durcheinanderlachenden Mädchen hin, die ihn freimütig ansahen, machte die schönsten Kratzfüße und war genau so galant, wie er es vor fünfzig Jahren dem Erzbischof Hieronymus abgespitzt hatte: gnädig schmunzelnd und segensreich, nur in rascherem, leichtblütigerem Tempo.

Man merkte bald, daß er die Jüngste am meisten vorzog. Hannerls eindringlich fragende Augen schienen den alten Gockel mächtig zu bewegen, und auch sie war voll Neugier nach ihm. Herausbekommen wollte sie, wie er so alt werden und noch so lustig sein konnte. Und ihn erzählen hören! Er aber hatte vernommen, in Wien sei alles für den zu haben, der dort modern würde. Da ihm nun stets die jüngsten Mädchen am besten gefallen hatten, erwartete sich der weltferne, lustige Vogelpfeifer eine Art Paradies und Auferstehung seiner Jugendträume dort, und kurz, er hoffte auf die sündhaftesten Verführungen seines rüstigen Alters. Gut und böse, gefallen und unschuldig, jung und alt vermochte er durchaus nicht zu unterscheiden, denn er selbst war ein merkwürdiges Präparat von Schuldlosigkeit und Lebenshunger. So erhoffte er sich denn im Tschöllschen Hause sogleich eines der Mädchen; womöglich die Jüngste, die so biegsam war und ihm so deutlich

evahaft in die Augen zu ſchauen wußte, hellbraun, neugierig und luſtig.

Er wurde wiedergebeten, und zwar für einen großen Abend, bei dem all jene ihre Luſt an ihm haben wollten, die zur Reiſe des berühmten, lockeren Zeiſiges nach Wien beigetragen hatten. Der Sänger Vogl und Schubert begleiteten ihn an den erſten Tagen durch die Wienerſtadt und er ſah alles mit der Gerührtheit und Lebhaftigkeit eines Knaben. Vogl war merkwürdig milde geworden; weniger Olympier und mehr Vater. Er hatte nach ſeiner Rückkehr aus Italien eine alte Freundin geheiratet; Genoſſin ſeiner gelehrten Studien und den beſten Kameraden, den er bis in ſeine ſpäten Tage gefunden hatte. Nun, ſeit er zu Hauſe einen weißen und beſonnten Mittagstiſch, ein gewärmtes Bett und Mitgefühl für ſein Zipperlein wußte, ſtieg er lieber als vordem zur Menſchheit herab, in die er nun doch hineingeheiratet hatte. Mit warmer Teilnahme zeigte er dem alten Vogelſänger den Stefansdom, erzählte mit gemütlichem Behagen von den Baumeiſtern, die hier vom Gerüſt des zweiten Turmes geſtürzt waren, deſſen Bau der Teufel ſelber hintertrieben haben ſoll, vom böſen Kegelſchieber, deſſen zerriſſene Glieder man eines Morgens in alle Winkel des Turmes verſchleudert gefunden und vom Herrn von Schabbenrüſſel, den ebenfalls der Teufel hier ganz nach fauſtiſcher Manier geholt hatte. Gupf hörte

in kindlich frohem Grauſen zu und ahnte nicht, daß auch ihn vielleicht der Teufel hergelockt hatte, um zu Wien ſeine unverbeſſerlich luſtige Seele ganz ſicher zu holen. Denn im frommen Oberöſterreich iſt ſelbſt die größte Unſittſamkeit nie davor ſicher, bekehrt zu werden.

Viele Tage ging ſo das wackere Leben des fröhlichen Gupf dahin und jeder Tag war ein ſüßes, leichtes Einſtrömen von großen Erlebniſſen auf ihn, ein feſtliches Freudebeben, ein Aufnehmen, Schauen und Zungenſchnalzen.

Wie ſich der jungenhafte Alte in der Belvederegalerie benahm, ſollte von anſtandswegen nicht erzählt werden, denn er war aus ganz beſtimmten Gründen von Tizians Danae nicht zu entfernen, und nur die beſtimmteſte Verſicherung Vogls, daß in einem anderen Zimmer der Maler Spranger die Dinge der lieben Sinnlichkeit noch viel ſinnenfälliger gemacht und gemalet habe, brach ihn los. Er ging auch ſogleich durch alle Zimmer der Sammlung mit einer Eile, daß ſeine Frackſchöße wag- und wimpelrecht hinter ihm flatterten und die Diener ihn, weil er an Veroneſe, Velasquez, Murillo, Reni, Carlo Dolci und Salvator Roſa mit den Zeichen abſoluter Nichtachtung vorbeiſauſte, für einen zwar wunderlichen, aber großen Kenner hielten. Sodann verſäumte er vor den ringenden Geſtalten des Hephäſtos und der Maja das Mittageſſen, wurde von dem unwillig lachenden Vogl

allein gelaſſen und blieb in der Galerie, wer weiß wie lange. Als er herauskam, wußte er bloß von Tizian, Spranger, Palamedes und Rubens; eine gemiſchte Geſellſchaft und einig nur in dem, was dem alten Gupf am Ende ſeines Lebens wieder wichtig geworden war.

Es war auch wirklich vom Teufel kühl und genau bedacht. Aus der Gegend zwiſchen Inn und Enns, wo ſich die Männer mit dem beſten Grunde nach dem Himmel ſehnen, denn an irdiſcher Schönheit iſt dort etwa ſo viel wie in den flämiſchen Niederlanden zu finden, wurde er unvermutet nach Wien verſetzt, in eine Stadt, deren Frauen wahrlich auch für den Vorbereiteten verwirrend ſchön ſind. Nun wurde er von einer Fülle ſolcher Geſtalten voll ſinnlichem Duft und Schelmerei umringt, gehätſchelt, ausgefragt, gefeiert und mit lieblichen Worten, Süßigkeiten und Wein traktiert. Er war keine bloßen Schultern gewöhnt, keine eindringlichen Augen, keine kleinen, glatten, ſchmalen Hände, kein Parfüm, keine Liebenswürdigkeit, keine ſpielende Frivolität, kein Naſchwerk und keinen guten Wein. Nun neigten ſich duftend friſierte Köpfe nahe zu ihm und flüſterten ihn fragend an, ob es wahr wäre, daß er in allen Dingen ſo jung geblieben ſei und er ſah nichts als bedrängende Schönheit. Von den Salzburger Biſchöfen und dem Kapellmeiſter Mozart durfte er überhaupt nur die pikanten Geſchichtchen erzählen und

nichts anderes; die aber unter tausend verfänglich lächelnden Fragen und fröhlich hin und her rückender Angeregtheit. Er war für die Wiener Frauen das Lexikon der Liebe aus der Rokokozeit und sie blätterten mit ihren schmeichelnden Händen beständig nur in dem einen Kapitel, das in ihm so tückisch auf Auferstehung gewartet hatte.

Er war in die Hölle geraten und wähnte, im Himmel zu sein! Er war voll von Seufzern, als wäre er zwanzig Jahre, voll gepreßtem Glück, angefüllt mit Sehnsucht und Verlangen, daß ihm das Herz strotzte wie eine überreiche Frucht. Dazu oft genug angeheitert, in ewig süßem Jubilo; — gradwegs im Paradies!

Sein Puls hatte sich verdoppelt, seine Augen wurden sprechend, seine Stimme hell und sein Glücksgefühl zersprengte ihn beinahe. O diese Kaiserstadt, dieses betörende, herzverwirrende Wien!

Sechs oder sieben Tage ging es so rundum mit stets neuen Wundern, zwischen Kirchen und Heurigenmusiken, von der Fastenpredigt zur Schubertiade, vom Theater ins Ballett, von der Ausfahrt in den reichbelebten Prater zum Geflüster und Gefrage der Mädchen und Frauen. Dann kam der große Abend bei Tschöll, an dem Grillparzer, der Baron Schönstein, Schober und Spaun, Schuppanzigh, Bauernfeld und andere Staffage waren, und er die Hauptsache. Das große Festzimmer schimmerte von Wachskerzen, Seide und

von den perlmatten Schultern und blaſſen Kehlen der ſchönen Frauen. Adamheinrich Gupfens Abſchiedsabend!

Der Alte hatte ſich ſehr ſchwer und traurig entſchloſſen, die Stadt zu fliehen, ſolange er dies noch vermochte. Nun, am Beſchluſſe ſeines Lebens, war ihm Feſtlichkeit und Glanz beſchert worden, es war über alle Maßen, aber dergleichen durfte er nicht gewöhnen. Ganz ein wenig mahnte wohl auch die Sehnſucht nach ſeinem Vogelherd, nun, in der Zeit des wiederkehrenden Zuggeflügels. Auch hatte er ſich vorgenommen, von der ihm zugefloſſenen Spende klüglich ein Hundert Gulden zu erſparen. Das waren ſo ſeine Vorſätze am Nachmittag und in der gedankenvollen Dämmerung geweſen. Als er aber mit einem Ruck in ſo viel Licht und Pracht geriet, als die Kronleuchter mit den herrlichſten Glasprismen funkelten und ſtrahlten, als Samt und Seide, ſchönſte Formung und tiefwarme oder ſchelmiſche Augen ihn anſahen, leichter, loſer Zuruf auf ihn eindrang, da vergaß er alles und war ſo leichtſinnig, laut und glücklich wie nur je! Er war in den Saal getreten in ſeinem drolligen zeiſiggelben Frack mit den wurmartigen Flatterſchößen und einem närriſch hohen und endgeſpitzten Kragen, und wo er hintrat und kratzfüßelte, verbreitete ſich in alle Naſen ſogleich der feine, weichlich ſüße Ölſamenduft nach Hanf und Sonnenblumenkernen, der ihm

und ſeinen Vogelkäfigen nun einmal unzertrennlich anhing.

Schubert kam bald nach ihm, ſah in ſeiner Weiſe nicht viel rechts noch links, ſondern ging raſch und bedrückt in ſeinen Winkel am Klavier, wo er wartete, bis man ihn brauchte, die Freunde gütig anlächelte und auf die paar Grüße und Komplimente, die er von Fremden erhielt, verlegen eilig und gepreßt kicherte oder „So, ſo, na ja,“ ſagte, was oft recht unfreundlich klang.

Freilich, viel Grund, freundlich zu ſein, war nicht vorhanden.

Frau von Reinagl hatte ſich forſchend umgeſehen, ob der Schober noch nicht da ſei oder ſonſt ein hübſcher Junge. Für den Augenblick waren alle bei Damen und auch der Gupf im Geſpräch. Da niemand anderer da war, wandte ſie ſich nun doch wieder einmal zu dem ſehr unbemerkten Schubert.

„Nein,“ ſagte ſie, „Ihre Violinſonate von neulich, die der Geiger Prokupek bei Schuppanzigh geſpielt hat, ſo was Herrliches haben Sie noch nie gemacht.“

„Ich neulich? Eine Violinſonate? Welche?“

„Na, Sie haben ſie doch ſelber begleitet.“

„Ach ſo, die war von Beethoven.“

„Richtig; na, ich hab's verwechſelt. Aber das Ständchen, die herrliche Serenade — —“

„Iſt ſchon gut, gnä' Frau."

„Warten Sie, die mit den Waldhörnern."

„Waldhörner?"

„Ja, ſo." Und ſie ſang ein paar Takte. „Das iſt doch einmal Genie!"

„Ja, das iſt von Mendelsſohn, ein Nokturno," kicherte er, ſelber verlegen.

„Gehen Sie! Sie foppen mich ja. Von Mendelsſohn war ja doch das verrückte, endloſe Quartett, wegen dem ich ſchon immer ſo herumgerutſcht bin!"

„Nun, das war wieder von mir," ſagte er gleichmütig.

„Gehen S', mit Ihnen iſt auch gar nicht zu reden," rief die ſchöne Witwe ärgerlich lachend, gab ihm einen Klaps mit dem Fächer und lief davon.

Inzwiſchen kam großes Geräuſch und dann Ruhe in den Saal, und Herr Tſchöll verkündete, daß Adamheinrich Gupf ein Lied des Herrn Schubert ſingen würde. Da entſtand großes Hallo.

Der arme Gupf hatte alle freien Stunden, die ihm der Wiener Taumel gelaſſen hatte, auf das Studium Schubertſcher Lieder verwendet, mit denen er jetzt und heute, auf der Paradehöhe ſeines Lebens, Ruhm und Liebe zu erringen gedachte. Er war auch geſchwind am Klavier, an das ſich Schubert ſchmunzelnd ſetzte, räuſperte ſich fröhlich und rüttelte den weit vorſpringenden

Adamsapfel an dem dünnen, ſchiefen Halſe mit Daum und Zeigefinger, als wollte er ein Tremolo präparieren, das demnächſt hervor ſollte. Das Lied hub an. Er verzerrte ſentimental Tempo und Ausdruck des zweiten der Müllerlieder, ſang auch da und dort ein wenig falſch, hatte aber ſo viel Stimmkraft, hellen Timbre und Mut, daß es allen Spaß bereitete und lachender Beifall aufkam. „Bravo, Unſterblicher," rief Herr von Schuppanzigh, und ein paar Mädel umſtaunten ihn mit dem ganzen gutgeſpielten Ernſte ihrer Schalksköpfchen. „Nein, der Herr Gupf! Nein, ſo ein Stimmwunder! Dieſe Jugend, dieſe Leidenſchaft!"

Nun war der gute Alte nicht mehr vom Inſtrumente fortzubringen. Er ſang, von ſeinem Glück getragen, nun wirklich gar nicht übel, trällerte aber Lied auf Lied und hätte nicht eher losgelaſſen, bis er nicht den ganzen Zyklus herunter geſungen hätte. Da rief Herr Tſchöll: „Aufhören, Eſſen gehn, Trinken gehn!" und die Gefahr war vorbei, die gute Laune nicht bedroht.

Nun ſaß er, ſchwimmend im Stolz und Glanze, bei Tiſche zwiſchen Frau Ruzky und der ſchönen, luſtigen Reinagl. Die übermütigen Witwen wußten ſchon, wie bereit das alte Herz des Gupf ſtand, Feuer zu fangen und begannen, ihm nach dem dritten Glaſe Wein mit allerlei verfänglichen Fragen heiß zu machen. Ob es denn wahr ſei, daß er die jungen Mädchen ſo gern ſähe?

„O, auch die jungen Frauen.“

Und ob das nicht nur bloße Seelenneigung sei.

„O, ganz im Gegenteil.“

Ja, ob er denn dann nicht, als so frischer, umworbener und ausgezeichnet aussehender Herr ein wenig Glück, reales Glück in der Wienerstadt gehabt haben müsse!

„Bis jetzt nein, leider nein, bis jetzt!“

Sie glaubten es durchaus nicht, er widersprach und beschwor, daß man, grausam genug, nur stets seinen Eifer gestachelt und sich dann vor ihm gefürchtet habe.

„Es ist wahr, er ist gefährlich,“ sagte Frau Ruzky.

„Aber man kann ihn doch nicht so von Wien fortlassen,“ flüsterte Frau Reinagl bedeutsam.

Der arme, alte Zeisig begann zu zittern und zu beben.

„Freilich: es muß etwas geschehen,“ entschied Frau Ruzky mit unverbrüchlichem Ernste. „Man muß Herrn Gupf ein wenig gut sein.“

Und die zwei nichtsnutzigen Evastöchter flüsterten dem armen, unsinnig glücklichen Urpapageno Komplimente zu, nannten ihn einen Jüngling und schönen Mann, neigten sich nahe zu ihm und der ärmste Adamheinrich, der nie im Leben solche Schultern auch nur von ferne gesehen hatte, versank in Abgründe. Der lockere, neckende Duft der

Gupf in Verſuchung

hübſchen Frauen umwirbelte ihn, ihre ſchalkhaften Augen brachten ihn zum Sieden, ihr ſtreichelnder Atem machte ihn ſo lebendig, wie ein Klavierhämmerchen während des Spiels iſt. Er ruckte auf ſeinem Sitz umher, lüpfte, drehte und verſcharmuzierte ſich, war ganz einem überlebhaften Vogel ähnlich und bot der ganzen, in den frivolen Spaß eingeweihten Geſellſchaft ein drolliges Bild, ſo außer ſich vor Liebe hatten ſie den armen alten Adamheinrich gemacht.

Schubert, der nicht weit von ſeinem Klavier fortging und nach dem Eſſen bald wieder daran ſaß, lachte und lachte. Als der Alte eben wieder an Hannerl heran war und ſich in der Lebhaftigkeit ſeiner Komplimente um ſie ſchlängelte wie ein Buffone, da zupfte die Schalkheit am Muſikantenherzen, und er gab ein paar hinreißend ſchöne Takte eines Ländlers an, die ihm gerade friſch vom Himmel gefallen waren.

Hochauf horchten die ſchönen Frauen und Mädchen.

Schubert lachte glücklich, neigte den Kopf links und rechts und begann ein ſo widerlauniges, kapriziöſes und neckendes Tanzthema, daß die Herren unwiderſtehlich die Köpfe neigten, in die Hände patſchten und die Frauen Hüften und Schultern zu wiegen begannen. Lachender Jubel brauſte auf und die wunderbare Luſt des Genies zuckte in alle Glieder hinein, die Augen ſtrahlten, der betörende

Rhythmus zwang sie und wie an gehorsamen Drahtpüpplein hüpften die Beine.

Hannerl schrie vor Lust: „Ja! Ja! So, so Schubertl. Ein Busserl verdieneten's.“ — Und tanzte auch schon mit Herrn Gupfen dahin. Der hatte gutes Salzburger Blut: er strampfte den Landler, daß die Dielen, trotzdem er schon recht leicht war, unter den alten Beinen dennoch leise zitterten. Er krähte und juchzte, drehte, sich selber an den Rockschößen haltend, die anständigsten Solokreiselfiguren, gab dann wieder fein die Hände und wurde immer lebhafter und toller, bis ihm die Rockschöße wirbelten. Sein Hut ging ihm dabei sehr ab; den brauchte er. Als ihm einfiel, der sei draußen, knotete er sein ungeheures rotes Schneuztuch und warf's immer wieder juchzend in die Luft, drehte sich, fing's auf, warf Kußhände und trieb's, bis er schwindlich wurde.

Hannerl lachte, Schubert lachte und die andern auch, als er in ein Kanapee sank, aus dem ihn sehr schnell wieder das hingebungsvoll schöne Motiv eines deutschen Tanzes hochriß. Es war nicht möglich zu rasten: diese Töne hätten Karthäuser und Tote zur Weltlust verführen können.

Hannerl flog aus einem Arm in den anderen. Und wenn sie an dem kleinen Musiker vorbeidrehte, blitzte sie ihn aus zärtlich braunen Augen an. Er freute sich und spielte immer schöner. Als sie ihm aber gar einen Kuß zuwarf, begann er

plötzlich piano und in Moll zu spielen, so daß die Gesellschaft, um die Musik zu hören, ganz leise, gedämpft und schattenhaft weiterschleifte. Da warf ihm Hannerl, der sogleich bang wurde, ein paar von der Etagere gegriffene Bonbons an den Kopf, und sogleich wurde die Musik wieder quillend hell und entzückend leichtfertig.

So oft sich aber das schöne Kind am stillen Musikanten vorbeidrehte, wechselte er mit dem Thema ein Augenblickchen ins Schwermütige.

Sie brachte Gupf an Frau Reinagl los und stellte sich hinter ihn. „Was soll das heißen? Eine Liebeserklärung oder eine Grobheit?“

„Gehn's, tanzen's weiter,“ bat Schubert im Spielen. „Das schaut gar so herzig aus, wenn Sie sich so vorüberschlingen und immer ein bisserl herüberspeanzeln. Das ist nacher grad so wie michs Leben behandelt.“

„Wieso?“

„Na, das freut sich auch an mir vorbei — und ich darf Musik dazu machen.“

„Gschieht Ihnen recht. Warum tanzen's net selber?“

„Ich? Damit ich ausglacht werd' wie der alte Gupf?“

„Nein,“ rief Hannerl schnell. „Schaun's ihn jetzt an, wie er verliebt tut. Und die Frau Reinagl macht sich ganz gschamig.“

Wirklich glaubte der arme Gupf der schönen, lustigen Frau; glaubte ihnen allen!

Am Ende hatte er für die folgenden Tage vier Stelldicheins, hoffte alles, hörte es mit Seligkeit, wenn ihm ein junges Ding auf seine Werbungen tiefverschämt antwortete: „Sie Schlimmer!“ und hatte einen Pulsschlag von mindestens hundertundzwanzig in der Minute.

Er wollte noch am selben Abend auf der Straße von Frau Reinagl einen Kuß haben, als die Gesellschaft unter dem hellsten Gaudium auseinanderging. Frau Reinagl aber seufzte: „Ach, daß ich heute stark bleiben soll! Aber es muß sein. Man hat uns beobachtet. Mein Ruf!“

Da ging, schwebte und schwamm denn der arme gefoppte Alte selig, aber allein in die tauige Märznacht hinaus. Von Südwesten kam, an die schnellen Atemzüge der schönen Frau erinnernd, der laue Hauch des Föhnwindes gestoßen, so warmhauchend, als ginge Gupf an einer Bäckerei vorbei, so übermütig und verliebt, daß sich die Laternenflämmchen erschreckt und wie geschämig duckten und sich klein und blau machten.

Der alte Gupf ging, in einer Erregung und leidvollen Lust ohnemaßen, durch das Tor nach der Vorstadt, wo man ihn untergebracht hatte. Auf den Glacis war es still, finster und lauwarm. Ein paar Verliebte suchten die Nacht auf und entschwanden ins Ungewisse, dann ward es ganz war-

tend, ganz bebend, ganz voll Entstehen in der geheimnisreichen, Mark und Bein durchschauernden Werdeluft dieser verliebten Nacht.

Oben hoch, von ferne kamen Stimmen, kaum hörbar, aus der wolkigen, lauen Westwindhöhe. Das waren sehnsuchtsreiche, heimstrebende Wandervögel, die den Süden mit sich brachten und die Liebe. Er kannte sie so gut, diese wilderregenden Stimmen der Höhe in den Märznächten, der alte Vogelsteller und zitterte vor Glück und Verlangen.

— — — — — — — — — — — — —

Aber sein weiteres Verhalten in jener Nacht gehen dann nur mehr dunkle Vermutungen des ewig leichtfertigen Wiener Klatsches. Der alte Gupf kam durch Vorstadtgäßchen, in denen noch fragwürdiges Leben wach und tätig war. Der angeregte Vogelpfeifer fühlte übermütig viel Geld in seinen Taschen und als der Jüngling, der er wieder einmal war, soll er in die auf jenes Alter zugepaßten Fallstricke geraten sein, — das Stück zu drei Silberzwanzigern.

Genug. Der arme, junge Alte wurde am anderen Tage in seinem Bette gefunden, ein Bein heraushängend, als wollte er sich erheben. Der Tod war schneller gewesen als er und hatte sich mitten in jener wehrlosen Reflexbewegung lächelnd

und ſanft die allzu leichte Seele des armen Gupf geholt, die hinter den Zugvögeln dreinfliegen mochte ins Land der Heimkehr.

Das ſanfte, aus dem Schlafe ins Ewige hinübergeflüchtete Ende des alten Gupf wurde mit gerührter Heiterkeit überall umher beſprochen, ſelten wirklich belacht, aber nirgends ſchwer genommen, ja wohl gar da und dort ein wenig beneidet.

Grillparzer, der in einer zugeknöpften Laune über den Fall befragt wurde, ſoll in ſeiner grämlichen Art erwidert haben: „I hab' mir's eh denkt, daß es ſo ausgehen wird. Wir haben als Buam amal an Kanari g'habt, der hat ſein Leben auf fünfzehn Jahrln 'bracht. Derbarmt nit der alte Lotter unſerer Wirtſchafterin? Was tut's? Sie ſperrt glei a paar junge Weiberln zu ihm. Wie der die ungewohnte Geſellſchaft erkennt, wird der alte Kerl vergackelt, fangt an zu hupfen und zu tanzeln, macht ſich ſchön und wetzt umanander, grad ſo wie der alte Gupf, ſingt und ſcharmuziert, fallt vom Spriſſerl und is mauſetot. Es war halt ganz die nämliche G'ſchicht."

So war denn auch das luſtige Leben des alten Vogelfängers ausgeſpielt und zu Ende gepfiffen. Sie hatten ihn zu Tode geſcherzt, die ſchönen Frauen in der fröhlichen Stadt zu Wien.

Das ganze Ereignis traf mit einer Flut ſchwermütig ironiſcher Betrachtungen die Seele des armen Schubert. Er fühlte ſich von aller Gewährung geradeſo ausgeſchloſſen wie der alte Gupf, nur daß er von dem ewig törichten Weh ſeiner Wünſche nichts, gar nichts merken und den wilden Rufen ſeines jungen, ſehnſuchtsreichen Blutes keinen Ausweg ließ, als in Akkorden. Das liebe und zutrauliche Weſen der ſtillen Heide kam nicht zu nahe an ſein Herz heran; er wollte nicht glauben, um abermals enttäuſcht zu werden. Und doch fiel es ihm ſchwer, ſo ſchwer, ſich der Liebe zu verſchließen, gerade in jenen Tagen, da übermütige Schönheit ſo läſterlich mit einem Greiſe geſcherzt und ihn lachend in den Abgrund gekollert hatte. Denn was damals dem armen alten Adamheinrich alle Beſinnung wirbeln gemacht hatte, das rumorte auch in ihm: der küſſende Hauch der lauen Luft. Alle Jahre, ach, alle Jahr' im März kam das wildſchoßige, hochauftreibende Leid ſo pünktlich!

Der erſte Föhnwind brachte es, oft mitten in der Nacht. Da überſtürzte mächtiges Verlangen den armen Muſikanten und ließ ſeine Seele endlos rufen, wie einen eingeſperrten dürſtenden Vogel. Oft ſtürzte er ans Fenſter, hielt ſich dort an der Brüſtung und ſah in die Gaſſe hinab, ob nicht unten Liebe vorbeiginge, ob keine zu ihm hinauflächelte. Am Tage war dann das alles in völliger Umgärung und wurde zu den werbendſten, dring-

lichſten, wehmütigſten Weiſen; — am Abende aber war es von neuem da. Er mußte ſich oft zurückhalten und ſeine eigene Vernunft mahnen, um nicht eine ſchöne Frau zum Fenſter hinauf oder auf der Gaſſe anzurufen, ja vor ihr, wenn der Schönheit allzuviel war, demütig niederzubrechen und flehend ihre Knie um Gewährung zu umringen. Aber die übervollen Lippen blieben gepreßt und ſtill; nicht einmal den Freunden ſagte er davon. Er fürchtete Spott; hielt er ſich doch ſelber für häßlicher als er war, und das war das Geheimnis ſeines Elends. Wäre er wirklich unliebenswert von Anſehen geweſen, hätte aber ſo getan, als ſei er ſicher im Bezwingen und wert, geliebt zu werden, er hätte geworben und hingeriſſen. So ahnten ihm Frauen und Mädchen ſogleich ab, daß er an ſich ſelber nicht glaubte, und darin liegt ein merkwürdiges Froſtelement. In ängſtlicher Scheu, verſchloſſen, leidend und nur in tiefſter Einſamkeit rufend und ſeufzend, über und über voll ſeligem Weh und verzweifelnder Lebensgier, ſo rang er ſich durch jene merkwürdige Zeit, die ihn bis in den Mai mit ihren ſchrecklichen Kräften trieb und peinigte. Wenn aber Sang und Schall in Buſch und Baume gar zu allſtimmig wurden, wenn ſelbſt von den ſchweigſam grünen Waldbergen ganze, volle Blütenſchaumfälle zu Tal niederſtürzten von Holzkirſche, Hartriegel und Weißdorn, wenn des Kuckucks

Schalkheit endlos wurde und die ganze Erde vor ungeheurem Luſtgefühl und inbrünſtiger Schönheit zitterte, dann löſte ſich ſein Leid in dieſem Übermaß von Erfüllung der allgemeinen Liebe, er wurde heiterer und ſelber zum Singen aufgelegt, atmete das berauſchende Glücksgefühl ein, das in ſchweren Blütenduftwolken die ganze Luft durchzog und dankte aus einem Herzen voll Lebensfreude Gott und der Welt für ihre gnädige, königliche Schönheit!

In ſolcher Zeit kam er ſeltener ins Dreimäderlhaus auf der Südbaſtei. Er wollte an ſeinem Leide nicht reißen und zerren und rettete ſich in jene Gegend von Wien, wo die Gottheit des ſtillgrünen Gedeihens am gnädigſten war. Das iſt der ſegensreiche Winkel, den der Dreimarkſtein nach Südoſten öffnet, wo ſich in vielen Erdfalten die lieben kleinen Weindörfer duckten, wo an den Hängen und auf den Hügelkuppen Reben ſich neben Reben drängten und hellroſig die Pfirſiche blühten.

Dort, wo beglückte Weite und traulichſte Enge nebeneinander waren, wo das kleine, geſchäftige Hausglück der gutgelaunten Weinhauersfamilien an die große, heilige Stille der Wälder und das ſchwüle Blühen der Gärten grenzte, war es gewaltig hehr und behaglich zugleich. Das Menſchenkind, dem beides teuer iſt, kann wie ein Kind bald in die Sonne, bald in den Schatten eilen. Dort überfielen die geeinten Geiſter der Natur

ſeine Seele mit jenem myſtiſchen, traumhaften Glücksgefühl, das ſich kaum je erwerben und lernen läßt und welches das untrügliche Merkmal des echten Gotteskindes iſt. Dieſe allerſchönſte Gabe von allen Gnaden Gottes, mehr und beſſer als Liebesglück, ja dem Gefühle künſtleriſchen Erkennens vielleicht noch überlegen, dieſes göttliche Allbewußtſein, dieſes ins Heimwärts zerrinnen, wenn die grüne Natur weitgeöffnet ſteht, iſt wahrlich der verzückten Empfindung der Heiligen gleich: Ich ſehe die Himmel offen und die Kraft Gottes ſenkt ſich nieder auf mich!

Dieſer Rauſch, dieſe Gnade über allen Gnaden aber war ihm in ihrer ganzen hehren Innigkeit beſchieden. Dem kleinen, unter Menſchen ſo oft gedrückten und fremden, hier aber in Gottes Vaterhauſe als liebſtes Kind angerufenen Muſikanten!

Dergleichen Heil und Sälde war wenigen außer ihm beſchieden in der liebreichen, ſchönheitsdrängenden, lebensfrohen und lachluſtigen Stadt des Weines und der Lieder und unter ſo vielen Irrenden des Glückes war er faſt der einzige Beſeelte. Unter den, ewig nach Erfülltem Jagenden war er in all ſeiner Unerfülltheit reich und geſegnet vom Vater aller Welten.

— — — — — — — — — — — — —

Trotzdem aber: Seine Sinnenfreude irrte doch wieder gerne in den zerſtreuten, kleinen Tag der anderen zurück. Schuberts Freunde waren in ihren beſten Stunden nur halb zu ſeiner Art von Entrücktheit geweiht und konnten eher für Weltkinder gelten. Sie gingen mit ihm wohl in Feſtfreude nach Döbling, ſaßen aber dort allſogleich zum Weine nieder und waren dabei ſo unwiderſtehlich behagensvoll, daß Schubert ihnen, bei ſeiner kräftigen Sinnenfreude, augenblicklich ganz und gar verfiel. Er genoß mit ihnen, und die Weite, den Sonnenſchein, das übermächtige Blühen und das gewaltige Windharfen des Waldes fühlte er nur mehr wohlig nebenher, wie die gute Dekoration eines feſſelnden Theaterſtückes.

Freilich: auch als Weltkind bewährte er ſeine kraftvoll erfaſſende Art, welche die kleinſten und flüchtigſten Genüſſe mit tiefem Frohgefühl durchdrang und für ein Glas guten Weines und ein friſchduftendes Brot ſolch eine freudige Dankbarkeit entſtehen ließ, wie ſie der müde Reiche bei den größten Glücksfällen des Lebens nicht kennt.

Daher genoß er mit jedem ſeiner Freunde deſſen beſondere Vorliebe oder Sehnſucht im beſonderen mit und ward nur böſe, wenn allzuviel von Mädchen die Rede war, weswegen er den Umgang Jengers und Schobers zuweilen recht einſilbig, dann und wann aber nur mit kräftigen Scheltworten ertrug, denn dieſe beiden waren ewig-

lich verliebt. Kupelwieſer ſaß, rauchte viel Tabak und machte in ſachlicher Weiſe auf Hühnergruppen, einen beleuchteten Brunnen und Taubenſchlag, ein violgraues Dach oder eine wechſelvoll farbige Waldwand aufmerkſam. Da genoß er ſchon viel lieber mit und drehte ſich oft mitten im Trinken trotz ſeiner zunehmenden Dicke raſch nach dem bewunderten Objekt um. Viel mehr als alle Sachlichkeit aber gefiel dem Muſikanten das nagende, immer wieder aufflammende Heimweh Kupelwieſers nach Italien, von wo der junge Mann ſeit kurzem zurückgekehrt war, und Schubert fragte ihn ſtets von neuem nach dem Lande aus, deſſen lichter Schönheit ſich kein Künſtler der damaligen Zeit zu erwehren vermochte. Am allerbeſten aber verſtand er Schwind, den Schwärmer, den Dichter, den ewig Sehnſüchtigen. Wenn der mit Kupelwieſer von dem allgewaltigen Schmerz der jungen Künſtler, vom Südweh, von ſeinem Romleide ſprach, da brannte dem Muſikanten das Herz und in ſeiner Erinnerung erklangen die Harfentöne des Alten und Mignons hinreißende Mahnung: Kennſt du das Land?

Da vergaßen die Geſellen oft des Weines und laſen oder ſprachen ſich aus dem Gedächtnis die Dichter vor, die dem ewigen Leide der Deutſchen nach dem Lande des blauen Himmels und dem leuchtenden Meer des Odyſſeus als Ventile gedient hatten.

„Sie ſangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Geſtein
In dämmernden Lauben verwildern,“

zitierte Schwind und Schubert fuhr fort:

„Paläſten im Mondenſchein,
Wo die Mädchen am Fenſter lauſchen,
Wenn der Lauten Klang erwacht — —“

Da enthielt ſich nicht einmal mehr der kluge, behagliche Kupelwieſer einer tiefen Bewegtheit, und alle drei ſprachen ſie breit, und mit ſchwerer Sehnſucht den tieflautigen, klangreichen Kehrreim des Romantikers zuſammen:

„Und die Brunnen verſchlafen rauſchen
In der prächtigen Sommernacht.“

So wob ſich das Glück der ſcheidenden Jugend Schuberts, der an das Ende der Zwanzig gelangt war aus tiefſter Naturandacht, hinreißender Schaffenserkenntnis, genußfrohem Behagen, Schwärmerei, Freundesſcherz und Sehnſucht nach dem Unerfüllten zu wunderbar reinem Akkord.

Da und dort fuhr leiſer, klirrender Laut einer zerſpringenden Hoffnung hinein. Die nüchternſten unter Schuberts Freunden, Bauernfeld und der wackere Kupelwieſer, hatten gegen ſeine Scheu, in Geſellſchaft zu gehen, gewettert, weil ſie der Beliebtheit des Künſtlers und damit ſeinem er-

folgreichen Lebenswege ſchade, und ſeine ohnehin winzigen Einnahmen ganz kläglich herabdränge.

„Was ſoll ich zu denen gehen, die mich nicht ſchätzen?“ hatte er gefragt. „Die Männer achten mich nicht, die Frauen lieben mich nicht. Ich hab's nicht an mir, Geltung zu verbreiten.“

„Menſch,“ hatte Bauernfeld geſagt. „Du zweifelſt immer an dir und nie an deinem Frack. Du klagſt, als wäreſt du den Frauen und Mädchen zu ſchlecht. Nein! Bloß deine Schale iſt ihnen nicht gut genug. Dein Kragen, deine Halsbinde, deine Hoſen und deine Stellung. Wärſt du Kapellmeiſter am Kärtnertortheater oder hätteſt du ein noch ſo gering bezahltes Amt als fixer Hofmuſikus, da ſollteſt du ſehen, wie wertvoll du biſt. Die einen fürchten ſtets, du pumpſt ſie an, die anderen fürchten, daß du ein Lump ſein könnteſt, weil dir dieſer nahrhafte Staat keine ſeiner Milchdrüſen reichen will und die Frauenzimmer mögen ſich nur mit Glanz kompromittieren. Das iſt es. Entweder ſetze du dich in Szene wie ein Hochſtapler oder gib dir durch Amt und Würde ein ſolid behäbiges Anſehen und du wirſt ſtaunen, Bertl, ſtaunen, wie dich die Mäderln umdrängen werden!“

Das hatte Schubert eingeſehen und eine Zeitlang fleißig Geſuche geſchrieben. Weil er aber nirgends hinterher war, ſich weder Gönner zuſammenbettelte, noch in den Kanzleien ſubmiſſeſt

petitionierte und an keinen Hofrat auch nur den kleinsten Bückling verwendete, so zerrannen alle Hoffnungen zu Schuberts großer Verwunderung und Betrübnis. Sein Selbstgefühl wurde nun noch geringer, denn er, der für die kleinen Wedeleien des Erwerbslebens zu groß gewesen war, kam sich eher als nichtig und zu klein in den Augen jener Menschen vor, die gewohnt waren, aus Verdienst Gnade zu machen.

Damit zersank ein anderes liebes, geheimes Planen wie ein Aschenhäuflein. Als er noch Herrn Tschöll Hoffnungen mitzuteilen wußte, bemerkte er gar wohl, wie die sittliche Heide ihm näher kam und freudig aufhorchte. Sie gab ihm in jenen Zeiten manchen verständnisreich sanften Händedruck und setzte an ihren sehnsüchtigen Ausruf: „Hofkapellmeister? Ach, wenn das wäre —!“ solch einen bangen, deutsamen Gedankenstrich, daß der arme Musiker sehr schnell einzusehen begann, wie Freund Bauernfeld die Dinge unfehlbar durchschaute. Denn unter allem Schmachten, unter Leichtsinn, Gesang, Lachen und aller Koketterie mit Idealen blieb die gesunde Nüchternheit der guten Wienerinnen fundamentsicher bestehen.

Im Sommer dann ging es auch mit diesem Traum zu Ende. Die Stelle ward an Weigl verliehen, Herr Tschöll wurde verlegen und schweigsam, Heide ängstlich und behutsam, die Einladungen ins Dreimäderlhaus seltener und die vornehme

Gesellschaft zurückhaltend, nachdem man ihn schon mit aufmerksameren Blicken betrachtet hatte.

Nur die Freunde, die Freunde dessen, der nichts besaß und zu geben vermochte als Wohllaut, dem sie stets von neuem aus ihren eigenen, oft recht armen, halbleeren Taschen helfen mußten, die blieben anhänglich und echt wie Gold! Und wenn von den Wienern jener Zeit nichts Gutes zu sagen wäre, als daß es einen Spaun und Schober, einen Schwind, Kupelwieser und Bauernfeld gab, daß ein Jenger und Lachner bei all ihrer Armut ihr letztes mit Franz Schubert teilten und innige, fröhliche Treue hielten, wo sonst das Leben nicht Wort und die letzte Kleidernaht nicht Stich gehalten hätte, daß eine gar nicht große Stadt auch im apartesten der Fälle so viel Freunde in der Not zu zeugen vermochte, die doch für seltener gelten als das Genie, das sollte wohl unvergessen bleiben!

Denn nie war Franz Schubert allein und nie verlassen. Die Stunden, sechzehn und mehr im Tage, über hundert in der Woche, über fünftausend gezerrte, bleiche Stunden im Jahr, welche so trostlos, mit endlosen Reihen fremder Gesichter an den armen, bettelnden, hilferufenden Augen eines Fremdgebliebenen vorbeieilen und seiner Drangsal ausweichen, die bodenlose Verlassenheit, dieses Sandmeer über alle Liebe, diese unbegrenzte, tödliche, unerbittliche Einsamkeit der Großstadt, die

kannte Franz Schubert nicht. Er war von hellen Augen umringt wie die Lampe des abendlichen Tiſches, er war fröhlich umdrängt, umfragt, umſcherzt, umtröſtet in all jenen Stunden, in denen der Einſame neunfach einſam wird. Dieſe Freunde begehrten und ſuchten ihn, ſelbſt wenn er in ſeiner Arbeit nicht nach ihnen verlangte, ſie ließen ihn keinen Augenblick des Lebens nach Hilfe lechzen, ſie drängten ihm zum trockenen Brote den Wein, den Braten und Fiſch des Wiener Paradieſes auf, zogen ihn aus dem Grünen in die warme Stube und aus der Arbeit in die holde helle Luft, liebten ihn, lachten, planten und ſorgten mit ihm und waren ſein, wie ſie mit all ihrer Liebe und Treue keinem Weibe der Welt jemals gehört hatten.

So reich war Franz Schubert an Menſchenherzen, die ihm gehörten, — in einem Leben, das für kärglich ſolchen gilt, die ſelber in ihrer Verſammlung die Kärglichkeit dieſes Lebens bedeuten.

In dieſen Sommertagen des Jahres Sechsundzwanzig freilich, als Enttäuſchungen und Zurückſetzung den armen Schubert vielfach verwundeten, als er eine keimende Neigung zu verbergen und zu zerſtören hatte, da floh er ſelbſt die lautfröhlichen Freunde oft und behielt nur Schwind bei ſich, deſſen romantiſches Weſen, das voll Fabeln war, ſich in eben jener Zeit mit Liebe an den Gedanken der Weltflucht hing. Die beiden Freunde planten, irgendwo in dem Jungwalddickicht des

Dreimarksteines, das kein Mensch zu durchdringen vermochte, verschlungene, labyrinthisch geheime Pfade auszuschneiden und in der verborgensten Waldwirrnis, wo eine Eiche oder gewaltige Föhre aus dem Unterholz alt und reckenhaft aufragen mußte, eine Eremitenklause an den Stamm des Urbaumes anzukleben. Eine Leiter sollte sodann in das Geäst führen, in dem sie sich zwei Sitze zimmern wollten, jeglicher mit einem Pultbrettchen, so daß man dort lesen, schreiben, zeichnen und wohl gar auch ein bißchen zechen konnte; denn die Behäbigkeit verfolgte den weltlichen Moritz bis in seine weltfernsten Träume. In der Einsiedelei würden sie dann beide hausen, bloß von einem beschaulichen Kater und einem weisen Raben begleitet, denn ein Hund sei laut und pöbelhaft. Täglich müsse einer von ihnen nach den Wohnungen der Menschen ins entlegenere Tal hinuntersteigen, um gute Sachen zu holen, indes der andere für die Küche vorsorgte; zeichnen und komponieren war hiebei gestattet. Dann wollten sie beide nach gemütvoll verzehrter Mahlzeit, stets mit ihren Tabakspfeifen, manchmal mit einem lieben Buche in die Zweige ihrer grünstolzen Warte hinaufsteigen und oben gerührt und behäbig über die tiefen Täler, über die Hügelfalten, über die Waldberge, über Strom, Au, Ebene, Feldverlorenheit und verblauende Traumweite mit den trunkenen Augen hinherrschen und Könige der Stimmung sein! Die

bunten Kleider der Menſchen würden ferne ſpazieren, der friedliche Herdrauch tief unten blau vor den Wäldern aufringeln, die Sonne aus blankem Weißgold zu glühender Bronze werden, die Wolken ſich entzünden, verbrennen und vergehen, die Donau von ferne brauſen und ins Unendliche fortziehen, die Nacht vom Tale nach den Höhen aufwärtskriechen, die tauſend Lichtlein der fernen Stadt und der nähern Dörfer erwachen, die Weinberggrillen ſingen, die wachen Hunde bellen und ſo würden ſie voll ſtillen Glückes wie die Seligen aus Wolken herniederſchauen auf dieſe Welt, von der ſie nichts begehrten und mit der ſie heiteren Herzens zu Ende wären!

Die Wangen der jungen Männer, die ſo große Kinder geblieben waren, glühten bei ſolchen Plänen; ſie nahmen es glücklich und eifrig ernſt damit, beſprachen alles ins kleinſte, ſuchten auch wohl ſtets wieder in grünem Dickicht des Waldgebirges nach einer geeigneten Stelle und Schwind ſtieg mehrmals auf alte, hohe Aberſtänder, um die Ausſicht zu prüfen. Wie oft jubelte er da und rief in heißem Entzückensausbruch den dicken und ſtockigen Freund zu ſich in die grünumzweigte Höhe. Schubertl hoppſte und mühte ſich zwei, ja drei Schuh am Stamme empor, fiel dann ſeufzend ab und zur Erde wie ein ſatter Blutegel. „Bis wir die Leiter haben," ſagte er dann. „Hörſt du, Moritz? Die Leiter müßte wohl da ſein!"

So ſtark aber wirkte Schwinds Einſiedeltraum auf den Freund, daß Schubert nach den Tagen der Heuſchober wirklich nach Währing verzog, um der lieben, rauſchenden Waldnatur näher zu ſein. Dort wurde er wieder ſtiller, ſeine große Bedrücktheit und die ernſte Traurigkeit, die den ſcheuen Mann oft faßten, wenn er allein und müde war, gingen in einen wehmütig ſtimmungsreichen Ernſt über und dann und wann kamen auch außer der lieben Arbeit heitere Stunden.

Noch gab es Tage des Druckes und der Unzufriedenheit, an denen er ſich zur Arbeit aus Not flüchtete; denn die Gedanken an ein zweckloſes und verlorenes Daſein, die ihn in der Zeit der Abweiſungen öfter heimgeſucht hatten, gähnten noch in ſeinen Nerven weiter, ſo daß er wider Willen ſeine Arbeit hindehnte, traumhaft Motiv an Motiv reihte, wiederholte und ausſpann, bis er dann mit einem merkwürdigen Gemiſch von Kopfſchütteln und Zufriedenheit ſein eigenes Werk betrachtete. Er, der Bündigkeit und drangvolle Gepreßtheit des Ausdruckes über alles liebte, war unzufrieden mit den beſten Arbeiten, ſah etwa ein Quartett an und ſagte einmal über das andere: „Länge iſt Schwäche. Länge iſt Kraftloſigkeit, Länge iſt eine Krankheit.“

Solcher kleinlauter Rückfälle gab es freilich nicht viele, denn da draußen in Währing hauſte noch einer: Einer, deſſen bloßer Anblick ihn ja ſchon mächtig aufwühlte und erregte. Der mit den

wirren, flammenden Locken und dem dicken aufgestemmten Trotzhaupt. So oft er in Augenblicken des Zweifels Beethoven sah, fuhr es wie eine Kraft von jenem nach ihm, Schuberts ganzes Wesen straffte und erhob sich, und stark und getröstet ging er weiter, aus der Nähe jenes, den der leichtlebige Tag von Wien stets verlassen und gemieden hatte, nach dem sich die schönen Frauen nur furchtsam oder wohl gar lachend umsahen, der für verrückt, für unschlächtig und überhebend verschrien war; — viel einsamer als Schubert, viel unglücklicher an Liebe, Gesundheit und Lebensmut als er und doch geehrt und beneidet aus ganzem Herzen!

Aus solchen Begegnungen stürzte Kraft und Drang in ihn, so sehr, daß seine Kunst selbst an Nachmittagen und Abenden, wo sie doch sonst zumeist schwieg, jähe emporjubelte; wie in seinem Ständchen, das so frisch, so tauig, so amselschlaghaft energisch ist wie die Herzen von Jünglingen am Morgen. „Horch, horch, die Lerch' im Atherblau." Das hatte er, in der Absicht, es nach Wien an die stille Heide zu schicken, an einem Sonntage abends mitten im Biergartengewühl auf die Speisekarte hingebebt, als Antwort auf den Sturm seines Herzens, weil er den starken Beethoven von ferne gesehen.

— — — — — — — — — — — —

Auf die arme Heide aber wirkte jenes quellende, erquickende „Wach auf“ im Sinne des Emporschreckens. Schuberts Abkehr und Weltflucht hatte ihr nicht gut bekommen, denn nun war der bildhübsche und feine Weltmann Baron Schober allein bei ihr und sie konnte vor seinen leisen Werbungen nicht mehr an das Klavier, Franz Schubert zur Seite, flüchten.

Einstmals war dort vom Dreimäderlhaus der Herr Vater mit Hedderl und Hannerl ausgegangen, um beim Notar einige Verordnungen für den Ehestand seiner Ältesten zu treffen. Er hatte einen Gast im Hause, den er mitnahm; einen Vetter aus Krems, ein aufrichtiger, schlichter Junge, in dessen kreuzbravem Wesen keine Unordnung möglich war außer der, welche die Erinnerung an die milde Heide in ihm angerichtet hatte, an deren Schönheit und stillfreundlichem Wesen er seit seiner Bubenzeit mit Teilnahme hing. So war er nach Wien gekommen in der Hoffnung, sie wiederzufinden wie sie war, und sie zu behüten, wenn sie etwa anders werden wollte. Stets war er in stiller, sorglich philisterhaft mahnender Güte um sie, erzählte ihr von der Taubenzucht in seinem großen, stillen Hof, der, obwohl Ferdinand Sprosser Posthalter in Stein war, meist in der tiefsonntäglichen Ruhe jener behäbigen Zeiten lag, erinnerte sie an die Reben und Pfirsiche, an Bienenstöcke und junge Kätzchen, die zu ihrer Zeit geworfen worden waren,

an die Geißblattlaube an der Donau, an die lieben Göttweiher Stiftsherrn und all das viele, was das Heimweh der ſanften Heide nach Ländlichkeit und Friede im Grünen zu ſteigern geeignet war. Sie war ohnehin ein Mädchen, dem die Tränen in die Augen traten, wenn ſie Häckerling und Kleie roch, weil es daheim bei der Tante im Hausflur ſtets nach dergleichen geduftet hatte.

Heute aber war der zur Ländlichkeit mahnende Schutzengel des Philiſtertums ausgegangen, Linde hatte Arbeit zu Hauſe und Schober traf ſie allein im Weſtzimmer, in dem wegen der Nachmittagsſonne des Auguſt eine ſolche Brutgnade ausgegoſſen war, daß Heides blaſſe Haut wie Perlmutter von Schweißtröpfchen glänzte, daß die vom Jauſentiſche ſtehengebliebene Butter wie Öl zerrann und die vor Hitze tobſüchtig gewordenen Brummfliegen ſich toll ſummend am Fenſter die Köpfe zerſtießen und ſich dann wie betrunken im Staube wälzten.

Schober öffnete ſogleich ein Fenſter, ſprach der halb betäubten Heide gütlich zu, die Arbeit fahren zu laſſen, führte ſie in die kühlere gute Stube und ſagte ihr in aller gebotenen Vorſicht viel von banger, verhohlener Liebe und von Scheu vor ihrer Strenge, ſo daß ſie ganz müde, mild und ſchläfrig wurde. Nach dem hypnotiſchen Allegro der wahnwitzigen Brummfliegen waren ſeine ſüßen, weichen Worte wie ein traumſüßes Andante,

bei dem die Augenlider ſanken und die Lippen ſich löſten. Hilfreich und gut war ihr zumute, ob der Tatſache, ſo ſehr geliebt zu ſein, und als Schober ſich ſänftlich und ſittlich über ſie neigte, um einen Kuß zu nehmen, ſprang, wie ein elektriſches Fünkchen, der leiſe Ton eines p von ihren Lippen zu den ſeinen. Dann noch einmal, und noch einmal, ganz verſchwimmend und ſommertagverſchlafen.

Nun war aber Schober zu viel leichtfertige Dinge gewohnt und auch im übrigen zu ſtürmiſch, um in dem ſchlummertiefen Largo zu verharren, das Heide in ſeine Arme hinſinken gemacht hatte. Kaum hatte er gefühlt, daß ihre Lippen für die ſeinen bebten, als er unruhig und ſtürmiſch wurde. Er mochte ſie unbedachtſam angetaſtet haben, wie Heide noch nie berührt worden war, denn ſeine heiße Nähe durchfuhr ſie mit entſetzlichem Schreck, ſie wollte empor, er hielt ſie feſt und ein Grauen wie Todesfurcht überkam ſie. Dieſes reine Geſchöpf, das bis in ſeine zarte Haut hinein wie mit Seele imprägniert war, fühlte, was verderbtere Naturen im Brauſen des Erkenntnisbaumes kaum erlauſchen; ſie ahnte bei dem leiſeſten Anfaſſen der Sinnlichkeit die furchtbare Urlehre des Lebens, daß Liebe und Tod zuſammen ein Geheimnis und ein einziges Schreckniſ bedeuten, daß ſie dasſelbe ſind. Sie bebte in allen Gliedern, weil das grauſige Überirdiſche zum erſten Male ſeinen zeichnenden Finger auf ihre ſchuld-

loſe, zeitloſe Blüte geſenkt hatte und ſie ſchüttelte das Verlangen nach der Steuer des Irdiſchen verzweifelnd ab.

Schober ſah augenblicklich an ihren angſtvoll aufgeſperrten Augen das Entſetzen der Unberührtheit des Leibes und der Seele und trat achtungsvoll zurück, aber nun war all ſein Zartgefühl vergebens. Sie glaubte ihm nichts mehr, wies ihm ſtumm und verzweifelt winkend die Türe, ſchrie endlich gellend nach der Mutter, als er von neuem auf ſie zu wollte und brachte ihn damit eilig aus dem Hauſe.

Ihr Ruf bebte noch in den Fenſterſcheiben, als ſie in das ſonnenheiße Zimmer zurückkam, umherſah, ſuchte und ſich erinnerte, daß Mutter im Magazin war. Das einſamſte der Häuſer umſchloß ſie allein, aber eine Faſſungsloſigkeit und Seelenangſt durchwirbelte ſie, als hätte ſie das Mittagsgeſpenſt berührt.

— — — — — — — — — — — —

Ihr war nichts Hartes geſchehen, und dennoch war ſie tagelang geſtört, tieftraurig, voll erſchrecktem, ruheloſem Nachdenken und geradezu enthimmelt.

Alle ſahen es ihr an, wie ſie ihre junge Bruſt beſtürzt umhertrug, ſchoben aber lächelnd die Schuld

auf den ahnungslosen Vetter aus Krems, der freilich ihre Zerrüttung sah und freundlich teilnehmend in alle Winkel nachkam, stets von der stillen Sonne an der Donauländ erzählend, von dem lieben Hauswesen des Posthalterhofes, von den gurrenden Tauben, den Reben und jenem stillen Glück, das über einem hellgelb oder blau gedeckten Jausentische über Kaffee und Gugelhupf zittert.

„Schau, so was ist beruhigend und kühl und tut gut wie ein Topfenumschlag," dachte sie, die ihm stets öfter und lieber zuhörte.

Dann kam ein Spätsommertag, an dem die Georginen dick und üppig blühten: prahlende Kaiserinnen der römischen Verfallszeit, da das Ende nahe war. Da wurde sie sehr nachdenklich, hatte Sehnsucht nach Heimkehr, nach Abwehr all dieser Verwirrungen des Lebens unter Kronleuchtern und Kerzen, nach einem stilleren Gange der Lebensflut, so beruhigt, sicher und langsam, wie die Donau bei Krems dahinströmt. An demselben Tag kam Herr Ferdinand Sprosser, der Vetter aus Krems, in dunkelbraunem Frack und stahlgrüner Weste mit einer bommelnden Uhrkette von beruhigender Dicke, einem staatstreuen Zylinder und ernst sittigen grauen Augen bei Herrn Tschöll um die Hand der Jungfer Adelheid Tschöllin anhalten.

Herr Tschöll ließ sich das Mädel rufen, sagte

ihr, worum es ginge und ſah ſie einen Augenblick in Beſtürzung, — da ſie an Franz Schubert dachte. Aber Heide ſagte ſich: dem edeln, reinen Schubert bin ich abtrünnig und nicht gut genug worden, weil ich den Schober geküßt und mich von ihm habe anfaſſen laſſen. Zudem hat der ein anderes Reich als das meine ſein kann. Der da aber will mich zur Bürgerlichkeit heimführen. Gott ſei Dank. Und mit einem feierlichen Mut, den man an dem leicht geſchreckten Geſchöpfe noch gar nicht geſehen hatte, hob ſie die Hand hoch, ſchlug gradewegs herunter in die freudig entgegengeſtreckte Rechte des wackeren Poſthalters und ſagte ihm zu, deſſen brave Hausfrau zu werden.

Schubert wußte inzwiſchen nicht, daß wieder einmal ein wenig Glück an ihm vorbeigegangen war, ohne ihn zu ſtreifen. Schober, den die plötzliche und angſtvolle Abneigung Heides unmutig gemacht hatte, ſchwieg über ſich und ſie und von anderen erfuhr er nichts aus dem Dreimäderlhauſe. In der ſchwermütig lieben Stimmung, die ihm in jenen Sommertagen ins Blut gemiſcht war, arbeitete er vor ſich hin, brütete ſich an köſtlichen Einfällen heiß und verſchlenderte die ſonnenſtillen Nachmittage allein oder mit Freund Moritz. Am Abende kamen dann die anderen liebtrauten Geſichter alle nach, und ſie ſaßen gemütlich um die Gartenlampe eines Heurigengartens oder eines ländlichen Wirtshauſes, von Nachtſchmetterlingen

und fröhlichen Einfällen und Schnurren gleichermaßen umschwirrt.

Der Plan der beiden Intimen in jener Sommerzeit eine Einsiedlerklause im Wiener Walde zu bauen, war nun freilich nicht ausgeführt worden, aber sie hatten dafür ein anderes Nestlein entdeckt, in dem sich auf das anmutigste weltfern und behaglich zugleich sein ließ. Schwind hatte nahe der Sommerheide, dort wo vor dem Schafbergwalde Büsche und Zäune sich gegen Gersthof schieben, eine allerletzte, liebe, ganz verlorene kleine Heurigenschenke entdeckt, die schon nahe am Walde lag, daß im Herbst, wenn der Tag zu Ende ging, die längsten Abendschatten der großen Buchen das Anwesen beinahe erreichten. Ganz umbuscht von Wacholder und Holunder, ganz umstellt von Obstbäumen und Linden war das Haus und hatte so niedere Mauern und so viel Giebel, daß es in sein hohes spitzes Dach ganz eingewickelt war. Man sah übrigens auch aus ziemlicher Nähe von dem Häuschen nichts als den First über die Bäume gegen den blassen Himmel ragen wie ein Zigeunerzelt. Von einem der Bäume pfiff noch eine lange, leichtgebogene Stange quer durch die Luft, von weitem sichtbar mit ihrem schwanken Föhrenbüschel, dem Zeichen des eigenen Weinausschankes.

Daß von diesem geduckten Labeheim gar nichts zu sehen war als Giebelfirst und Weinzeigerstange machte es dem romantischen Schwind sofort ge-

heimnisvoll. Er drang sogleich in den tiefen Frieden des verschollenen Häuschens ein, fand ein freundliches, stillzufriedenes Ehepaar, alt und voll Friede und Liebe wie Philemon und Baucis, von vielen, vielen Hühnern umringt. Gegen Süden hin, wo man wegen der Zäune nicht nahekam, war das Häuschen frei. Hier an der weißen Hauswand sonnten sich auf dem Bänklein die alten Leute, da der Septembertag etwas kühl war und blickten vergnügt und dankbar in die stille Helligkeit. Um sie auf dem Boden im Sande, auf der Bank und deren Lehne, auf dem nahen Holunderbusch und selbst auf dem Brunnenschwengel saßen die Hühner, und die im Sande breiteten ihre Flügel weit aus, um recht viel Sonnenstrahlen zu empfangen. Es war alles von so dankbarer Versunkenheit in die Gaben des Tagesgestirns getränkt, daß Schwind stille stehenblieb und das Bild dieses primitiven Urbehagens über all seine Sinne rinnen ließ, bis ihn die Frau, aus wohligem Halbdusel aufblickend, ersah und in lächelndem Schreck aufstand: „Jessas, Jessas, der Herr steht schon wer weiß wie lang da und will an Wein, und mir tunken da vor uns hin.“

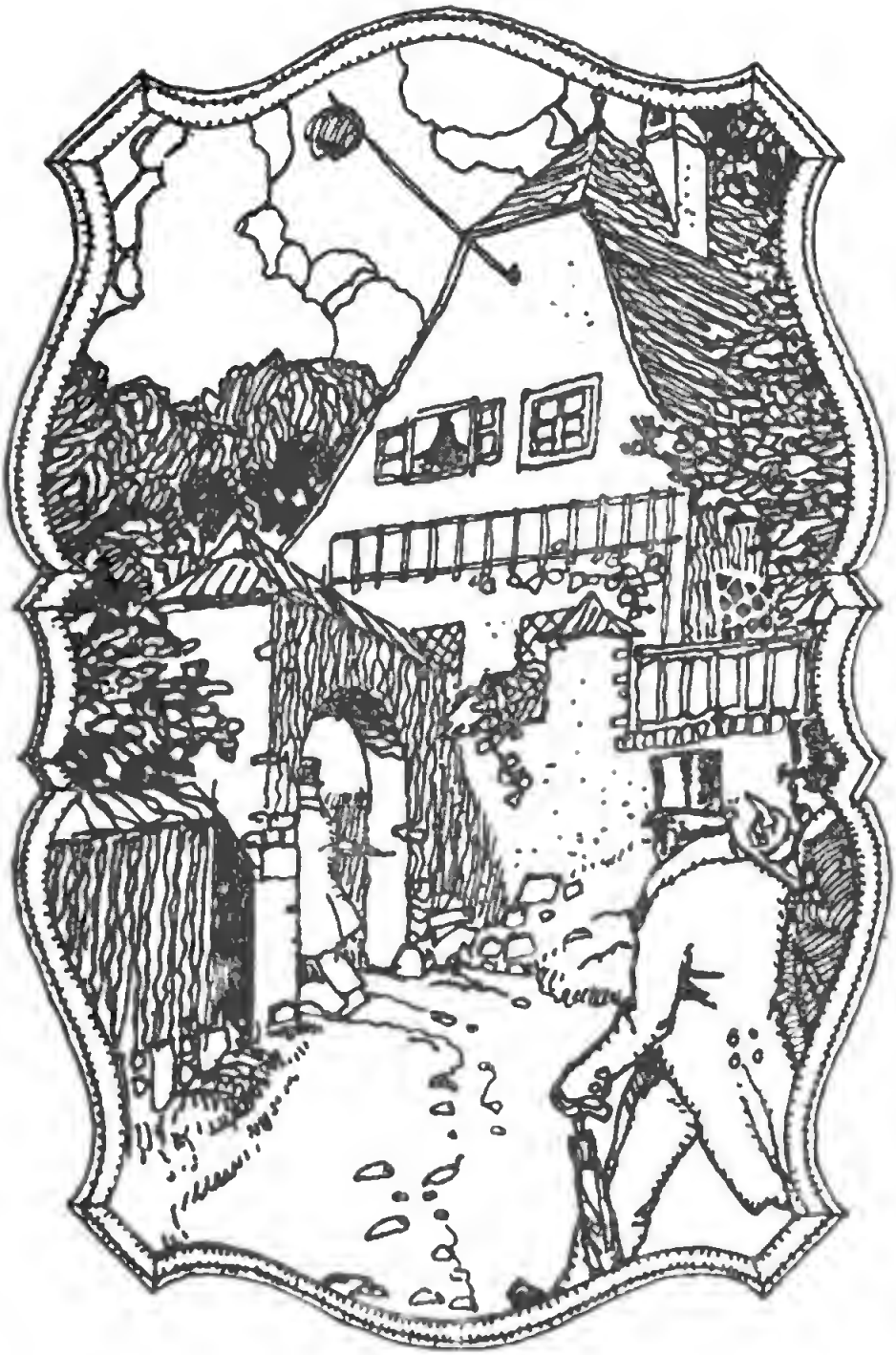
Seit jenem Nachmittag waren Schwind und Schubert fast alle Wochentage die Gäste der freundlichen Alten, welche den Begriff der Weltferne, den die beiden Künstler gerne an sich wahrgemacht hätten, so sehr verkörperten, daß ihnen die jungen

Leute als Zeitung dienen mußten, was in der Welt drunten los wäre. Denn obwohl die Stadt deutlich nahe unter ihnen lag und man von Gerſthof und Pötzleinsdorf die Hähne bis herauf krähen und die Hunde bellen hörte, ſo waren ſie mit ihrem ſtillen Frieden viel weiter von all dem raſcheren Leben der Tiefe, als das Auge abmeſſen könnte.

Da hatten ſie nun doch ein Stück ihrer Einſiedelei, ſaßen oft und würdig hier oben und verachteten die Welt unten. Lebendig ward es freilich auch manchmal; an Sonntagen nämlich. Und weil da die beiden mitten im Duliäh der Wiener doch keine Eremitengedanken mehr zur Ausſprache bringen konnten, brachten ſie, vom Feſte Maria Geburt an, jedem Sonntag und oft auch ſchon am Sonnabend den heiteren Schwarm der Freunde mit herauf. Jeder trug da ſein Abendbrot zu Berge und teilte brüderlich mit den anderen, der helle, leichte Wein dieſer Höhe war duftig und trinkenswert, ſo daß an ſolchen Tagen oft ein Singen und Lebensfreuen oben am Bergwalde los war, als ſei aller Welt Jugend dort hinauf zu Philemon und Baucis gewandert.

Die alten Leute humpelten mit Weinheber und Flaſchen aufgeregt hin und her. So viel Leben, ſo viel Freude und Durſt war noch niemals bei ihnen oben geweſen, trotz Sommerſonntag und

Annenfeſt. Und immer wieder blieben ſie bei den friſchen Jungen ſtehen, hörten zu, ob die nun von Italien, von Mädchen, von Beethovens Neunter, von der neu eindringenden, häßlichen Gewohnheit des ſchwarzen Leichenbitterfracks oder von Goethe ſprachen. Voll Innigkeit ſchlürften ihre alten Ohren den Frohſinn und die unerhörte Geſcheitheit „ihrer" jungen Leute ein; ſie waren glücklich verwundert über ſo viel Leben. Die alte Frau, klein, verrunzelt und flink, war das heiterſte Weibsperſönchen, das man ſich in ſo hohen Tagen vorſtellen konnte. Sie horchte immer zu und lachte, wenn die anderen lachten, auch wenn ſie es nicht verſtand. Sie hatte jenes unwiderſtehliche Mitdabeiſein einer neugierigen Seele, wie es bei Kindern und Negern gangbar iſt, aber ſie war ſtets voll mütterlich teilnehmender Güte. Der Alte war würdiger, aber auch ihn nagelte die Fröhlichkeit und das viele Erzählen oft ſo an ſeinen Platz, daß er Wein zu holen vergaß, den Heber im Arme und mit der anderen Hand höflich ſein geſticktes Käppchen hielt, und ſein kugelrundes, dickes, rotes Wirtsgeſicht mit der gutmütigen Gurkennaſe oft in ein einziges Erſtaunen auseinandergehen ließ, ſo daß ſein Mund die Form einer Sparbüchſenöffnung annahm. Beſonders von Goethe hörte er gern. Denn daß einer ein Menſch ſein und göttliche Ehren genießen, daß einer ein Gedichteſchreiber ſein und Exzellenz werden, daß



„Zum Heurigen“

einer in die Achtzig kommen und verliebt ſein könnte, das verdiente ſeine breiteſte, ſtarrſte Verwunderung.

Freilich war's oft noch ſchlimmer. Die jungen Kerle neckten die alten Leute und erzählten die unerhörteſten Fabeln von der ſchlechten Welt dort unten. Die mollige Weltfluchſpinnerei, von der zuerſt Schwind und Schubert behaglich ſpielend angezogen worden waren, ging um dieſe Zeit als launig variierte Mode auf den ganzen Kreis über und alle zeterten droben wildſchmerzlich über das gottvergeſſene Wien, in das ſie dann alle Nacht zurückkehrten, nannten das einſame Haus am Waldrande die Höhe des Ausruhens, die Bucht des Friedens, den Gottheitsſchoß, Ausdrücke, die von den beiden Alten mit höchlicher Freude ein- und angenommen wurden, und waren doch ſo weltlich und vorlaut wie Sybariten.

So bauſchte namentlich der mokante Bauernfeld die ſeinerzeit ganz zufällig entſtandene Tragik des Gupfſchen Lebens zu einer diaboliſch beabſichtigten Geſchichte auf, wobei ihn Jenger unterſtützte. Sie erzählten dem entſetzten Alten, daß in Wien ein Bund luſtiger Frauen ſich gebildet habe, welche, unzufrieden mit der allzu zahmen Liebe, wie ſie in dieſen Tagen gang und gäbe wäre, grauſige Abwechſlung darin ſuchten, alte Leute zu umgarnen und ſie zu der verwegenſten Höhe der Verliebtheit emporzureizen, um ſie mit

kitzliger Nervenweide daran leiden und sterben zu sehen! Ja: wo doch seinerzeit selbst die alten Römer sich an krepierenden Muränen genug sein ließen. Der arme Alte hatte vor Schreck sein Antlitz in drei verschiedenfarbige Bezirke geteilt. Die Nase und der aufgesperrte Mund blieben dunkelrot, die Backen wurden blau, und alle Grenzlinien der Muskeln, dazu der großaufgerissene Augapfel weiß.

Seine kleine Alte, die sonst so vergnügt war, sagte aber in angstvollem und zornigem Temperament: „Josef, daß du mir nicht mehr hinuntergehst!“

„Belei, belei,“ schwur der Alte. „Nein, so was!“ Er war sein Lebtag den Verführungen des Lebens, aus purer Unmöglichkeit seines ehrlichen Wesens, unzugänglich gewesen und hatte darum doppelt große Angst davor.

Nach dieser schrecklichen Erzählung hob dann der elegante und unverbesserliche Schober diskret lächelnd sein Glas und sagte unter Ausrufen allgemeinen Entsetzens: „Immerhin: es lebe, was wir lieben!“

Als die jungen Leute mit dem Herrn Baron anstießen, wurde es dem armen Alten ganz wirblig ob des vielen Leichtsinnes.

Schubert allein ließ sein Glas kühlblickend auf dem Tische stehen, bis Schober sich mit seinem Wein zu ihm neigte ... „Du nicht, Bertl? Du liebst gar nichts?“

„Doch, die Freundschaft," sagte Schubert und hielt ihm schnell anstoßend das Glas entgegen.

„Ach ja," seufzte Schober. „Ich bin doch auch von allem was Liebe heißt, ausgesperrt. — Hast du schon lange nichts über die schöne Heide gehört?"

„Lange nichts," sagte Schubert beklommen. „Du wirst doch sicher mehr wissen. Warst ja immer so enge an ihr . . ."

„Sie ist verlobt," sagte Schober schwer seufzend.

Schubert versteinte sich in schweigender Beherrschung.

„Ja," fuhr Schober fort. „Mit irgendeinem Roßkamm oder Fuhrwerker aus Krems. Solide Heirat, Philisterium mit sonntäglichem Kirchgang und sonst, — sechsmal in der Woche, alle Abend Geldzählen aus dem Holzschüsserl. Die Tageslosung. Ja."

Nach einer Weile fragte Schubert leise: „Hat sie denn vorher dich geliebt?"

„Man hätt' es glauben dürfen," seufzte Schober in bitterlichem Ton.

„Ach so," sagte der kleine Musikant sehr gefaßt und gleichgültig. „Da hast du nun, was ich dir immer gesagt habe. Die Schlechten wollen wechseln, die Guten wollen heiraten. Nun ist ein-

mal an dir, der du ſelber wie Geld gewechſelt worden biſt, eine ganz Vernünftige vorübergegangen. Auch an dir.“

Und Schubert ſtand auf, ging zwiſchen den Holunderbüſchen hindurch ins Freie und ſah über die Wieſen nach der tief entlegenen Stadt und deren Lichtern. Er pfiff leiſe und ſchneidig zwiſchen den Zähnen. Sſſſ . . .! Dann ſang er vor ſich hin, im Sechsachteltakt, obwohl ſein Herz wie ein Stein war.

— — — — — — — — — — — — —

Nun rief man ihn freilich wieder ins Dreimäderlhaus, teilte ihm Heides Verlobung mit und fragte erleichtert, warum er denn gar ſo lange ausgeblieben ſei.

„Ich habe ein wenig Einſamkeit nötig gehabt,“ ſagte er kurz.

Heide war nicht ohne Verlegenheit; aber da ſie nichts verſprochen hatte und Schubert nach wie vor keine Miene verzog und man ihm gar nichts anmerkte, ob ſie ihm ein wenig teuer geworden wäre, ſo beruhigte ſie ſich raſch. Sie hatte nun ihre Zuflucht und wuchs in wenigen Wochen mit dem engſten Vertrauen an den vollkommen ruhig wartenden und nicht im geringſten zudringlichen Bräutigam heran, vor dem ſie ſich gar nicht fürch-

tete; nicht vor dem künftigen Eheherrn und nicht vor dessen treuer, sehr langsamer und begriffstützer Art, zu lieben.

Die Hochzeit wurde gleichzeitig mit der Hedwigs für das Frühjahr des Siebenundzwanzigerjahres angesetzt; so ersparte man einmal die Kosten für Gäste, Wagen und Festmahl, was sehr praktisch war und eine Doppelhochzeit sah auch viel glänzender aus.

Wenn er nun musizierte, hörten oft genug zwei von den drei Schwestern nicht mehr sonderlich auf ihn. Es war, als sei ihnen Musik nun nicht mehr so notwendig und Scherenklappern, Stoffgekniſter drang häufig in sein Spiel. Maßnehmen und Näharbeit wurden während der holdesten Klagen seines resignierten Herzens fortgesetzt.

Bloß die Kleine, die Neugierige, Hannerl, stand jetzt noch neben ihm. Als er eines Abends nach dem Spiel aufschaute und mit stillem Kopfnicken bemerkte, daß man wenig seiner geachtet habe, war sie nahe und sagte: „Ja, nun bin ich allein da.“ Und als er sie bloß freundlich und geistesabwesend durch seine Augengläser ansah, wiederholte sie bedeutsamer: „Ja; Freund, Meister und Genie. Verstehen Sie nicht? Nun finden Sie nur mich allein noch. Sind Sie damit unzufrieden?“

Die anderen aber klapperten von Aussteuer

und maßen Leinwand für die Brauthemden aus, die allerfeinſte. Und Spitzen.

— — — — — — — — — — — — —

Schubert ſah das alles mit ſtillen Augen an, ſagte nichts und wehrte ſich nicht, klagte ſelbſt in den einſamſten Stunden niemand an, ſondern neigte ſein Haupt, als könne es gar nicht anders ſein und als ſei es ſein Beruf, von dem berauſchenden Glück dieſer Erde ſtets nur deſſen Fluchtſeite zu betrachten und verſchmäht zu ſein.

In jenem ganzen Jahre war er ſchon in ſeinen beſten Stunden tiefernſt geweſen. Von da ab jedoch fühlte er ſich zu beſonderer Einſamkeit geweiht oder verflucht und vermochte auch mit den Freunden nicht mehr recht frohmütig zu werden. Es gab fortab viele ſchlimme Tage. Er trank mehr als früher und zog immer häufiger dem billigen Bier und dem leichten Grinzinger die ſchweren Weine vor, auch wenn ſie teuer waren und ſeine kleinen Schulden vergrößern halfen. In Geſellſchaften tat er ganz offenkundig, als ſei er zu nichts geladen als um zu muſizieren und mit nichts zu entlohnen als durch Wein. Die ſchönen Frauen mied und tat er noch kürzerhin ab als früher. War er nicht vertieft über den Taſten, ſo ſaß er ebenſo verſunken oder wohl gar ſtörriſch hinter dem Glaſe.

Der gute Geiſt des Weines war von ihm gewichen; der Geiſt, der ihm, als er noch ſeltener und mäßiger trank das Leben erhöhte, die Menſchen heiterer und farbiger machte, die Disharmonie des Tages verklärte, das Jugendgefühl hob und verſtärkte. Der den Sehenden weltdurchſchauend machte, den Horchenden zu ewigen Harmonien entrückte, dem Lebenden Unſterblichkeitsgefühle gab. Was war dem Rauſche vergleichbar, mit dem ihn ehedem nur zwei Gläſer Weines die Herbſtpracht des Wiener Waldes empfinden ließen und was dem Glücksgefühl, wenn er mit den Freunden, ſeiner Armut durch den Genuß eines armen Glaſes Bier lachend entrückt, ſang, und die Schönheit der Erde pries!

Nun machte das Zuviel ihn ſtumpf und dumpf. Oft und öfter ſuchte er dieſes bleierne Nirwana, das alles ausſtrich, was ihm fehlte, und unfühlbar machte, was er beſaß. Regungslos ſtarrte er in eine Ecke; der Saft der Pflanze hatte ihn ſelber ins Pflanzendaſein entrückt; das beſonnene Leben war verhüllt, verpuppt, vergeſſen. Das liebte er jetzt ſo.

Der verſtändige Kupelwieſer und der auch ohne narkotiſche Erregung heitere Schober redeten ihm oftmals zu: „Bertl, reiß' dich empor. Tu' nicht zuviel, du verdirbſt deine Jugend und deine geſunden Kräfte. Laß das Trinken."

„Wem ſchadet's?" ſagte er. „Frau und Kin-

der krieg' ich nicht, Entbehrung und Sorge aber hab' ich. Schönheit und Liebe haben mich verlaſſen, das will vergeſſen ſein. Laßt mir die drei einzigen, die's gut mit mir meinen: Die Muſik, den Schlaf und den Wein."

Freilich: Der Schlaf war gütig mit ihm und troſtreich. Das eine war dem armen Muſikanten geſchenkt, daß er tief und herrlich ſchlief und am Morgen ſelten müde und zerſchlagen erwachte, wie viel Tauſende von jungen Menſchen, die hierin unſeliger und elender waren als er. Nein, dieſes ächzende Inslebenkriechen, dieſe Troſtloſigkeit des Erwachens, dieſes verdroſſene Erheben zu neuer Qual kannte er faſt nie. Der Morgen, der Morgen hatte ihn lieb, und in ihm war er friſch, neu und glücklich. Denn dann begann die emſig frohe Haſt der Einfälle: das Elend des vergangenen Abends war in ihm inzwiſchen wie zu Honig geworden, drängte ſich ſüß und ſchwer aus ſeiner Seele und ſein Unglück war in die höhere, beſſere Einſicht der Töne verwandelt. Täglich ſchloß er ſo den Gottesfrieden mit der Ewigkeit und gab dem Leben erhöhte, reiche Antwort. Da war er glücklich.

Aber der Vormittag endete im Schlachtgewühl der Mittagsglocken, die Mahlzeit drückte ihn aus gottnaher Entrückung in irdiſches Behagen nieder, der Nachmittag mit ſeinen Zeitungen und Kaffeehausſtunden erfüllte ihn mit dem wirren Mißton des ewig kleinen Tages. Und wenn Sommers um

vier die Sonne wie unſchlüſſig und überflüſſig am Himmel hinzögerte oder gar, wenn vom November ab die nebelgraue Veſperſtimmung ſchon um ſolch frühe Stunde begann, da rann eine Troſtloſigkeit und eine endloſe Enthoffnung ohnegleichen um ſeine Seele und ſtieg und hüllte ihn ein wie braunes gärendes Sumpfwaſſer.

Niemand konnte ſo himmliſch beſeelt, ſo jung-gotteslaunig ſein wie Franz Schubert. Niemand konnte ſo bodenlos traurig ſein wie Franz Schubert.

Dieſe graue, ſtille Flut von Traurigkeit kam nun im Spätherbſt faſt alle Tage nach vier Uhr zu ihm, überſtieg und bedeckte ihn, ſchien keinen ſichtbaren Grund und keine Urſache zu haben und war doch ſo endlos, ſo troſtlos, ſo bitter und ſchwer, wie ſie nur ſein könnte, wenn die Toten in den Gräbern zu fühlen vermöchten, daß ſie ewig machtlos und zwecklos da unten in der dumpfen ſchweren Erde gären müßten!

Stundenlang, vielhundert langſam rinnende gleichgraue Minuten lang bedeckte und überbrütete ihn ſo dieſe wache, regloſe, ſtockende und ihren eigenen Bankrott erkennende, bittere Traurigkeit. Er dachte dann, daß er lebe, und es habe kein Glück und keinen Zweck. Er ſagte ſich vor, daß er ſchüfe und andere damit beſeelige, aber es ſchien ihm nicht Hinhorchens wert. Denn es müſſe ja doch geſtorben ſein, für ihn und alle. Und aus dem

durchleuchteten Tage wurde Dämmerung. O dieſe toten, ſchweren Dämmerſtunden, ſie waren eine ſeltſame Folie, auf die ſelbſt das Bild dieſes gottdurchgoldeten, tiefkräftigen Lebens gemalt ſein mußte!

Wenn dann in Gaſſe und Läden die erſten Laternenlichter aufzuckten und traulich tröſtend in das graue Einerlei und Alleseins flimmerten, da ſtand die ſchwere Todesahnung langſam auf, zog erſt einen Mantelzipfel von ſeiner Bruſt und ließ ihn atmen, enthüllte ihn langſam und gab ihn endlich frei, der doch in ihre dichten Fäden regungslos eingewoben ſchien wie die Fliege von der Spinne. Da ſah er um ſich, leiſe klang in verborgenen Niſchen ſeiner Blutgefäße das Lebensmotiv an, er erwachte, ward klar, ſchüttelte die tiefe Angſt von ſich und lief und lief; zu den Freunden, zu lieben, lebenden, lachenden Geſichtern, zu warmen Stimmen, zu Muſik oder Theater oder gar ins ſchmerzensreiche, und doch ſo traute Dreimäderlhaus, kurz: mit allen Sinnen, aller Sehnſucht und vollen Segeln ins Leben.

Tiefatmend! — Selten jedoch ganz befreit und heiter, in jenem Jahre des allzu ſchweren Trunkes. Er blieb reizbar, auch wenn er ſich erhöhte.

So war er einſt ſeiner tiefen Angſt und Troſtloſigkeit entronnen zu dem, deſſen bloßer Timbre der Sprache, deſſen geiſtiges Anwehen ihn ſchon zu Gott wies, und der ihn ſtark, demütig-ſtolz und

froh machte. Schubert war im „Faust“ gewesen; im Hof- und Nationaltheater, und das hatte einen gottesdienstlichen Abend bedeutet.

Nun saßen die Freunde zu Abend beim Haidvogel am Stefansplatz, sprachen und stritten über die Künstler, Schober lobte das Gretchen, Kupelwieser bekrittelte den Teufel und Jenger den Darsteller des Faust und Schubert saß still, ganz in heiliges Nachhallen eingesenkt hinter seinem Weine und trank nur sehr mäßig, wie stets, wenn er glücklich war. Er sagte gar nichts, oder wiederholte nur völlig in sich und leise die wunderbarsten Aufschwünge der Dichtung ins Allreich der Natur, das er selber so inniglich verstand. Dreimal, viermal, neunmal, sagte er vor sich in tiefer Rührung hin: „Im Tale grünet Hoffnungsglück.“ — Es war Ende Februar, und er sehnte sich nach den Palmkätzchen der Weiden und den kecken, grünen Grasspitzen. Alles Leid, alle Verschmähtheit war dahin, denn das gab es noch für ihn: „Im Tale grünet Hoffnungsglück.“ Die ewig holde Erfüllung neuen Lebens! Und dann die Sehnsucht, das herzausreißende Emporschauen.

Und das breitflüglige Ausruhen des Adlers auf der Luftschicht unter ihm. Triolen? Nein. Das mußte königliche Ruhe sein, hoch oben.

Die Freunde horchten schon mehr auf die Nachbarn am Nebentische, von denen einer, ein Doktor, bewies, daß der Faust ein kleines Menschenmach-

werk ſei, weit hinter der großartigen Uridee des Volkes!

Schubert rüttelte ſich die ſtörende, boshaft fremde Stimme aus den Ohren, trank raſch nacheinander ein paar Gläſer Wein, um beſſer in das Rauſchen ſeines eigenen Blutes eingehüllt zu ſein und fand ſich beglückt wieder zu dem Ausdruck unſäglichen Heimwehs zurück: „Und über Flächen, über Seen —!“

Aber jener Doktor redete immerzu gegen den Tiſch des Muſikers, deſſen Verſunkenheit und deſſen fernes Lächeln ihm Verachtung zu bedeuten ſchienen. Ja, er ſandte ſeine Sentenzen mehr an ihn als an die anderen in der Wirtsſtube, ſo eindringlich, böſe herausfordernd und hakig, daß Schubert endlich ganz und gar geſtört war. Wie zu ſaurem Quark gerann ihm die Stimmung. Nun horchte auch er und ſah ſich den Menſchen an, einen trübblonden Geſellen mit ranzigem Haar und einem Antlitz, wie eine feuchte, blaßgebackene Semmel. Die fettlichen Backen hingen ihm mißliebig herab und wenn er ſprach, ſo klang oft ein ſtörender Mitton hindurch, als zöge und zöge er an einem hohlen Zahn, ein Laut, der mit Buchſtaben nicht zu geben wäre.

„Ich habe alſo bewieſen, daß der ‚Fauſt‘ des alten Herrn Beamten, rein ſachlich, als dramatiſches Kunſtwerk angeſehen, nichts taugt. Expoſition: Statt daß charakteriſiert würde durch Handlung,

eine lange Rede. Sehr bequem allerdings. Dann wieder nichts als Ergüsse! Landschaftslyrik, und auch sonst lauter abseitige Dinge, die nicht zur Sache gehören. L'affaire, l'affaire, meine Herren? Nun denn: schälen wir sie selber heraus. Was ist von dem herzverzehrendem Faustdrange des alten Fabelbuches geblieben? Die Verführungsgeschichte einer kleinen Gans."

„Herr," sagte Schubert, „lassen's uns jetzt in Ruhe."

„Macht Ihnen das Mitdenken Kopfweh?" fragte der andere.

„Nein," erwiderte Schubert. „Denn was mich betrifft, so habe ich viel mehr im Faust gefunden als Sie, der Sie bei allem Kopfzerbrechen in dem Stück nichts sehen als Armseligkeiten, an welchen der Dichter wahrlich schuldlos ist."

„Ja, wer denn?" rief der mißliebige Herr.

„Der Herr Sandgrubenarbeiter, der da im Golde gräbt und leider schon gar kein Mineralog zu sein scheint," sagte Schubert, der zu Zeiten beißend witzig sein konnte.

Die Freunde lachten, aber der Doktor rief nachlässig.

„Ja so, verzeihen Sie. Ich dachte zu einem unvoreingenommenen, objektiven Auditorium zu sprechen. Ich vergaß, daß ich einen kritiklos demütigen Nachbeter des Herrn Hofrates zu Weimar anredete."

„Na also," sagte Schubert. „Zu was strengen's Ihnen an?"

„So demütig," fuhr der Doktor fort, „daß Sie selbst durch das hochmütige Schweigen, mit welcher bekanntlich Ihr Werben um die Gunst Seiner Exzellenz beantwortet wurde, nicht in Verlegenheit zu bringen waren. Ich vergaß, daß Sie gewohnt sind, im Dienste eines Herrn, der Sie ja doch nur verachtet — —"

Schubert sprang empor wie eine losklirrende Stahlfeder. Der Tisch prellte hochauf, schmetternd fielen zwei Gläser und ein Bierkrug um und nur der geschwinde Kupelwieser rettete noch durch eiliges Zugreifen die Rotweinbouteille. Die farbige Nässe rann über den Tisch bis auf den Boden.

„Was Goethe an mir übersehen haben mag, das geht Sie nichts an, und mich auch nichts, wenn von seinen Werken die Rede ist," schrie der kleine Musikant in hochrotem Zorn. „Was mich aber trotz seines Schweigens zu ihm emporhebt, das ist ein Ding, von dem Sie, Sie armer Kerl, Doktor, der alles weiß und so gescheit ist, daß er Gottvaters Tagewerke nachher kritisch beleuchten kann, von dem Sie zu Ihrem Unglück nichts, schon gar nichts geschenkt bekommen haben."

„Na?" fragte der andere.

„Die Ehrfurcht," schrie der Musiker... „Die Ehrfurcht, Sie bloßes Meßbandel! Die Ehrfurcht

vor der Arbeit, wie die Ehrfurcht vor dem Mißlingen. Sie haben das traurige Vorrecht, hinter jedem Worte, das nicht das Ihre ist, den Timbre der Stimme Gottes zu überhören. Das heilige, demütige Nachforschen, kennen Sie denn das, Sie Nußkern? Was nicht im Bezirk Ihrer Rinde steckt, ist für Sie keine Welt! Und weil Sie beweisen können, daß auch Sie Windungen haben, halten Sie sich für das Gehirn der Schöpfung?"

Der Wirt und die Kellner stürzten herbei, um zu beruhigen und Kupelwieser zahlte ängstlich und eilig für alle, in seiner vorsichtigen Art.

„Wischen Sie dort auf," sagte der Doktor. „Der betrunkene Herr hat beinahe den ganzen Tisch umgeworfen."

Aber Schubert toste weiter. „Seht mir den Nüchternen an, den gelobten Nüchternen! Sie armer Teufel, dem statt der Demut der wahren Größe das Grinsen eines Affen in den Augen steht. Sie wollen mir meine Ehrfurcht gegen den Dichter verhohnigeln, weil Sie ihn nicht kapieren!"

Die Freunde zogen und zerrten ihn fort, er aber schrie: „Sie armer Beraubter. Bedauernswert sind Sie, Sie ganz Gescheiter, Zuletztgekommener! Der alles beurteilt, weil er selber nichts hat. Ehrfurcht, mein Herr, Ehrfurcht, dann werden Sie ein bißerl glücklicher sein!"

Schober und Jenger hatten ihren zornigen, aufrechten, kleinen Kämpfer je an einem Arme. Kupelwieſer machte die Türe auf, Schwind ſchob hinten an und ſo marſchierte der Trupp lachend ab, nicht ohne daß Schubert ſich noch in der Tür umdrehte und ſchrie: „Ja! Und ein beſſerer Mann wären Sie dann noch obendrein. Ehrfurcht, Sie aufgequollener Herr, Ehrfurcht!“

„Der Säufer,“ rief ihm der Doktor empört nach. „Wie habe ich mich nur mit einem notoriſchen Trunkenbolde einlaſſen können! Und aufgequollen! Das ſagt dieſe Pilzlingsfigur!“

Wirt und Kellner gaben, wie von je, dem zurückgebliebenen und überdies beſſer zahlenden Gaſte recht und der temperamentvolle Künſtler hatte viel üble Nachrede.

— — — — — — — — — — — — —

Unter ſolchen Umſtänden tat dem Armſten Freundſchaft not; und wahrlich, treu wie Gold bewies ſich in dieſen unglücklichen Zeiten der feinfühlige Schober. Als er den Druck zu merken begann, der ſich auf den Freund gelegt hatte und einſah, daß der Tieftraurige bei ſeiner Neigung für das ſorgenvernebelnde Element des Weingeiſtes nicht ſich ſelber überlaſſen bleiben dürfe, bot er dem Muſiker nebſt gutem Rat auch tätige Hilfe an. Schuberts Geldſorgen waren mit jenen Ausgaben

für teure Weine gestiegen, seine Arbeitskraft gesunken. Die Verleger zahlten schlechter als je und zu dem stillen Gram des Vereinsamten und Abgewiesenen kam noch der Druck anwachsender Schulden.

So war denn Schober schon am Michaelstage des Jahres Sechsundzwanzig in Schuberts Wohnung getreten und hatte gesagt: „Du, das geht so nicht weiter. Du vergräbst dich in Schwermut, darfst also nicht allein bleiben. Es war diesen ganzen Sommer schlimm genug mit deiner Weltflucht. Nun leidest du und brauchst einen Freund. Du bist reizbar geworden und in der Einsamkeit frißt der Gram an dir: allein darfst du nicht mehr bleiben, und wenn du stets neben einem Menschen bist, der dich lieb hat, so wird dir der auch das allzu viele Glaserlgucken ausreden können. Du kündigst also dein verräuchertes, spinnwebiges Raupennest da, entpuppst dich und ziehst zu mir.“

Schubert sah den Freund scheu und zweifelnd an.

„Du ziehst also zu mir?“ fragte Schober.

„Ja, abgemacht,“ sagte Schubert nachdenklich. Ihm war schon vor sich selber bange geworden.

— — — — — — — — — — — — —

Das war ein echter Freundesgedanke gewesen. Schubert war in jenem Jahre so sehr in Not ge-

weſen, daß er nicht nur den Zins ſchuldig bleiben mußte, ſondern auch dem Drängen Jengers, der ihn zu lieben Freunden in die Steiermark führen wollte, traurig ausweichen mußte. Schubert nahm nur von ſolchen Freunden Wohltaten und Geſchenke, denen er in Zeiten des Überfluſſes wieder aus ſeiner Taſche eine Reihe froher Tage zurückzuwenden vermochte. An dieſer, in den Geſetzen der Bruderliebe ſo draſtiſchen Chriſtengemeinde mit nur einem einzigen Säckel, hatte nicht viel über ein halb Dutzend Freunde Anteil, die Schubert an Tagen, wenn die Verleger Geld geſchickt hatten, wohl vollzählig in ein teures Konzert zu führen pflegte, und wenn's Paganini ſelber mit ſeinen unerſchwinglichen Preiſen geweſen wäre. Von bloßen Verehrern, und wenn ſie noch ſo herzlich an ihm hingen, nahm er nichts an. Nicht einmal von der ihm längſt durch Jenger lieben und vertrauten Familie Pachler in Graz, die ihn eingeladen hatte, obwohl ſelbſt Beethoven als Freund und Gaſt der prächtigen Leute galt. Darum hatte ſich Schubert im Sommer des ſchwermütigen Jahres, das nun endlich dem Ende nahe kam, lieber im billigen Währing verſteckt, und hatte zum Abendeſſen Käſe und Brot gehabt, als daß er die Reiſe ins grüne und erquickte Land von anderen beſtreiten hätte laſſen.

Nun wohnte er umſonſt und in der heiterſten und freundlichſten Gegend. Zwar war es nicht

die Südbaſtei, aber das Haus an der Karolinenbaſtei ging doch gegen Südoſten, überblickte weithin das Waſſerglacis, die Vorſtadt Landſtraße und die Ebenen gegen Ungarn hin. Das munterſte und farbigſte Markttreiben war jenſeits, unten in den ſchönen Anlagen der Glacis gingen die dicken, reichen Leute auf und ab und tranken die Mineralwäſſer aus Marienbad und Karlsbad im Kiosk des Herrn Pelikan, viel Licht und Wärme war daſelbſt im Winter, und an den vielen Sturmtagen wurde dieſe vor dem Nordweſt behaglich geſchützte und oft beſonnte Stelle der Baſtei gerne beſucht. Da ſchien es, als ob ſich nebſt den dürren Blättern, die von allen Seiten in dieſen ſtillen Winkel gewirbelt worden waren, das ganze Wiener Volk wärmeſchauernd hieher zuſammenwehen hätte laſſen.

Es begann für den bedrückten Künſtler eine beſſere, hellere und befreitere Zeit.

Namentlich das viele, und ſchädliche Trinken geriet an dieſer heiteren Stelle langſam ins Verſiegen. Schober, der ſtets ein heiteres Ebenmaß zu bewahren wußte, ſich immer ſelbſt in ſcharfem Augenmerk behielt und trotz leichtſinniger Jugend nach Vertiefung und Vollkommenheit ſtrebte, gab hierin gutes Beiſpiel und redete dem gänzlich teilnahmslos gewordenem Freunde in einer Sprache voll gütiger Warnungen und Vorbilder zu, das regelmäßige, täglich gleich ausgie-

bige Trinken zu laſſen und für den Alltag Mäßigkeit zu halten.

Wirklich begann Schubert, nicht ohne leiſe Freude an der Selbſtüberwindung, die er übte, zuerſt alle Mittage ohne Wein oder Bier auszukommen. Das war gar nicht ſo ſchwierig, und er ging vom Eſſen viel heiterer und aufnahmsfähiger in ſeine Kunſtſammlungen oder in das Kaffeehaus, wo er bis in den ſpäten Abend nichts Schlimmeres genoß als eine Taſſe Schokolade oder Kaffee und ſich mit größerer Begierde als zuvor in die Zeitſchriften einſtudierte.

Nur zu Nacht, da Schubert ohne die gewohnte Lähmung nicht mehr entſchlafen zu können vermeinte, glaubte er, die einlullenden Geiſter holder Vergeſſenheit nicht mehr entbehren zu können. Da ihn aber der Freund bat, eine kleine Kur auch hier zu beginnen, indem er ihn täglich um fünf Minuten früher ans Zubettgehen mahnte, ſo wurde das Quantum des regelmäßigen und langſamen Zechers um ein Beträchtliches verkleinert, als beide es erreicht hatten, um eine volle Stunde früher ſchlafen zu gehen als bisher.

Die Waſſertrinker, die Sünder in jüngeren Tagen, die er ſo ängſtlich am Glacis unter ſich Buße tun ſah, wegen ſchmerzender Lebern und Nieren, die mahnten ihn mehr noch als der freundliche Schober zur Enthaltſamkeit, und ſo kam es,

daß ſein noch junges Blut von Tag zu Tag reiner, beweglicher und dünner wurde.

Nach wenigen Wochen ſchon fühlte er ſich friſcher, und immer mehr, namentlich in den erſten Frühjahrszeiten des nächſten Jahres, hob und verjüngte ſich die gedrückte und betäubte Natur des kleinen Menſchen. Energiſcher und fröhlicher preßte das ungehudelte Herz das Blut durch alle Pulſe und ein helles, freies, fröhliches Weſen kam in ihn, leicht wie Äther und voll heiteren Frohgefühles. Jung wurde er wieder, jung!

Freilich! Auch die alte, ewig erneute Blutwelle der Leidenſchaft kam in jenem Vorfrühjahre mit leidvoll ſchöner Bedeutſamkeit angebrandet! Wenn jetzt neben ihm die hübſchen Kinder im Dreimäderlhauſe einmal der Ausſtattungsarbeit vergaßen und hellauf ſangen, da mußte er an ſich halten, um nicht der verlorenen Heide zu Füßen zu ſinken, oder die Jüngſte, die geheimnisvoll erregende ſchwarze Schlanke, halb im Ernſte und halb im Spiel an ſich zu ziehen. Denn die ſtand immer am allernächſten bei ihm, als ſuche ſie eine leiſe Berührung. Es war ſchwer, das mit unbewegtem Antlitz zu ertragen. Dann warf er wohl die Noten hin, den Klavierdeckel zu, ſuchte ſeinen Hut und ſtürmte davon, indeß die Jüngſte, hinter ihm lachend die Arme ausbreitete: „Nun?! Nun, Muſje? Will er nicht daher?“

Er nahm es für Spott, ſie nahm es für anregendes Spiel, und Heide ſah ihm in tiefer Wehmut nach. Ihr tat er leid, während ſeine kämpfende Erregtheit von dem biegſamen und heißen jüngſten Ding prickelnd bemerkt wurde. Hannerl tat das gerne, in ihm die wilde Angſt vor ſich ſelber hochzumachen; es tat ihr wohl, wenn ſeine Augen hinter der Brille ſich verſchleierten und die allzu vollen Lippen ſo ſtark zu zucken begannen, wie ſie es ſonſt nur um einen nervöſeren, mageren Mund ſpielen ſah: den des leichtlebigen Schober. So viel Heide leiſe ſchalt oder ſie bittend anſah, es half nichts. Mit frieſelnder Neugier drängte ſie ſich ſtets wieder an den ſcheuen, ſtillen, kleinen Mann, hauchte ihm den warmen, jungen Odem an der Wange vorbei und ſang ſeine Lieder ſo klangvoll ſehnſüchtig und zärtlich, daß ihr armes Präparat zu kochen und zu zittern begann. So wollte ſie ihren Künſtler haben; dann ſchwoll ihr das Herz und ihre Fingermuskeln ſpannten ſich vor Luſt, in ſeine kleinen Löckchen zu greifen und ihm noch weher zu tun. Hedderl ſagte gar nichts; ſie war ernſt und bereitete ſich auf ihren neuen Stand. Denn um jene Zeit ſollten die kluge Hedwig und die ſanfte Heide an einem Tage in der letzten Myrtenblüte ſtehen und Hochzeit halten.

Das Frühjahr war ſtürmiſch. Oft, wenn Schubert inne ward, daß niemand ſich viel um ſein

Spiel kümmerte als das kleine, gefährliche Ding, ließ er die Hände sinken. Dann hörte man den Todeskampf des Winters draußen. Es heulte um Haus und Bastei. Und zwischen die Gedanken Schuberts, daß jetzt der tieferregte Beethoven nicht mehr unten vorbeirenne, sondern in Todeskrankheit zu Hause liege, knarrte und schrillte immerzu die Wetterfahne! Seltsam, wundersam gemischte Zeit! In ihm brach das alljährliche schmerzliche Wunder aus und sein verträumtes Blut wurde heiß und flüssig, ja siedend. Der Sturm sang vom Frühling, die Wetterfahne höhnte ihn aus und schrie die Wandelbarkeit der Liebe in alle Winde. Und schweigsam kämpfte in dieser toll und voll ins Leben schießenden Zeit drüben im Schwarzspanierhause der große Beethoven mit dem Tode.

All das war in ihm und durchgrauste oder durchbrannte ihn wie wechselndes Fieber. Entstehungsschauer, Wandelbarkeit, Sehnsucht und Tod. Und als wieder einmal die Wetterfahne in eine kleine Ruhepause von droben hereinknarrte, ging er schweigsam nach Hause, ohne es zu achten, daß ihn die Jüngste wie ein Kätzlein umschmeichelte, damit er bliebe und sie ihm heiß und bange machen könne. Daheim dann saß er lange vor dem Klavier in wehem Ringen, dann breitete er die zuckenden Hände und spielte das unerbittliche Lied von der Wetterfahne in endgültiger Fassung ganz herunter. Kaum war er zu Ende, als er sich Papier

herbeiriß und tiefſeufzend neue Noten hinſchrieb, indem er fortwährend ein Lied Müllers zu Rate zog, obwohl er es auswendig kannte, ſo teuer war es ihm. „Fremd bin ich hergezogen, fremd zieh' ich wieder aus.“ Nach den harten, ſcharfen Rhythmen der „Wetterfahne“, die voll verzweifelnden Hohnes waren, bedurfte ſeine Seele ſanfterer Löſung. Und während draußen der Sturm dem erſten Tage des Lenzmonats zu Ehren gewaltig in den Schnee der Dächer ſtürmte, daß des Winters Entſetzen wirblig aufſtäubte, war milde, wohllautvolle Wehmut um den jungen, verlaſſenen Meiſter. — So traut umdrängten ihn die geliebten Akkorde, daß, als das Thema ſich inſtinktiv und verſöhnend aus Moll in Dur wandte, ein Lächeln über die ſtumpfen, runden Züge lief, ſo himmelklar, erkennend, ſelig und ſchön, daß dieſes bedeutungsloſe Antliß leuchtend und zum Ebenbilde Gottes wurde, an Erkenntnis, Güte und Geiſt.

— — — — — — — — — — — — —

Dieſe Stunde war gut, wie alle die Stunden ſeiner Arbeit, und rein; aber ſeltſam gemiſcht aus leiſen Ahnungsſchauern. Er dachte, ſeit er auf alle Frauenliebe einſichtig und ſchwerblütig Verzicht getan hatte, mehr als je an die Vergänglichkeit all jener Freude, die ſich an Irdiſchem

trunken ſog. Sonſt war er in ſolchen Stunden gerne zum ernſten, groß gehaltvollen Vogl gewandert und hatte den zum Philoſophieren gebracht. — Vogl, deſſen Weltweisheit in dem Satze beſtand, man müſſe an jedem Tage ſeines Lebens in einem kleinen beſſer zu ſein verſuchen als am vergangenen Tage, war im übrigen voll Weltabkehr, fromm und katholiſch, aber auch myſtiſch allgottfühlend, wie ſich dies mit der geheimnisreichſten der Chriſtenlehren ja gut verträgt. Der hatte den jungen Freund dann mit wehmütigen Betrachtungen erhoben und geläutert. Nun war's mit Vogl leider nichts. Seit deſſen Gicht in Italien beſſer geworden war, ſchien Vogl aus dem heiteren Sonnenlande mehr die Freudigkeit des heiligen Franz als die Lehren der Askeſe beherzigt zu haben. Seit er zudem die treffliche, lebensmutige Hausfrau hatte, ſeine ehemalige Schülerin Kunigunde Roſas, gab es noch mehr Heiterkeit im Hauſe, ja Trällern und Lachen. Und nun war gar noch ein kleines Voglkind ins Haus gekommen; ein liebes, geſundes Mädchen, das der alternde Vater mit der Innigkeit eines Großahns umgab. Dergleichen konnte Schubert ohne geheimes Herzweh nicht ſehen und andere Philoſophie als die einer vertrauten, tüchtigen Ehefreundſchaft gab es nicht mehr im Voglſchen Hauſe.

So war unter den Freunden Schuberts nur

noch einer, der voll von Schwermut, Weltfeindschaft, Menschenverachtung und anderer herber Philosophie war und das war der Zensor Mayerhofer, in dessen freiheitsdürstiges Herz jeder Tag seines Berufes, der alle wildschönen Gedanken und alle Offenheit knebeln mußte, wie ein glühender Bleitropfen sank. Zu ihm ging Franz Schubert jetzt öfter und ließ sich viel Bitterkeiten über diese Welt von ihm vorsagen. Wenn er aber dann wegging, siegte die gütige Milde seines Herzens stets wieder, und wenn er Mayerhofers Grimm und Galle, Menschenhaß und Weltlästerung zu Hause auspacken, besehen und ruminieren wollte, siehe, da war lauter Wehmut, goldreine Nachdenklichkeit und tiefe, milde Verzeihung und Entsagung daraus geworden, so daß über die Lieder seiner Winterreise wohl oft lastende Schwermut und düstere Trauer sank, nie aber Unversöhnlichkeit und Haß. Denn in dieser Künstlerseele, dieser wahren Biene Gottes, wandelte sich selbst der Saft der Belladonna und der Eibenblüte zu Honig.

In jenen Vorfrühlingstagen voll Ahnung und Nähe einer grausigen Vergänglichkeit ließ den Meister der Sehnsuchtstöne ein Gedanke nicht los: Das zerrende, angstvolle Verlangen, den großen Herben, den Ringer, Beethoven noch einmal zu sehen, der nach seinem Lebenskampf mit den Tiefen der Erkenntnis auch die letzte schwerste Pflicht aller

Vergänglichen so furchtbar ernst nehmen mußte; der so schwer starb.

Allein wagte er sich nicht in das lange, drohliche Schwarzspanierhaus; sollte er hinausgewiesen werden, so wollte er mit andern davonschleichen. Er bat denn ein paar Freunde, die dem Gewaltigen bekannt galten, ihn mitzunehmen. An der Türe zu Beethovens Wohnung erfuhren sie, daß der Unvergängliche die Bürden der Leiblichkeit schon zur Hälfte abgeschüttelt hätte. Dennoch brachte einer der Freunde dem tauben Mann die Namen der sorgenvollen Besucher auf einem Zettel, und die flackernden Augen dessen, der schon seit Wochen immerzu an dem einen Tode zu sterben fortfuhr, ergriffen sich das Wort Franz Schubert heraus. Stürmisch stieß der Kämpfende mit dem Finger gegen den Namen und winkte: Herein! Da kam Schubert zum ersten und zum letzten Male als Bekannter vor die Blicke des Mannes, dem er jahrzehntelang so nahe und so fremd gewesen war. Fremd aus eigener Schüchternheit. Denn in sein freudevoll zuckendes Herz waren doch die Worte gegraben, die der Wortkarge ausgerufen hatte und die man ihm hinterbracht: „In dem Schubert steckt der göttliche Funke!“

Schubert trat ans Krankenlager, in ein kahles, fahles Zimmer, die andern blieben in der Türe. Da wies Beethoven auf einen Notenstoß, der auf seinem Bette lag. Der junge Meister verstand

nicht, denn er wußte nicht, daß ſeine Muſik die letzten Tage des Sterbenden beſchäftigte und verklärte und daß dieſe Hefte Schubertſche Kompoſitionen waren. „Sieh her da, das liegt bei mir,“ hatte Beethoven ſagen wollen. Dann erhob der Tondichter die Hand, reckte ſie gegen den jungen Bruder, ballte die Fauſt und tat, als zöge er ihn zu ſich, reißend, kurz und leidenſchaftlich. Die Fauſt fuhr bis an das Herz Beethovens, erhob ſich dann hoch empor und öffnete ſich.

Verlegen ſchaute Schubert zurück. Er ahnte, wagte nicht zu verſtehen und fürchtete, den Leidenden, der ſich nur mehr durch ungeſtüme Zeichen verſtändigen konnte, durch ſeine Anweſenheit zu erregen und zu quälen. So ſchlich er denn hinaus. Aber die fiebernden Augen des großen Sterbenden klammerten ſich an ſeinem Rücken und bohrten dem Scheidenden bis durch die Türe nach. Dann ſchloſſen ſie ſich und die prophetiſche Seele verſank wieder in das traumſchwere Bereitſein zum Ende.

Draußen fragten ſich die Freunde flüſternd und von einem leiſen Grauen durchſchauert. „Was hat er ſagen wollen?“ Anſelm Hüttenbrunner ſtieß aufgeregt hervor: „Habt Ihr nicht verſtanden? Er wollte Schubert bedeuten: Du wirſt meine Stelle einnehmen. Komm an meinen Platz und ſei der, der ſie zu den Sternen erhebt, wenn ich nicht mehr bin.“

Schubert aber sagte: „Nein. Er hat mir prophezeit: Du, der du mir folgen möchtest, wirst mir auch nach müssen, wohin zu folgen so schwer ist. Ins Jenseits.“

„Aber, Bertl,“ riefen die Freunde und Hüttenbrunner lachte: „Pilzfigürl, du närrisches, du. So ein Glückspilz, und sterben?“

Da fuhr ein wehmütiges zuckendes Lächeln ganz kurz und leise um Schuberts Mund und er sagte in seiner ernsthaft scherzweisen Art: „Schwammerln haben ein kurzes Dasein.“

Und er ging davon und versenkte seine ganze Seele ins Unendliche.

„Ja, du Großer, du Einsamer, du Leidender, dir will ich folgen! Dir nach und empor, und wär' es selbst in ein nahes Ende.“

Dieser Gedanke ließ ihn nicht mehr frei.

Das Schicksal hatte es gefügt, daß der gewaltige Meister der heroischen Musik gerade an dem Tage zu Grabe getragen ward, an dem Franz Schubert zur Hochzeit Hedwigs und der guten Heide geladen war. Ja, er sollte sogar Beistand sein. Er aber wählte den Gang hinter dem Sarge des großen Toten, und während die beiden schönen Mädchen, von denen jede eine leise Hinneigung zu dem armen Musikanten unterdrückt hatte, ihre Jugend und ihr Glück in die Hände zweier braver Philister legten, schritt er hinter einem Sarge einher; er, dem kein Liebesglück in sein ganzes Erden-

Beethoven †

daſein gelegt ſein ſollte, damit er ſinge gleich dem geblendeten Vogel.

Schubert trug eine Fackel wie die andern Muſiker und als der Sarg in die Erde verſunken war, ſtießen die Künſtler all ihre Lichter gegen die Erde, ſo daß ſie kniſternd und dampfend verloſchen.

Als die Freunde aus dem ſich zerſtreuenden Leichenzuge zueinanderfanden, ging er immer noch ſchweigend mit ihnen durch Währing und den Alſergrund heimwärts. Es war ſpät geworden und die Freunde ſprachen davon, irgendwo in der Stadt einzukehren. Am Schottentor mußten ſie dreien Wagen ausweichen. Es waren die beiden jungen Ehepaare, die zu ihrer Hochzeitsreiſe ausfuhren und Herr und Frau Tſchöll, die ihnen mit Hannerl ein Stück Weges das Geleite gaben. Die jungen Frauen riefen und winkten, Hannerl ſchrie: „Bertl, Bertl“, und auch Herr und Frau Tſchöll erhoben ſich im Wagen und berieten, ob ſie nicht dem liebſten Freunde und Urheber unſäglicher Freuden ein Plätzlein in ihrem Wagen anbieten ſollten. Hannerl ſchob ſchon ihre Kleider zuſammen, Schubert aber lüftete nur in tiefen Gedanken den Hut und grüßte ganz abweſend, ganz traurig. Die Wagen rollten weiter, in den letzten Märztag hinein, in den Frühlingsnachmittag, der beginnenden Obſtblüte entgegen; — Schubert ſah ſich gar nicht um. Nur die Freunde blickten dem

vielen jungen Glück, der Schönheit und der Liebe lange nach, so lange, bis die Wagen in der Roßau verschwunden waren.

Schubert aber trat in eine Weinschenke, ließ für sich und die Freunde eine Flasche vom Besten und volle Gläser auf den kleinen Tisch tragen, der in der Gasse stand und hob mit feuchten Augen sein Glas. „Lassen wir die Torheiten und Hoffnungen der Vergänglichkeit an uns vorbeirollen, liebe Freunde. Das erste Glas dem Tode und der Unsterblichkeit! Dem, der heute zur Ewigkeit versenkt wurde. Beethoven: Fiduzit."

Die Freunde tranken ernst und ehrfürchtig ihre Gläser bis zur Neige; Schubert füllte sie von neuem und hielt den Wein hoch empor.

„Das zweite Glas," sagte er tiefbewegt, „jenem, der von uns zuerst dem Großen, dem Unvergeßlichen folgen wird. Mögen sich ihm die wenigen Stunden der Vergänglichkeit vertiefen und ihn weihen, damit er bereit sei. Vivat!"

Dann verabschiedete er sich von den betretenen Kollegen, die ihm ahnungsvoll und bange nachsahen.

„Er hat sich selber damit gemeint," sagte einer. „Gott laß' ihn noch lange unrecht behalten."

Schubert aber ging zum Tschöllschen Hause, erbat sich Einlaß und ging vor dem erstaunten Diener schweigsam durch alle die verödeten Räume,

ſah ſich das Zimmer mit den wüſten Reſten des Hochzeitsmahles an, das ſoeben verlaſſen war und abgeräumt hätte werden ſollen. Ein paar Stühle waren umgeſtürzt, welkende Blumen, zertretene Myrten lagen umher und widrig rochen die Speiſereſte und der ſchale Wein in den Gläſern.

„Das iſt die Stunde, zu welcher ich an der Hochzeit teilnehmen darf. Wenn der letzte Jauchzer verklungen und die Komödie aus iſt. Dieſer Tiſch iſt ein Bild der Vergänglichkeit wie mein Herz es braucht. Dieſes Zimmer feiert Allerſeelen.“

Und er wollte, ohne weiter etwas zu ſagen, in ſchweren Gedanken davongehen.

Der Diener hielt ihn auf. „Die Herrſchaften kommen heute abend mit der Jungfer Hannerl zurück. Soll ich denen was ausrichten?“

„Nein,“ ſagte Schubert.

„Und der Herr kommt auch nicht heute abend? Die Herrſchaften werden allein und traurig ſein. Da täte ihnen ein bißerl Muſik wohl.“

„Ich glaube kaum, daß ich kommen kann,“ erwiderte der Muſiker und ging fort.

Zu Hauſe dann ſtieg aus allen Dielenritzen und Winkeln mit einbrechender Dunkelheit jene tiefgraue Flut der unbeſtimmbaren Troſtloſigkeit, jene tödliche, hilfloſe, bittere Traurigkeit ohne Ausſicht, ohne Lebensgefühl und ohne Zukunft empor.

die von Anbeginn dagewesen sein und Chaos geheißen haben mußte, bevor Gott der Herr seinen wilden Lebensdrang hineinschleuderte.

Und der Genius, der so viel Glück und Seligkeiten zu verschenken hatte, saß gebückt, wehrlos, schwach und elend, war freudlos und in seinem Herzen so voll Melancholie, daß er hätte sterben mögen und sich neben den betten, der das traurige Spiel zu Ende gelebt hatte.

„Nur nichts mehr wissen. Nur ein Ende."

— — — — — — — — — — — —

So fand ihn Schober, der an diesem Tage selber ergriffen und nachdenklich war, an dem Beethoven hinabgesunken und die beiden Mädchen ihr Gelübde zu neuer Lebensbereitung so fröhlich und mutig hingeschworen hatten. Aber Schober war eine Natur, biegsam wie Federstahl. Mit heiterer Güte nahm er den Freund an den Schultern.

„Wach auf, Franz Schubert, du, den Gott hoch erhoben hat über alle Sterblichen. Du bist nun allein. In Wien; allein auf der Welt. Du bist fortab der größte Musiker in Österreich und Deutschland, ja sicherlich auf Erden. Franz Schubert, heb' Er seinen eigensinnigen Kopf."

„Wozu das," sagte der Trostlose müde.

„Ja, ich möchte Ihm eine Krone aufsetzen,

hab' aber keine. Nun, ich bin gekommen, dich ein wenig zu erheitern. Vor allem wird Licht gemacht."

Als das Zimmer hell und die warme Gegenwart des herzlich besorgten Freundes mit ihrer lieben Regsamkeit es erfüllte, verwehte langsam der tief trostlos graue Schleier.

„Wohin gehen wir?" fragte Schober.

„Ich weiß nicht," sagte Schubert. „Der alte Diener von den Tschöllischen hat gemeint, ich sollte den vereinsamten Eltern ein bißerl Musik machen."

„Brav, das wird eine Wohltat sein und ich gehe mit," rief Schober fröhlich. „Komm, leg' das schwarze Trauerzeug ab; mach' dich schön, Franzel. Da bring' ich dir deinen ambrafarbigen Frack. Das weiße Jabot kannst behalten. Und die amaranthene Weste. Na ja; ist doch noch ein junges Mäderl dort geblieben. Vielleicht die reizendste von allen. Geh', Franzel, geh'. Schmunzel doch ein wenig. Na, aber!"

Und gutmütig scheltend, tröstend und wieder leise ein paar Takte aus Schuberts liebsten Meistersachen singend, machte der hübsche, heitere Junge sorgfältige Toilette und half auch dem zögernden Freunde. Sie gingen fort, entlang den Basteien, aber eilig, denn der kluge Schober wußte, daß schwere Stimmungen bei raschem Gehen ihre sirupne Trägheit und Zähigkeit nicht zu erhalten

vermögen, ſondern zerrüttelt und dünn werden. Es ward denn auch wirklich Schuberts Blut dünner und lebhafter und als die Freunde über die Treppe emporgeſtiegen waren, hatten die Augen alles Trübe und Stumpfe verloren; ſie glänzten ein wenig und die Wangen waren wieder leiſe gerötet. Da ſie nun eintraten, fanden ſie Herrn und Frau Tſchöll am verödeten Tiſche brüten und beide hatten geweint. Hannerl aber ſchlug am Klavier nachdenkliche Akkorde an, ſummte leiſe und war weder zu einem Liede, noch zu einem anderen Entſchluß gekommen, wie ſie die Eltern heiterer machen ſollte. Das zögernde, ſeltene und trübſinnige Emporſprechen der Saiten machte nur die Stimmung noch bodenloſer in ihrer Verlorenheit und Verlaſſenheit.

„Nun?“ ſagte Schubert, deſſen diskretes Hereintreten die ſchweigende und ſelbſtverlorene Familie gar nicht gehört hatte. Die Frau ſtieß ein leiſes „Gott ſei Dank“ aus. Herr Tſchöll aber ſprang empor und ein Seufzer zerbrach ſich an den Wänden, der war bei all der Erleichterung des Vaters ſo ſchwer und bang, daß er einem Schrei ähnlich war. „Schubert, du! Und Schober! Ihr habt mich nicht vergeſſen? O Dank, Dank, daß ihr an dieſem Abend gekommen ſeid!“

Und er riß ſtürmiſch und bewegt den ſtillen, kleinen Freund an ſich. „Dich hab' ich gern, als wärſt du mein liebſter Bruder. Weil du nur da biſt, und der beſte Freund, unſer Schober. Mädel,

wir wollen Kehraus machen mit der Betrübnis. Mädel, Wein vom allerbesten!“

Während alle an den Tisch rückten, streifte Hannerl an Schubert hinauseilend an, faßte nach seiner Hand und drückte sie mit allen Kräften. Ihr war selber bange gewesen, und sie hatte den Eltern die erste einsame Stunde leider nur bitterer gemacht.

Denn als die Schwestern so in die liebe Frühlingswelt hinausfuhren, jede den jungen Herrn Eheliebsten an der Seite, und ihr Wagen unter Greifenstein an der Donau allein stehenblieb, umdrehte und wieder nach Wien fuhr, da war ihr Herz so unbändig geworden, daß sie die Arme nach den fernen Wolken im Westen zurückbreitete und ganz fassungslos ausrief: „O du weite, weite Welt!“

Dann hatte sie zu bitten begonnen: „Herr Vater und Sie, Frau Mutter! Lassen Sie mich fort, lassen Sie mich nicht umkehren und wieder in das Haus mit seinen Magazinen eingesperrt sein. Allein bin ich jetzt! Nichts als alle Tag' der Spaziergang an der Bastei entlang. Jetz' sag' ich's dem Herrn Vater und der Frau Mutter. Sängerin will ich werden! Zum Theater will ich und fort muß ich.“

Da waren Schreck und Zorn groß gewesen. Die Jüngste hatte geweint und getrotzt und allen dreien kam das Haus jetzt ganz und gar traurig

vor, als ſie zu Abend wieder heimkehrten. Im Hin- und Widerreden waren ſie müde geworden, ein wenig hatten die Eltern nachgegeben und ein wenig Hannerl; es war die Rede geweſen, ſie, die eine ſo tiefklare, prächtige Altſtimme hatte, ordentlich ſingen lernen zu laſſen und dann, dann würde man ja ſehen.

So waren alle drei nur halb zufrieden, und als die beiden Freunde gekommen waren und Hannerl den Wein holen gegangen war, erzählte Herr Tſchöll, noch während ſeine Frau den Freunden das Abendbrot vorlegte und zuſchob, ſeufzend die ganze Geſchichte von Hannerls jähem, wildem Sehnſuchtsausbruch.

„Na," ſagte Schubert gemächlich. „Vor allem ſieht die Geſchichte heut' über drei Tage ganz anders aus. Das Haus iſt ein bißel ſtill, Kameradſchaft hat ſie keine, der Tag und die Welt war auch ſchön und ich, unter gleichen Umſtänden, ich wär' euch durchgegangen. Daß ſie jetzt das Singen lernen ſoll, find' ich recht gut; das wird ſie fürs erſte alle Flauſen vergeſſen machen. Die Hoffnung bleibt ihr ja, alſo wird ſie fleißig ſein."

„Du, — Bertl," begann Herr Tſchöll nach einigem Nachdenken zögernd.

„Ja, Herr Schubert," fiel die Frau bittend ein.

„Na, was denn?"

„Möchteſt du nicht die Korrepetitionsſtunden bei der Hannerl übernehmen und neben dem Singen ein bißerl Klavier üben, daß ſie das nicht vernachläſſigt?“

Schubert erſchrak ein wenig. Sollte das Abenteuer ſeiner ſtillen Entſagungen noch nicht zu Ende ſein? Er überlegte noch, als Hannerl hereinkam und fragte: „Was wird denn meditiert?“

„Der Vater hat den Franzel gebeten, daß er Ihnen bei den Geſangsübungen helfen ſoll,“ lächelte Schober, „und der Franzel mag nicht recht, ſcheint's.“

Da fing nun aber das Mädchen ſo ſtürmiſch zu bitten an, nahm den überraſchten Muſiker beim Kopf zwiſchen beide Hände, die noch ganz kalt von den Erregungen des Nachmittags waren, ſchmeichelte ihm, blitzte ihn mit ihren Augen voll Begehren an und trieb es ſo lange, bis der arme Schubert Ja ſagte.

Da ließ ſie ihn los, trat zurück und nahm einen jauchzenden Anlauf, ihn in die Arme zu ſchließen und zu küſſen. Er aber ſah ſo betreten vor ſich aufs Tiſchtuch und fürchtete ſich ſo offenkundig vor ihren jungen Lippen, daß ſie die Arme ſinken ließ, und langſam ſagte: „Ja, wenn der Musje kein Buſſel mag; — — wie's beliebt.“

„Es iſt auch beſſer,“ ſagte der Vater mit leichtem Stirnrunzeln. „Er iſt dein Lehrer, und

also Respekt: Ja? Jetzt aber gehn wir's an und lassen unsere Kinder in der Ferne hochleben. Die Hedderl und die Heiderl! Gut soll's ihnen ergehn!"

Als die Gläser zusammenstießen, sah Schubert die reizvolle Dunkle an, die allein noch im Hause geblieben war und ein wenig schmollte. „Na, Hannerl? Mit mir wollen's nicht anstoßen?"

Da legte sie den gesenkten Kopf zurück, dachte ein wenig nach, sah ihm dann in die Augen und sagte: „Ich bin schon wieder gut." Und während sie die Gläser aneinanderhielten, fügte sie hinzu: „Wir werden ja jetzt Kollegen. Herrgott, mit Ihnen möcht' ich Konzertreisen machen. Möchten's nicht?"

„Ach Gott," sagte Schubert ganz melancholisch.

„Vielleicht gehen wir noch einmal miteinander durch," flüsterte ihm das übermütige Ding in die Ohren.

Schubert sah sie prüfend an und leises Bangen, leises Verlangen entstand in ihm. Sie aber goß den ganzen Inhalt ihres Glases hinunter, schüttelte die Locken und sagte in ganz verändertem, andächtigem Ton:

„Wär's angenehm, Herr von Schubert, ans Klavier? wenn ich gleich was singen tät."

Da ging er gerne den Weg seiner täglichen neuen Erlösung, und die Augen der alternden Bürgersleute verloren ihre Trübheit und die Stirnen ihre Falten, als sie ihr Kind Franz Schuberts Leid und Glück so hingerissen mit der warmen Altstimme emporheben hörten. Nun war Versöhnung, Hoffnung und geläuterte Wehmut in dem stille gewordenem Zimmer des vereinsamten Hauses und aller Herzen brannten.

Lange saßen sie so beisammen und der Abend wollte kein Ende nehmen. Als aber Schubert und Schober Abschied begehrten, da bat sie der Vater Tschöll: „Geht heute nicht von uns. Wir sind schon halb vereinsamt. Teilt in der ersten Nacht, vor der ich solche Sorge habe, unser still gewordenes Haus mit uns. Die Betten der beiden Mädchen stehen jetzt leer in der Kammer. Wollt Ihr nicht über Nacht bei uns bleiben? Damit das Haus nicht gleich so gähnt wie das leere Nichts!“

Da blieben die Freunde und lagen noch lange, mit seltsamen Gefühlen, voll Rührung und Ehrfurcht in den reinen, verwaisten Betten und sprachen dann und wann ein liebes Freundeswort zueinander durch die Nacht. Der Wind ging wieder draußen um die Bastei und spielte mit der Wetterfahne, so daß sie lautauf ächzte und schrillte. Da dachte Schubert, wie er so seitab und einsam und verachtet in der Welt sei, trotz-

dem ihn die Menſchen ſo ſehr zu begehren ſchienen; — wie er zu allem Glück zu ſpät käme und wie es ein Hohn des Schickſals wäre, daß heut' er in das Lager der lieblichen Heide nachrücke, nun, da ſie ausgezogen war.

Aber die Wetterfahne ſchnurrte und johlte in tollem Hallo. Manchmal kam ein klarer Ton in das Knarren, wie von einem ſturmverwehten Horne. Da fuhr er halbträumend empor, denn ihm war geweſen, als hätte ein Wagen vor dem Hauſe gehalten. Die Melker Poſt wohl gar, und Heide war umgekehrt und hatte den nüchternen Gatten nicht ertragen? Nun blies der Schwager das Horn, um die Eltern zu wecken?

Schubert erwachte völlig. Nein: Wieder die Wetterfahne! Nun lag er wach und in nachdenkſamer Wirklichkeit, die ihn dennoch ſeltſam hold und tröſtend umgab, wie wenn ein herber Schmerz ſich in den erſten Träumen löſt. Es war ihm ſo wunderbar, ſo lind und dennoch weh, weh; hier im verlaſſenen Schlafgemach des unſchuldigen Kindes liegen zu dürfen, im Zuſammenrücken der ſchwermütigſten Kontraſte, als ſei er in eines Dichters Reiche eingedrungen. Und doch ſo hoffnungslos.

— — — — — — — — — — — — —

In dieſen Zeiten ging es in ſeinem Herzen wie Eisſchollen, die auf einem Fluſſe treiben. Es kämpfte, rang und knirſchte, war gänzlich durchkältet, und dennoch war Tauwind Urſache, daß das Eis ins Treiben gekommen war. Als es mit den Kräften ſeines Lebens wieder freundlicher beſtellt war und das linde Rekonvaleſzentenweh mit ſeiner ſanften und gerührten Schwäche ihn überkam, da verſtand er des Liedes Aufſeufzen: „Nun merk' ich erſt, wie müd' ich bin!“ Und all dieſe ſchauerlichen, ernſten Lieder der Winterreiſe erfand er erſt, nachdem der geiſtige Tod überwunden war, ſo wie die Schauer des Fröſtelns am ſtärkſten über die Nerven beben, wenn erlöſende Wärme an den Geflüchteten heranrückt. Er ſah zurück wie in überſtandene Gefahr, und er erinnerte ſich an das verzweifelt tote Trinken des vergangenen Spätherbſtes, an Entſagung und Ausgeſtoßenheit, an die viele Todesſehnſucht und den großen Gedankenſtrich, der aus ſeinem Herzen über alles Weſen und alle Erde hinging, damals, als Beethoven geſtorben war.

Nun ſprang der Frühling mit beiden Füßen über ſein Herz, und die ahnungsreichen Todeslieder der Winterreiſe ſtockten mitten im Geſchaffenwerden. Schubert vermochte nicht mehr die zehn letzten zu ſchreiben. Jetzt nicht. Das Leben ward zu ſtark, zu reich, zu ſonnenvoll. Es ward zu ſchön, das Leben: — Noch einmal umſang und betrog es ihn, umſchlang ihn, als wäre der Künſtler

das geliebteſte Schmeichelkind des Glücks, ſchmollte ihm die ſchwermütigen Mahnungen ab, ſo daß er ſie in ein Schubfach verſchloß und zeigte ihm den hellen, freien, weiten Himmel, das lautere, luſtvollere Treiben unten auf dem Glacis und jenſeits auf dem Markte, der die Güter Ungarns aufſchloß; — lauter Schmaus und Lebensfreude herrſchte bis unter ſeine Fenſter heran in der aufgetauten Frühlingswelt, — und da, da ſprang ſein lichtes, gernbetrogenes Herz aus tiefſter Abkehr und Verſunkenheit wieder mitten unter die Menſchen.

Jener Frühling war allzu ſtark!

Und das letzte der drei Mädchen aus dem Hauſe des Herrn Tſchöll, das nun ſeine Schülerin geworden war, hing ſich mit all ihrer Jugendwildheit an ihn und half ſo ihrem Halbbruder, dem April, ein tolles, unbeſonnenes Lebensgefühl in die Bruſt des Dreißigjährigen zu hexen. Hannerl ging aus ganzer Seele in die Kunſt auf. Sie ſang von Tag zu Tag ahnungsreicher, tiefer, leidvoller und werbender. Das Verlangen nach der Welt, nach Erleben und Wandern riß unbändig an dieſem wilden Kinderherzen. Sie wollte hinaus und fort, wollte berühmt und umworben ſein und alle Herzen betören. Schubert war ihr teuer, als Führer in die Verſuchung hinein. Ihm ſchloß ſie ſich gänzlich auf, nannte ihn Meiſter, Vater und Geliebter, wie Mignon ihren Herrn anrief, und

ſo oft er in frohem Staunen die Fülle ihrer hinreißenden Geſangskunſt ſah und ſein Lob wider Willen herausprallte, ſo oft ſchmeichelte ſie ihm, ja legte den ſchlanken Arm um ſeinen Hals und drückte den raſch atmenden Mund nahe an ihn: „Nicht wahr? Wir gehen durch! Wir reiſen zuſammen und geben Konzerte. O du, du mußt nicht mehr all deine Lieder für den eingebildeten Vogl ſchreiben. Keine Baritonbrummereien mehr. Schreib für eine verlangende, lockende Altſtimme. Du! Für mich, die dir gehört!“

Da riß er ſich los, verbarg ſein rotes Antlitz in den Noten und lachte mit erſtickter Stimme: „Bis du was kannſt, bis du wer biſt.“

So machte er ſie wieder böſe und damit gefahrlos für ſein erſchrecktes Herz und ſein heißes, tückiſch auf Schwäche lauerndes Blut.

Stets aber kam ſie wieder und lachte ihn leiſe und verſteckt an, unter ihrem Taſchentüchlein, ſo daß das unterdrückte Girren ihn umſchwirrte wie die Rufe der wilden Turteltauben im reichumlaubten Maimittag. Sie ſchmeichelte ihm Sprödigkeit und Zurückhaltung fort, ihn an- und vorüberſtreifend, wie das Bächlein dem vereiſten Ufer kichernd Stück für Stück von der abſtehenden Eiskruſte entführt und wegſchmeichelt. Sie hatte ſich's vorgeſetzt, ihn als ihren Muſiker und Begleiter mitzuführen, an ſeiner hinreißenden Liedergewalt groß zu werden und ihn zugleich mit

ſich ſelber berühmt zu machen. An Liebe dachte ſie wenig; das mochte kommen wie es wollte; ſie ſtand zur Liebe bereit; für jeden beinahe! Konnte er's, ſo war ſie auch für ihn da: Auch. Denn ihr heißes Begehr ſtand in die ganze Welt, nach recht viel Glanz und Glück und Ruhm, nach recht viel Liebe, bis der Eine, Endliche käme, der ſie gänzlich gefangen nahm. Da träumte ſie irgendwo hin, ſtets groß und glänzend; aber Franz Schubert war dieſer Eine, Erlöſende nicht.

Er fühlte das wohl, daß er ihr bloß ein liebes Werkzeug war. Aber das Schmeicheln und Werben tat wohl, wie die wiederkehrende Sonne, wie Glanz und Duft im Tann, und ließ ihn träumeriſch werden wie ziehende Himmelswolken.

Es wurde ein Frühling ohnegleichen; und nie hatte er ſolch ein Aufbrechen und Aufblühen ſeines Herzens erlebt als in der Zeit, da er neben ſich ein liebliches Kind zum begehrenden Weibe anſchwellen ſah. Neben ihm gedieh die ſchlanke Schwarze zur rufenden Künſtlerin, zur Herzaufwühlenden, ja, zu der, die die Maſſen zu rütteln ſtark genug war. Neben ihm und mit ſeiner Schuld ſprang heiße, betörende Kunſt in die Höhe und und blühte weitausgebreitet auf. Aus der kleinen Hannerl erwuchs die Sängerin, wie nur Öſterreich und der Süden ſie wachſen läßt. In dieſer Art iſt wenig ſelbſtaufgebende Ichvergeſſenheit. Nein. All ihre beſtrickenden Mittel als

Weib und Verführerin warf ſie zu einem hinreißenden Temperamente des Könnens. Sie war imſtande, Mignons Lied zu beginnen, indem ſie den Menſchen, die ihr unter den Zuhörern gefielen, unter halbgeſchloſſenen Lidern in die Augen träumte; — weithin ſcheinbar, entrückt und ſtöhnend vor Fernweh, während ſie auf ein Opfer lauerte und mit wollüſtig geſteigerter Sehnlichkeit die Stimme bedeutſamer und eindringlicher ſchwellen ließ, ſo daß eine unſagbare prächtige Plaſtik und Klangtiefe in die Stelle kam: „Kennſt du das Haus, auf Säulen ruht ſein Dach!“ Und bei der Stelle, die ausruft: „Was hat man dir, du armes Kind, getan?“, war ihre magnetiſche Kraft ſchon ſo gewaltig, daß ſie über die Gemüter hinwuchs als ſei die Sängerin alleingebietend, ſo daß ſich ſelbſt Männer von Beherrſchung klein, elend und kindlich fühlten: „Armes Kind!“ Die härteſten Herzen vergaßen ihr erſtarrtes Leben und waren angerufen wie einſt, von Mutterlauten. Dann ſank die erobernde Macht des ſchönen, leidvollen Mädchens gleichſam vor den Bezwungenen lächelnd auf die Knie, wurde weich ergeben und warb und flehte ſo ziehend und ſinnlich, daß bei dem jähen Armausbreiten, bei der offenkundigen Hingabe: „Dahin, du mein Geliebter!“ alle Sinne in ſüßem Schreck entflammten.

So viel vermochte ſie ſchon in dieſen jungen Tagen! So hatte die ſchlanke, dunkle Johanna

Hannerl

ſingen gelernt, an der Seite des ſich Wehrenden und Verſchloſſenen, in dem es ſo ſchwül, bedrückt und heiß brütete. So war ſie gewachſen an Franz Schuberts Seite; — vollgeſogen von ſeinem Herzblut. Stark durch ſein Leid. Geübt an ſeiner Seelenangſt, die ſich wehrte vor allem, was ihn mit dem Hauche des Weibes anwehte. Lieblich und beſiegend durch ſeine Sehnſucht. Magnetiſch herrſchend durch ſeine tiefe, innere Nähe zum Unendlichen, ſeine Bruderſchaft mit dem Tode. Alles hatte ſie ihm abgelauſcht.

Schubert war aber im Tſchöllſchen Hauſe ſchon zweimal von der Liebe geſtreift worden und hatte eine recht herbe Technik, ſich zu wehren. Wenn es dem raſchen, geſchmeidigen Mädchen durch ein leichtes reizendes Schmeichelwort, durch einen flirrenden Blick oder gar durch eine loſe Berührung gelungen war, ſein verſtocktes Herz zum Vibrieren zu bringen, dann tat er, wie der Metzger Santerre, der über die letzten, erſchütternden Worte König Ludwigs des Sechzehnten alle Trommeln hinwirbeln ließ. Nur daß die Töne, mit denen Schubert ſein rufendes Verlangen betäubte, ſchöner waren. Er verſenkte ſich gänzlich in ſeine ſchmerzlich reine Kunſt und vermochte in ſolchen Minuten des Kampfes und der Überwindung ſo hinreißend zu erfinden, ſo herzbezwingend zu improviſieren, daß Hannerl aufhorchte, allen Leichtſinn über dieſen Tönen voll mahnender,

ewiger Schönheit vergaß und in einen Sturm kindlicher Freude und Bewunderung hingerissen wurde. Jedesmal, wenn sie ihm mit ihrer Schmeichelstimme und leichtfertig verliebtem Tun entgegenkam, bezwang er so sich und sie, und bewahrte sein an Bitterkeiten gestärktes Herz vor der Schmach, zum Spiel eines launenhaften Kindes zu werden. Denn ihr war er nur reizvoll, solange er trotzte.

Außer Hause war es ihm leichter, das sinnliche Nachbeben und Nachhallen ihrer einschmeichelnden Nähe zu überwinden. Der Frühling war überreich an Pracht und Glanz und die Freunde waren vollzählig um ihn, gerüstet mit Jugend, Übermut und glänzend guter Laune. Daß alle, alle heimgefunden hatten, die ihm teuer gewesen waren, das empfand er erst in diesem Jahre völlig, wo sein Herz wieder leicht und elastisch wurde. Nun gab es wieder lichte Morgen voll Erfindungskraft und Glück, nachmittags voll Trunkenheit im endlosen Grün des Wiener Waldes und Abende, an denen die köstliche gute Laune nur so sprühte.

Die Freunde flogen bald hier-, bald dorthin ins Grüne aus, ihn aber zog es stets nach dem Herzen des Wiener Waldes, in dessen verschlossenste Tiefen man von Neustift am Walde über die Höhe in der Richtung nach Weidling am Bach geriet. Wenn die richtigen bei ihm waren,

am liebſten Schwind oder Schober, der trotz ſeiner Lebensheiterkeit ein tief andächtiges Herz hatte, dann gingen ſie wohl in den Wald hinein, wo er am tiefſten war; — wie der Mönch von Heiſterbach. Immer tiefer, immer ſchweigender, ziellos und als ſollten ſie ins grüne Flüſtern weiterziehen ohne ein Ende. In dieſen Wald kann man hineinwandern wie in die Ewigkeit, wahrlich, und der Tag kann zu Ende gehen, ohne daß Ihr ein Haus und einen Menſchen ſahet, und noch ein Tag und noch einer, ſo unſäglich einſam iſt dieſer große, große Wald, in dem der Bauernſtand beinahe ausgerottet iſt oder wohl niemals da war, ſeit die übermächtigen Stifter und Orden und der Herzog ihre Hand auf die den Ungarn abgerungene dichte Wildnis legten. Denn hier war immer Waldesendloſigkeit, ſeit die Geſchichte geht, von je und je. Da überging oft ein leichtes Grauen die ſchweigſamen wandernden Freunde, wenn ſie aus einem Walde traten, über die Talwieſe und den Bach im Grunde ſchritten und ſchweigſam vom Walde der andern Seite wieder aufgenommen wurden. Sonſt nichts anderes. Blickten ſie wirklich einmal von einer kleinen Hochblöße über dieſe Welt der ſtillen Buchen, ſo ſahen ſie faſt ohne Ende hin die grünen Berge wie Wellen; alle gleich groß, alle gleich ſanft gekuppt, eine hinter der andern ins Weite hinaus bis dort, wo die Welt blaß und blauduftig wurde. Dort ſtanden dann

riſſig die Gewaltigen der Steiermark in ihrer ſchwerkühlen Unnahbarkeit, ganz am Ende dieſer, über alle Maßen ſtillen Wellenwelt, dieſer grünen Übermacht der Buchen, die, von oben und in die Fernen geſehen, die Kuppen ſo eintönig überzogen wie ein Moosanſatz. In dieſen Verlorenheiten war es ihnen oft, als graue es ſogar dem Unſichtbaren des Waldes, dem Kuckuck, munter und laut zu ſein. Rief er aber, einer da und ein leiſerer jenſeits und abermals einer aus dem Graben, der ſich abendwärts abwendend verklüftete, und kaum mehr hörbar noch einer ſchon ganz traumweit und weiß Gott wie ſehr ins Ferne verloren, da ward die Erkenntnis der Verlaſſenheit dieſer Welt noch ſtärker in ihnen.

Und dennoch liebte Schubert dieſe oft ſchaurige Unbeſiedeltheit der einſamen Waldwellen aus ſeinem ganzen Herzen. Denn ſo war ſein Weſen und dies war ſein Geheimnis: das Wiener Geheimnis. Ganz nahe an einer umgänglichen, weltlich geſelligen Stadt voll Genußfreude, Behagen und Mitteilſamkeit eine weite, ins Ferne horchende Ahnung des Endloſen. Und zu Wien mußte dieſes ſchmausfreudige, trinkluſtige Menſchenkind mit dem ſchaurigen Hang zur Auflöſung erwachſen, in der Stadt voll leichten, glatten Lebens und unbekümmerten Sommergrillengeſanges, die an der Flanke eines ganzen Königreiches voll ahnendem Schweigen hängt, das aus den

Urzeiten, so unbelebt wie es nur je war, in unsere Tage ragt.

Mai und Juni blühten und stäubten; sie rissen das Herz der Welt auf, so daß in den Wäldern die Alliebe im Blütenstaube rauchend zum Himmel stieg; über den Feldern der Ebene wolkte der Brotduft des blühenden Kornes und in den Weingärten schwelte die resedenhaft schwüle Verführungsluft der Rebenblüte. Ein Lebensgefühl ohnegleichen war hochauf und prächtig in der Brust des jungen Musikanten, und er fühlte sich begeistert stark, als sei er unsterblich und ewig jung.

Er hatte auch wieder Geld; leichther geflossenes, leichtverrinnendes Geld. „Kinder, ihr seid meine Gäste! Bruderherzen, was wollt ihr Liebes und Schönes?“ rief er in jener aufrechten Zeit zehnmal die Freunde an. Und wenn sie sagten: „Spar', Bertl, halt's fest,“ da rief er lachend aus: „Was sparen? Wo ich doch für jedes Liederl einen ganzen Gulden krieg' und für ein Klavierwerk fünfzehn! Und solche Sachen machen mir nicht mehr Beschwer' wie dem ‚Esel streck' dich' seine Dukatenentladung.“

„Schreib' nur nicht zuviel,“ mahnte Kupelwieser.

„Nicht mehr, als was mir einfallt',“ sagte Schubert dawider. „Da heißt's alleweil: Gib dich net aus, andere machen nicht den zehnten Teil. Ja, seht's ihr denn nicht ein, daß das österreichisch

ist, das leichte, lustige Verschwenden? Und ausgeben! Hat sich der Mozart ausgegeben, der mit seine zehntausend Einfäll' gradso außerg'stürmt is?" —

„Ausgeben, ausgeben," stotterte Kupelwieser. „Sein Leben hat er dabei ausgegeben. Verbrannt ist er an seiner Unerschöpflichkeit, wie du's nennst. Ja!"

Schubert wiegte mit eigentümlich ernstem Lächeln den Kopf hin und her. „Schau, siehgst, grad dasselbe wär' mir gar nit so unrecht. Es gefallt mir halt, daß einer sich herschenkt bis zum letzten Blutstropfen."

„In Gott's Namen, aber fein langsam," sagte Kupelwieser. „Und jetzt hörst mit deine Anspielungen auf'n Herrn Leichenbitter auf. Da ist das Wirtshaus und das will sein Recht haben."

„Gut; wenn ihr meine Gäste sein wollt's, reden wir von was anderm."

Und die lustigen Brüder trommelten auf den Tisch der Schenke, die sie sich erwählt hatten, und riefen nach Wein.

Einmal waren sie an einem wunderschönen Abend am Ende des Juni hoch oben in ihrer entlegenen kleinen Lieblingsschenke am Schafberg bei dem alten, naiven Ehepaar, waren aus offener Brust laut und froh und neckten Schubert, indem die einen behaupteten, er wäre verliebt und die andern widersprachen: sein Herz tauge nichts, er

ſei ein unverbeſſerlicher Weiberfeind. Indem ſie ſo ſtritten, wollten ſie ihn reizen, ſich in dieſer hübſchen Sache, die alle bewegte und von der zu reden bloß er ſich niemals getraute, endlich zu einer Außerung herbeizulaſſen. Er aber duckte ſich vergnügt unter den hageldichten Verdächtigungen der Freunde, ſah ſich alle an, ſah dann ins Weinglas, nippte ein tüchtiges, duckte ſich wieder und freute ſich über das luſtige, laute Leben, über die Neugier der Freunde und den ſchönen, ſtillen Abend, voll Heuduft, der draußen über den Wieſen rötlich verſchied.

„Mein Gott," ſagte er endlich in tiefer Andacht, und faltete die Hände: „Iſt das ſchön."

Die Freunde wurden ſtiller. Es waren nur mehr die Buchenwipfel rot vom Brande des Abends, und auf dem höchſten Baume hinter dem kleinen Weinhauſe ſaß die Amſel, ſtritt dem ſcheidenden Lichte nach, und ſtammelte ihren Rauſch, wie ungeheuer das Lebensgefühl in ihrer kleinen Bruſt ſchwölle und dränge, in ekſtatiſchen Strophen. —

„Mein Gott, o Gott," ſagte Schubert, immer noch mit gefalteten Händen: „Iſt das ſchön."

Der Abend blaute über dem Tale und kroch an den Wieſen kühlfarbig herauf, rankte ſich an Buſch und Baum, und wie das Fröſteln eines Menſchen frieſelte der Abendwind über die Wälder, die nachdenklich und ungewiß in ihren Farben

und Umriſſen wurden. Nach dem erſten leiſen Erſchauern aber legte ſich die Luft wieder ſtill über Wald und Wieſe und nun hauchte die Erde, die den ganzen Tag in Sonnenempfängnis gelegen hatte, Sommernachtwärme zum verdunkelten Himmel empor. Die erſten Heuſchober buckelten rings umher und dufteten Abendweihrauch und die Hunde wurden wach im Tal der Ferne.

Dies milde, göttlich beruhigte Vollbrachtſein ließ ſelbſt die Luſtigen oben in der Weinlaube nachdenklich werden und lange Zeit waren ſie ſtill und die Seele jedes dieſer Weltkinder löſte ſich in Andacht und war ein ungeſprochenes Abendgebet.

Da brachte dann aber die alte Wirtin eine freundliche Windlampe, ſo daß ſie all ihre vertrauten, aber im Dunkeln gänzlich aus aller Schalkhaftigkeit geratenen Geſichter wieder ſahen, jeglicher erſtaunt über des andern Feierlichkeit.

„O, ihr ſcheinheiligen Kerle," ſagte Schubert in drolliger Erſtauntheit. „Was wollt denn ihr mit ſolchen Beichtſtuhlgeſichtern anfangen!"

Da kamen ſie ſich einander ungemein komiſch vor und lachten herausplatzend los, lachten lange Zeit grundlos und immer wieder von neuem wie dumme, junge Weibsperſonen und fanden kaum den Atem, von neuem zu lachen, ſo oft nur einer etwas reden wollte.

„Schaut's den Bertl an," rief Kupelwieser. „Der will heut nicht elegisch sein."

„Es ist sonst wegen der Komteß Karolin," sagte Bauernfeld, und alle lachten wieder, weil sie wußten, daß eine Sage im Umgang war, ihr Freund sei einer seiner jungen Schülerinnen in großer Andacht verbunden.

„Aber sag' du, wir sind doch jetzt weit von Wien. Bist du heute nicht dort eingeladen?"

„Beim Fürsten Esterhas?" fragte Schubert, indem er den Namen auf die in Wien übliche Weise aussprach. „Ja. Ich soll dort erst ein paar Lieder begleiten und gleich nachher die halbe Nacht Walzer trommeln."

„Ja, aber so mach', daß du fortkommst! Es geht doch auf neun, du Unband!"

„Fallt mir nicht ein," sagte Schubert gemütlich.

„Na, jetzt will er uns beweisen, daß er in die Komteß nicht verliebt ist."

„Ich bin überhaupt nicht verliebt," erinnerte Schubert sehr ernst.

„Warum gehst du aber nicht, wo man dich doch dort braucht und erwartet. Du wirst dir Übelwollen und schlimme Nachrede zuziehen," mahnte Schober.

„Also entscheidet's selber," seufzte Schubert, „und gebt's aber nachher Ruh. Da ist der milde

Herrgottsabend, unten ein etwas brutaler Ariſtokrat, der ſich Gönner nennt und mich oft genug mißachtet und verletzt. Was iſt mehr wert, der Abend oder der Baritondilettant dort unten?“

„Der Abend,“ ſagte Schwind.

„Dann ſeid's hier ihr, habt's mich doch ein bißerl lieb und ſeid's freundlich. Unten machen's vor mir ſüße G'ſichter und hinter mir ein Schnoferl. Wer iſt denn mehr wert: die Katzeng'ſellſchaft dort oder ihr.“

„Wir, natürlich wir!“ riefen mit großem Hallo die Freunde.

„Na, und wenn ich vielleicht nur noch ein Jahr oder zwei zu leben hätt', wär's da net ſchad um ſo einen wunderbaren Abend? Ganz abgeſehen davon, daß mir der leichte Heurige hier viel beſſer bekommt als unten der Tokayer!“

„Recht hat er,“ rief Schwind, und die Freunde freuten ſich aus vollem Herzen, von ihrem Haus- und Bundesgenie ſo wert gehalten zu ſein, daß er ihre Geſellſchaft einer hochadeligen vorzog. Freilich kam mit dem Gläſerklingen eine noch lebhaftere Trinkweiſe in Gang und bis in die tiefe Nacht hinein ſangen und becherten die Freunde.

Der einmal angeſchlagene Ton der Neckerei aber hallte immer wieder durch ihre Luft. Schwind ſelbſt wandte ſich diesmal an den Freund. „Nun ſag' einmal ganz ernſthaft, Franzel. Biſt du wirklich nicht verliebt? Alle deine Lieder ſagen

doch das Gegenteil. Da müßt' einer ganz dumm sein, um nicht Verrat zu wittern. Also, Franzel! Bertl!"

Schubert aber saß fest, klein und dick hinter seinem Glase und schmunzelte bloß.

„Weißt du was," sagte Kupelwieser. „Du sagst uns einfach, wo sie wohnt, und wir bringen ihr gleich heute noch ein wunderschönes Ständchen."

„Gut is, das soll ein Wort sein," sagte Schubert und trank langsam und in tiefem Zuge sein Glas aus. „Ich führ' euch hin."

Schober prallte empor. „Ernst oder Scherz?" rief er im höchsten Staunen.

„Ernst."

„Zum Palais Esterhas?" fragte Bauernfeld.

„Aber kein Gedanke!" lachte Schubert.

„Zum Dreimäderlhaus?" rief Schober.

„Bist du verrückt?" rief der Musiker erschrocken.

„Zahlen, zahlen," lärmte der ungeduldige Schwind, und während die andern voll Neugierde drängten, beglich Schubert würdig und in unerschütterlicher Ruhe die Zeche.

„Kommt's also," sagte er dann.

Und die Freunde zogen voll Erwartung und lebhaft durcheinander streitend über die Wiesen bergab zu Tale; dann begann Schubert mit seiner

hellen Stimme leiſe zu ſingen, Schober fiel ein, Kupelwieſer und die andern folgten und die liebe Sommernacht wellte weithin von dem klangreichen Frohmut der Herzbruderſchaft. So zogen ſie durch die Gerſthofer Gegend bis nach Währing hinein.

„Wo iſt's denn?“ fragte plötzlich Kupelwieſer.

„Seid ſtill, das Haus kommt gleich,“ flüſterte Schubert.

In nicht geringer Spannung zog das Halbdutzend fürbaß.

„So, jetzt könnt's euch räuſpern,“ ſagte Schubert. „Da iſt es ſchon.“

„Wo?“

„Da.“

„Fopp' uns nicht. Das iſt ja ein ganz neugebautes Haus, ein Ziegelrohbau.“

„Da ſteht auch noch Gerüſt,“ lachte Schwind.

„Und doch wohnt ſie drin.“

„Die Polierstochter? Oder die Bauwächtersfrau?“

„Nein, ſie.“

„Wer, ſie?“

„Auf die ich ſo vergeblich hoffe wie die Menſchen, die ſich hier ein Heim erwarten, auf Friede und Glück. Die ewig Zukünftige, die vielleicht einmal hier geboren und ſich nach mir ſehnen wird. Die es nicht gibt, die mir nie beſtimmt iſt,

die ich doch so heiß wünsche und die bloß ein Traum ist: das selbstlose, treue, schöne, schuldlose, kluge und hingebende Weib, nach dem meine Lieder klagen!"

Die Freunde standen ernst vor dem häßlichen, feuchten Rohbau, der sie aus schwarzen Fensterlöchern widrig anglotzte.

„Ihr habt ihr doch ein Ständchen versprochen, der, nach der ich mich verzehre. Also, singen wir?"

Schober lächelte. „Die Idee ist nicht übel, aber bissig. Bringen wir ihr also ein Ständchen, dem einzigen vollkommenen Mädchen von Wien."

„— — das noch geboren werden soll," ergänzte Schwind.

„Womöglich hier," sagte Bauernfeld.

Die gute Laune des kleinen Zirkels war schon wiederzurückgekehrt und als einige verwunderte späte Heimgänger stehenblieben und ganz starr zu dem Tun der Sechse blickten, nahm Schubert feierlich den Hut ab, und die andern taten desgleichen, indem sie vorsichtig um sich blickten, ob der Ulk auch gebührendes Staunen bei den da und dort angesammelten Philisterresten fand, die es in der lauen Nacht noch gab.

Und mit andächtiger Innigkeit sangen sie erst einen Kanon, und dann das Ständchen, das Schubert ursprünglich für Grillparzers Freundin geschrieben hatte: „Zögernd leise..." Als sie dann

gar noch einen Choral ſingen wollten, kam der Nachtwächter und trieb ſie ſcheltend fort. Die gutgelaunten Freunde flüchteten lachend um ein paar Straßenecken, blieben dann tief aufatmend ſtehen und hörten ihn drüben die zwölfte Stunde ſingen und tuten. Schober, der kecke Ausländer, ſang mit:

„Schlaf, mein Wien im Mohnblumenkranz
Voran der gute Kai— — — —“

„Sei ſtill, ſei ſtill, um Gottes willen,“ riefen alle Freunde ängſtlich und Bauernfeld begann, um nur eilig die Geſellſchaft auf andere Gedanken zu bringen, in langgezogenen Lauten wie ein Palmeſel, das Nachtmotiv der Geſellſchaft zu ſingen, in das die andern ſchallend einfielen: c—a—f—f—e—e: Caffee!

So gingen ſie denn noch den weiten Weg ins Kaffeehaus, das einzige, das in Wien um dieſe Zeit wegen des beginnenden Grünzeugmarktes geöffnet werden durfte, auf die Freyung. In der Vorſtadt Alſergrund und gar erſt in der innern Stadt benahmen ſie ſich höchſt ſittſam, ſtill und bieder, denn hier wurde der Bürger in ſcharfem Augenmerk gehalten.

Sie waren auch nachdenklich, wegen des bitterluſtigen Einfalles ihres Freundes. Schubert tat ihnen ſo leid, daß immer je zwei wechſelten, um

ſich traulich und liebreich zu beiden Seiten in ihn einzuhängen und ihm beſorgt in die Augen zu ſehen, ob er leide.

Er aber ſchien gleichmütig und von ruhiger Laune wie immer, ſchalt ſie Narren und verbarg ſeine Bewegtheit. Ob es ſchon ſtets von neuem töricht in ihm emporwellte, und ihm das Herz bange machte, wie er doch enterbt ſei und daß all die Liebe und Sorgfalt der jungen Männer jene weichere nicht erſetzen konnte, die ihm ewig fehlte, er mukſte nicht.

In Schuberts heiterſte Stunden ſchauerte ſo das leichte Froſtwehen einer kleinen Bitternis, von der ſelbſt ſein Humor nicht frei blieb. Es konnte gänzliche Befriedigung in dieſem Herzen, das verlangend nach Liebe rief, nie einkehren.

Und doch ſchenkte ihm dieſes Jahr die lichteſten, lachendſten Stunden ſeines ganzen Lebens.

Jenger hatte ihm viel von der behaglichen, friſchlebigen Steiermark erzählt und vom Hauſe Pachler zu Graz, in das um jenes Jahr Beethoven als Gaſt hätte kommen ſollen. Nun, da der Große tot war, knüpfte ein Jugendfreund Schuberts, der Muſiker Hüttenbrenner mit dem alten Dutzbruder und mit Jenger an: ob denn ſie nicht als Gäſte des Pachlerſchen Hauſes nach Graz kommen wollten? Man erwarte den berühmten Gaſt mit Sehnſucht. Jenger, den ſtets ein ſtilles Heimweh nach der ſonnenhügligen, wunderbar in Natur verſun-

kenen Stadt plagte, erzählte Schubert faſt täglich von den Bergen der Steiermark, dem behäbigen Leben im Pachlerſchen Hauſe, und den heitern, traulichen Abenden dort. „Ich ſeh' es dir an, daß du dich im Tſchöllſchen Hauſe nicht mehr ganz wohlfühlſt, ſeit das dreifach freundliche Lachen der Mädchen fehlt. Dort in Graz hätteſt du, wonach dich ja immer verlangt: wie das eigene Kind in einem behaglichen, heitern Hauſe zu ſein. Dort iſt alle Tage ein Feſt der Kunſt und Fröhlichkeit. Die Welt iſt dreimal ſo grün wie hier; viel ſchöner, weiter, belebter!“

Und Schubert, den das leichte Muſikantenblut ſchon ſeit den Frühjahrstagen zu wandern drängte, ſagte voll Freude zu. Freilich hieß es warten, bis wieder Geld einginge. Die beiden großen Streichquartette wurden fix zu Geld gemacht, und unerwartet gut losgeſchlagen, für ein Trio und ein Rondo bekam er auch ein weit höheres Honorar, als er erwartet hatte, und da er ſich vorgenommen hatte, als ein Kröſus nach Graz zu kommen, ſchüttelte er gleich noch ein paar hinreißend ſchöne deutſche Tänze, ein Viertelduzend Ekoſſaiſen und einige Walzer aufs Notenpapier hin, wie ſüße, reife Früchte aus übervollem Baume; denn Tanzmuſik ſetzte er am leichteſten ab und in der guten Laune, in der er einmal war, ſchrieb er ſie aus übermütigem Herzen heraus und ſehr gerne.

Freilich, zähe Monate zogen wie Teig vorüber, ehe sich die Herren Verleger, Haslinger und Hüther, zum Zahlen entschlossen und ächzend nestelten sie ihre Börsen auf. Aber dann, obgleich der August zu Ende gegangen, war alles da, was da sein mußte, und Schuberts Gleichgewicht war beinahe erschüttert, als er fand, daß er im Besitze einer Summe wäre, die er noch vor zwei Jahren, ohne vor Ehrfurcht ohnmächtig zu werden, kaum einzustecken vermocht hätte. Es waren über fünfhundert Gulden und der kleine Musikant lief eiligst zu einem teuren Schneider, um sich, eigens für Graz, und der Steiermark zu Ehren, einen Überraschungsfrack von greller Farbe und neuestem Schnitt entwerfen zu lassen.

Endlich, endlich war der Reisetag da. Seit vier Uhr am frühen Morgen schaukelte die leichte Eilkutsche über die Ebene hin; so flink es nur anging, wurden die Pferde gewechselt, und um Mittag waren sie schon tief in den Bergen, rollten nachmittags in die Steiermark hinunter und weiter, weiter wie in einem fröhlichen Dusel; beide, Schubert und Jenger waren halb betäubt vor vielem Schauen, Staunen, Berghöheschätzen und Windwehen, als der Abend kam und sie tiefmüde und schläfrig wurden. Der Tag ward grau, sie nickten ein, wurden hin und her gerüttelt, prallten wie Federbälle aneinander, erwachten höchstens auf eine Sekunde, wenn ihre Köpfe aneinander bum-

Am Grazer Sacktor

sten, und schnurrten wieder ein, tiefduselig und in behaglich müdem Hinträumen. Dann wurde zu ihrem Staunen der Wagen wie toll, sprang und bollerte, rumpelte und stieß so sehr, daß Jenger aus schnarchender Verschlafenheit aufschnappte. „Das wird doch nicht das Grazer Pflaster sein? Denn sonst ist doch keine Stadt der Welt mit steinernen Nockerln gepflastert!“ Er schaute auf, da hielt auch schon der Wagen am Sacktor und die Torwache fragte nach Inhalt und Pässen.

„Bertl, Bertl, wach' auf, Graz!“

So war denn Schubert wie im Traum in die liebste Alpenstadt versetzt, von der er so viel gehört hatte, daß es wie Heimweh danach in ihm rumorte. Eine wunderbare, scharfe und köstlich herb zu atmende Luft drang zum Wagenschlage herein, gegen die weiche Wiener Luft schmeckte sie wie ein kohlensäureprickliger Sauerbrunnen gegen Flußwasser.

Hohe, alte, spitzgieblige Häuser aus verschlafenen Vorväterzeiten reckten ihre Dächer vor dem flimmernden Sternenhimmel hin, denn es war tief in der Nacht, und voll fröhlicher Verwunderung sah der wandernde Musikant an ihnen empor. Kein Lichtlein; alles schnarchte fest und brav.

Nur in der Herrengaſſe war noch Licht im Pachlerhauſe. Das war ein ſolides, freundliches, hohes Gebäude mit franzöſiſchem Manſardendach, einem trefflichen Wirtshaus im Erdgeſchoß, das den luſtigen Namen „Zum Rabenſchinder“ führte, und rückwärts, gegen das Jungferngäßchen zu, war eine hochgedeihliche Brauerei, die Herrn Pachler gehörte und aus der das beſte Bier im Städtlein quoll.

Herr Pachler hielt ſehr auf Ehre ſeines ſoliden Hauſes, wenngleich er ſelber für die Brauerei viel zu nobel war und ſie in Pacht gegeben hatte. Denn er war Advokat und wollte noch viel höher hinaus; viel höher.

Auch jetzt, obwohl er die Freunde erwartete, gab ihm ſein Ehrgeiz noch zu ſchaffen. Er ſaß an einem großen, grünen Tiſche, ſtattlich und humorvoll behäbig anzuſehen, ſelbſt am Abende noch apfelglatt raſiert, den zu jener Zeit üblichen Schopf in kunſtreichen Wellenlocken über die klare Stirn gebäumt, mit freundlichen, lichtgrauen Augen und einem Mund, deſſen Oberlippe länger als die untere, aber zu ihr würdig und gefaßt hingekrümmt war, ſo daß Herr Pachler ſtets ausſah, als unterdrücke er ein Schmunzeln. Das war denn auch ſein Weſen. Wäre er in einem windigeren Berufe herangewachſen, etwa als Schneider, Maler, Friſeur oder Muſikant, er wäre offenkundig zu jedem Hallo zu haben geweſen. So hielt er ſich

jedoch in der gutlaunig gemilderten Olympierhaftigkeit eines wackern Bürgers und besitzenden Hausvaters, wie sie zu jener Zeit voll Zügelung und Fassung, allenthalben stolzierten.

Er hatte hübsche, gemalte Bilder mit Uniformen vor sich liegen, besah sich flüchtig und mit leichtem Interesse die Tafeln, welche je einen Grenadier von vorne, seitwärts und hinten darstellten, dann einen Scharfschützen ebenso und einen Küraſſier. Aber lange und zärtlich hielt er die sorgfältig illuminierten Bogen vor die Augen, welche den Obersten dieses kombinierten Korps: zuerst in seiner Eigenschaft als berittenen Stabsoffizier der Fußtruppen mit einem Tschako, mächtig, wie ein Akanthuskapitäl darstellte, über dessen Rose ein grün-weißer Federstutz mindestens zwei Spannen hoch die Wolken herausforderte. Dann nahm er noch behutsamer die andere Tafel zur Hand, die denselben Hochgebietenden in strahlender Reiterkraft, mit grün berauptem Dragonerhelm und versilbertem Küraß glorifizierte; die Satteltasche grün und silber, Feldbinde und Portepee aber, auf allen Tafeln welche Offiziere darstellten, schwarzgelb und golden, ganz wie bei wirklichen Offizieren.

Während er in tiefer Liebe dem prächtigen Anblick hingegeben saß, tastete jemand an der Türe. Herr Pachler versenkte eilig den Küraſſieroberst und den berittenen Fußtruppenherrscher zu unterst in den Stoß Bilder und nahm eilig und wie in

ſchärfſter Beobachtung das Bild eines Grenadiers vor: mit weißlackiertem, über der Bruſt gekreuztem Riemenzeug und enormer Bärenmütze. Es trat nämlich Frau Pachler ein, die kluge Hausfrau, der er keinen Anlaß zu reſpektwidrigem Durchſchauen ſeiner kleinen Eitelkeiten geben durfte. Die ſchöne Frau mit ihrem italieniſch dunklem Geſicht ſah in der verdämmerten Nachtſtube ganz bronzefarbig aus, ſo hell war das Weiß ihrer lebhaften Augenſterne und ihrer Zähne, denn ſie kam lachend herein.

„Du, Karl, der kleine Fauſt hat ſich's in den Kopf geſetzt, wachzubleiben, um den Schubert heute noch zu ſehen.“

„Marſch ins Bett mit ihm.“

„Das hab' ich mir auch gedacht; es iſt ſchon bald elf Uhr.“

„Dann um ſo geſchwinder.“

„Was haſt du denn da Schönes? Ah!! Die Tafeln, die du dem Kaiſer für die Uniformierung des Bürgerkorps vorlegen willſt. Sapperlot, der Grenadier! Glaubſt du, daß der Kaiſer die Organiſierung bewilligen wird?“

„O ſicherlich,“ ſagte Herr Pachler eifrig.

„Ja was! Und die Offiziere ſollen goldene Portepees und Feldbinden haben wie echte?“ ſtaunte Frau Pachler.

„Der Kaiſer wird ein Privileg geben. Nun

aber ſchicke den Fauſt zu Bette, ſchnell!“ drängte Herr Pachler.

Aber ſchon hatte die raſche Frau den Infanterieoberſten in der linken und den ſilbernen Küraſſier in der rechten Hand. „Heilige Prozeſſion,“ ſtaunte ſie. „Das nenn' ich prächtig . . . Du aber, Karl, das biſt ja du!?“

„Ja,“ ſagte Herr Pachler verlegen. „Der Maler Wonſiedler hat geglaubt, mich als Oberſten porträtieren zu müſſen!“

Frau Pachler brach in ein luſtiges Lachen aus. „Nein, ſchaut's her, ſchaut's her,“ rief ſie, fröhlich, daß ſie eine Schwäche des Gatten weghatte. „Nein, das Schabrackerl! Und der Federſtutz! O du Afferl, du, herausgeputztes!“

„Leopoldine,“ mahnte der Herr der Ehe ſehr ernſt.

Sie nahm ihn um den Hals. „Ich hab's ja nur aus Zärtlichkeit geſagt, Karl. Ich möchte dich ſelber gern ſo prächtig ſehen. Mein Gott, die Uniform macht halt doch einen ganz andern Menſchen.“

„Bin ich dir als Bürger nicht gut genug?“ fuhr Herr Pachler auf, in Sorge, der Kaiſer könnte das erbetene Privileg am Ende gar nicht bewilligen.

„Aber freilich, aber verſteht ſich. Du weißt es ſo gut wie ich, daß ich eine Frau bin, die auf

Äußerlichkeiten nicht sieht. Schau, den Schubertl hab' ich eingeladen und werd' ihn verwöhnen wie ein Kind, obgleich er mausarm und gar nicht hübsch sein soll. — Ja, sag' aber: Du wirst doch nicht beide Oberstuniformen brauchen? Das wär' doch sündteuer!"

„Darüber wird der Kaiser entscheiden," sagte Herr Pachler mit Erhabenheit. „Und jetzt geh' und bring' den Faust ins Bett."

Kurze Zeit danach schellte es und die beiden Gäste waren da, wurden umarmt, leise flüsternd gestärkt und bewirtet und dann eilig ins Bett komplimentiert, da sie todmüde waren.

— — — — — — — — — — — — —

Der nächste Tag kam. Er war, wie fast alle Herbsttage in der südwärts geneigten Steiermark, auf die Welt herabgesunken wie aus dem Schoße der Gottheit: groß und klar, überirdisch mild und durchsichtig, hellblau, frisch und lebensstark unter einem weiten, weiten, wolkenlosen Firmamente.

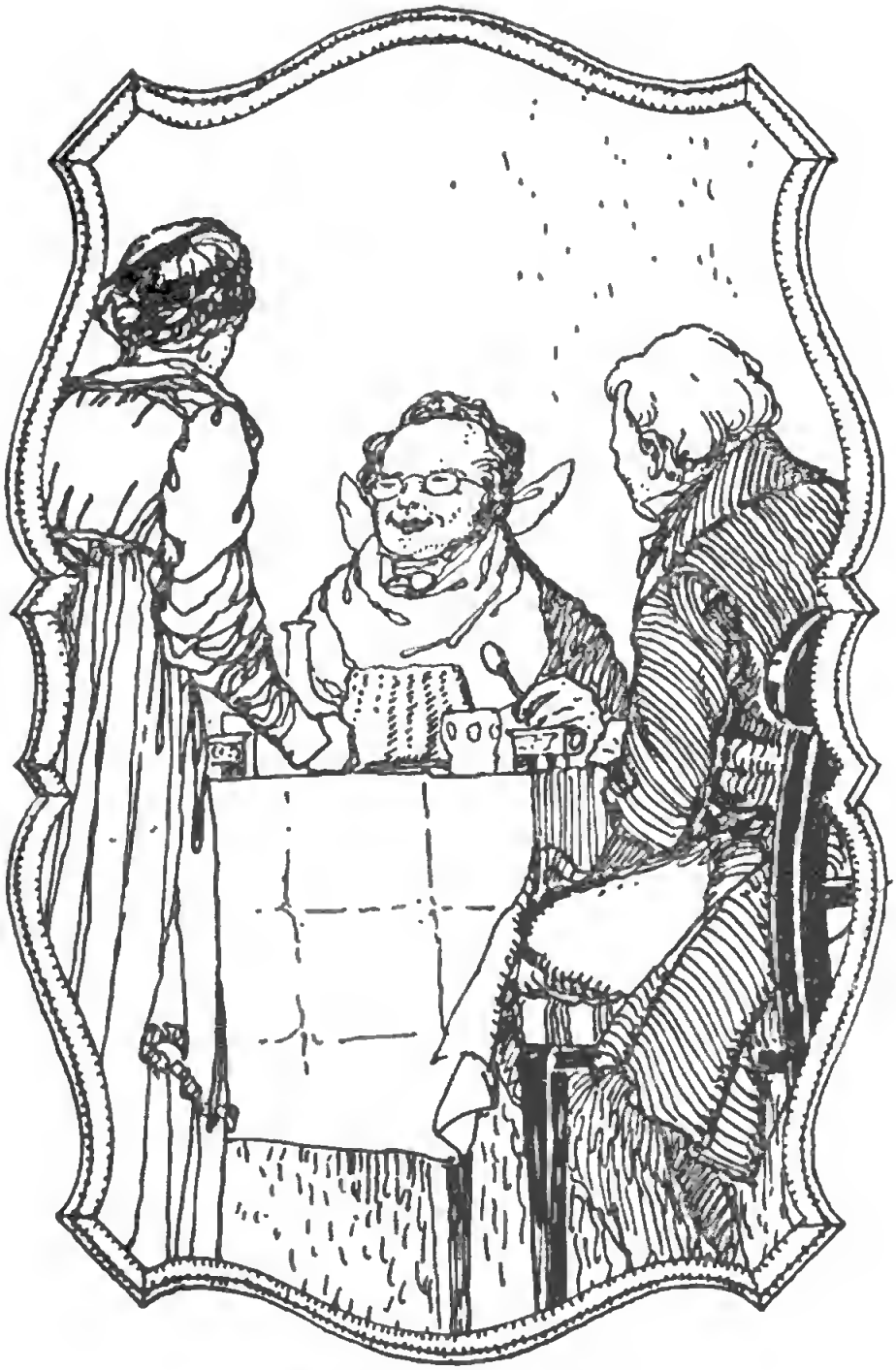
In der blitzhellen Stube war der Frühstückstisch mit einem ganz neuen fraisefarbenen Kaffeetuche gedeckt und funkelte rosenrot und weiß, vom schönsten Porzellan. Der Mokka duftete, und mitten auf dem Tische stand ein schwerbehaglicher Gugelhupf, noch verschlossen, aber voll vom süßen Geheimnis seiner tausend Rosinen, die durch seine

goldbraune Rinde guckten. Vater und Mutter waren da, der kleine Faust trat sich vor Neugier in einem fort auf einen Fuß, dann riß sich die Türe auf und Jenger kündigte seinen Freund an.

Schubert, kurz, energisch und erquickt, trat mit Fröhlichkeit ein, und ein lautes Ah ertönte bei Familie und Dienstboten. Denn Schubert hatte ihn heute zum ersten Male an, den neuen Frack mit Silberknöpfen. Grasgrün! Grasgrün! Und eine porzellanweiße Hose dazu. So kam er daher wie das steirische Landeswappen, glückselig über seine gelungene Höflichkeit, die allsogleich erraten und stürmisch akklamiert wurde. Und über dem Weiß-grün des galanten Gastes saß das treuherzige, runde, gute Gesicht auf kurzem Halse und lachte so glücklich, wie es in Wien selten zustande kam.

Der berühmte Gast wurde zu Tisch gebeten und bekam den Ehrenplatz. Aus Scheu vor seinem neuen Frack band er die Serviette um den Hals, so daß die Zipfel hinter seinen Ohren lustig in die Weite standen und war gehoben und stille, als säße er zum Rasieren, bis ein herrlicher Kaffee und eine mächtige Schnitte des Napfkuchens ihn und alle nach ihm zu gutgelaunter Tätigkeit brachte.

Dann führten ihn seine Wirte durch die Stadt; er kam sich wie umwittert von den Geistern der



Kaffee und Gugelhupf

Renaissance vor und wünschte in seiner Freude über das eigenartige, mit Italienischem gemischte Altdeutsch der Stadt nur noch, daß Schwind bei ihm sein könnte. Durch die hochgiebligen Gassen und an Palästen von venezianischer Bauweise vorüber stiegen sie auf den Schloßberg, welcher damals noch als eine ungeheure Trümmerhalde voll des gesprengten Ruinenschuttes dalag, wie ihn die Franzosen verlassen hatten. Herr Pachler aber erzählte, daß dieser Berg mitten in der Stadt mit Wald bepflanzt werden sollte, so daß das Herz des steirischen Hauptanwesens dereinst voll stillem Hochwald emporragen würde. An der Südseite und gegen Abend zogen ohnehin schon die freundlichsten Bürgergärten in südlich hellen Terrassenanlagen den Berg hinan. Hier stand ein gotisches Weingartenhäuschen und die edeln Reben schlangen sich in üppiger Wildheit um die Trümmer. Lang blieb der junge Musiker auf der Bastei unter dem alten Urtum stehen, der, nebst dem Glockenturme, durch den Opfermut der Bürger von der Sprengung verschont geblieben war. Hier sah man grenzenlos weit gegen Mittag ins Blaue hinein, und ins ferne Silber des sonnenduftigen Septemberhorizontes. Bergbläue und dazwischen wieder Ebenen, bis an die Grenzen Krains hinan, bis dorthin, wo der Boden voll antiker Erinnerungen träumt. Herr Pachler machte seinen Gast auf einen Feigenbaum aufmerksam, der vielästig und

mit reifenden Früchten in einem Winkel der Baſtei aufwuchs.

„Der Süden, der Süden,“ ſagte Schubert gerührt.

Und der junge Fauſt wies lebhaft nach den landhausbelebten Hügeln des Oſtens und fügte hinzu, daß es dort ganze Haine voll Edelkaſtanien gäbe, deren Maronen nun auch bald, voll ſüßen Mehles, an allen Ecken der Stadt geröſtet zum Verkaufe ſtehen würden.

„Der Süden,“ wiederholte voll Andacht der Muſikant. „Der Süden, der reiche, der reiche! Wie ſich hier die Sonne herlegt. Hier oben möchte ich im Winter ein kleines Stüberl haben und arbeiten.“

Als die Freunde dann weitergingen und auf die höchſte Platte des Berges kamen, wo die drohend großen Berge des Oberlandes mit wildem Fichtenwalde ganz nahe waren, wo die Mur ſich zwiſchen ſchroffen Höhen, auf denen Ruinen ſtehen, ins eiförmige Becken der Ebene herauswindet und wie eine ſilberne Schlange nach der Stadt rollt, da gingen dem armen Kinde einer formenarmen Gegend, das noch nie den Zauber reichbeſiedelten Hügellandes erfaßt hatte und deshalb den Ausblick nach Süden nur in inſtinktiver Geſtimmtheit empfangen hatte, die Augen über. Denn das kannte er ſchon von ſeinen Erinnerungen aus dem Salzkammergute und begriff es: die deutlichere,

derbere Schönheit der rauhen Bergschroffheit. „O, ist das schön!“ rief er aus. „Laßt mich recht lange da verweilen und schauen. Wie schön!“

„Siehst du,“ sagte Frau Pachler leise zu ihrem Gatten, „ich hab' es immer gesagt, daß er nur das ganz Romantische an der Landschaft sehen kann. Woher sollte er mehr verstehen? Wir werden ihn nicht gleich in die windischen Bühel führen.“

„Du hast recht,“ lächelte der Doktor . . . „Wir fahren mit ihm zuerst nach Wildbach.“

Jenger hatte die letzten Worte gehört. „O, dort ist es schön,“ rief er und Schubert wandte sich lebhaft um.

„Was ist?“ fragte er.

„Ach, lassen wir unsern berühmten Freund erst in Graz warm werden und ein bißchen Gesellschaft probieren,“ lächelte die Frau. Und zu dem Gaste gewendet, sagte sie: „Sehen Sie, so ein Ausflug in ein prächtiges Stück Landschaft ist am schönsten in mäßig großem, aber herzlich vertrautem Kreise. Den wollen wir Ihnen erst schaffen.“

— — — — — — — — — — — — —

Ein paar Tage vergingen nun mit der heitern und unaufdringlich geübten Pflicht, den lieben Gast mit den besten und liebsten Menschen vertraut zu machen, welche die Familie Pachler seit

Jahren erprobt hatte. Auch die Brüder Hüttenbrenner kamen da wieder ans Tageslicht; der hingebend treue und einfache Josef, der Schuberten einst in jüngeren Tagen in Wien Sekretär war und ihm all seine Ausgaben gebucht, seinen Haushalt geführt und wie die trefflichste Wirtschafterin für ihn gesorgt hatte, und der in jener Zeit immer noch umgängliche Anselm. Freilich hatte Anselm Hüttenbrenner schon jetzt schrullige Stunden; er sonderte sich gern ab und war ab und zu verschlossen. Aber das wirkte eher drollig und in jenen heiteren Tagen wurde Anselm hundertfach damit geneckt, daß eine stille und weltabgekehrte Nachbarschaft eine schauerliche Wirkung auf das Herz des etwas steifen, jungen Bürgers ausgeübt haben mochte. Das Hüttenbrennersche Besitztum lag nämlich am Graben, am Abhang des dort schwersonnigen, rebenreichen Rosenberges und grenzte mit dem nicht allzu breiten Streif seines Gartens an einen im Bau begriffenen, schwermütig stillen Klostersitz der Karmeliter und an die linke Flanke sollte ein Nonnenkloster derselben Observanz hinkommen. Angekauft war der Grund schon, und einige Schwestern jäteten dort Unkraut, denn sie wollten vor beginnendem Bau die Rebenlese nicht verlieren. So saß der wackere Anselm als Weltkind zwischen den Männern und Frauen des Schweigens. Buße und Abkehr; stille Nachbarn, die ohne einen Laut in Weingärten jäteten und

harkten und in deren entstehendes Gefängnis die Hüttenbrennerschen von ihrer Gloriette hineinsehen konnten, so oft es ihnen beliebte.

Unten ging weltlich und fröhlich eine vielbefahrene Straße, und hinten reifte verführungsstark der lichtrote Wein, den man in Steiermark Schilcher nennt; ein stets mussierender, prickelnder, köstlicher Sommertrunk, leicht und voll Labsal.

Kaum hatte Schubert von der seltsamen Lage dieses Besitzes vernommen, als er auch schon bat: „Du, das muß i' sehen." Denn das war wieder recht sein Wesen: genußfroheſtes Diesseits und die ahnungsreiche andere Welt nahe beisammen. So ward denn einer der ersten Nachmittage dazu bestimmt, die kleine Gesellschaft der Grazer Freunde im Hüttenbrennerschen Anwesen zu vereinen und sie bei dem freundschaftwerbenden Weine, der dort wuchs, heiter und mühelos bekannt zu machen und zu verbinden.

Da war der Dichter Leitner; ein braver Junge voll wackerer Gesinnungen und trefflich gemeinter Reime. Dann die Familie des Doktors Haring. Keiner seiner eigenen Brüder war Herrn Pachler so lieb als diese weitschichtige und recht zahlreiche Haringsfamilie! Eine ungezwungene Nähe der Herzen verband all diese Menschen, als seien sie durcheinander verschwistert und verschwägert.

Pachlers und Hüttenbrenners waren an jenem

Tage schon versammelt und beide Familien warteten mit Jenger, Schubert und Leitner oben auf der Gloriette im Weingarten auf den Haringsschwarm, der einen ziemlich weiten Weg vom Hallerschlössel her hatte und sich infolge seines zahlreichen Anhanges mehrerer Wagen bedienen mußte.

Wirklich sahen die Ausspähenden, von denen der umständliche Anselm sogar ein Fernrohr benützte, bald am Ausgang der Grabenstraße Staub aufwirbeln und zählten dann bei der nächsten leichten Biegung drei Wagen hintereinander. Das konnten nur die Haringschen sein. Je näher die Kavalkade herankam, desto bunter und fröhlicher sah der Zug mit großen und kleinen Sonnenschirmen im hellen Sommerglanze aus, und es war ein eifriges Winken und Hin- und Widerjauchzen, bis endlich die ganze Gesellschaft aus der Gloriette in großen Sprüngen hinabstürmte und zurechtkam, als sich die farbige Wirrnis der aussteigenden Damen und Kinder aus wahrhafter Malkastenbuntheit endlich in einzelne knicksende, rosarote, hellgelbe, blaue, grüne, weiße, lila und fraisefarbige Gestalten löste. Herr Haring trug einem braunen Frack, schwang offenherzig und mit hellgrauen Augen, die alles anlachten, seinen ehrbaren Festhut und stellte sich und all das Gewimmel vor.

„Meine Frau.“ — Die war sehr hübsch und

sehr jung, lustig und offenblickend, wie ihr Mann, und ganz ohne Verlegenheit.

„Meine Mutter.“ — Die war sehr verlegen, zwiebelförmig und sah aus, als ob bei ihrer Bescheidenheit ein Teil in die Erde versänke; hatte aber ein herzensgutes Gesicht, stumpf, rund und freundlich.

„Meine Schwiegermutter.“ — Trotz ihres schrecklichen Titels, lachte die Dame laut, gab aber Herrn Haring einen flüchtigen Backenstreich. Sie war eine schöne Frau mit ganz weißem Haar und roten junggebliebenen Wangen; sehr gut gekleidet und Weltdame von leichten, weichen Bewegungen.

„Meine Tante Lisa.“ — Sah der Mutter ganz ähnlich und war noch schüchterner.

„Meine Schwägerin Hortense; Witwe. Wenn also einer der Herren — —“

Ein groß Hallo stäubte empor, denn Frau Hortense war so lachend und so schön, daß man wahrlich Lust an ihr haben mußte. Sie hatte als eine Base der Frau Pachler das prächtige italienische Gesicht der Ruards, mit den braunen, beweglichen Augen und der dunkelmatten Hautfarbe. Die geschwungene Nase ließ trotzdem weder bei Frau Marie noch bei Hortense den Eindruck des Hochmuts aufkommen, da der ganze, feine, kleine Mund fortwährend vom Lächeln ins Lachen auseinander zu springen bereit war.

Dann waren noch ein paar hübſche, junge Nichten da, unbedeutendes, durcheinanderkicherndes Heiratsvolk. Vor Schubert brachen ſie aus Reſpekt faſt in die Knie ein, muſterten ihn erſt von rückwärts aufmerkſamer, blieben aber ſchüchtern, denn der Frack Schuberts war diesmal viel zu modern und gut geſchnitten, als daß ſie als Provinzlerinnen gewagt hätten, an einen in der Wiener Mode ſo untadelhaftem jungen Manne Kritik zu üben; — nur um zwei Schuh länger hatten ſie den „großen Mann“ gedacht. Und mit großgewellten Locken. Ohne Augengläſer, aber mit einer Adlernaſe. Und mit majeſtätiſch durchbohrenden Feuerblicken. Immerhin: Der Wiener Frack hielt ſie im Reſpekt, nebſt ſeinem großen Rufe.

Haring war ein Mann von jener glücklichen, offenarmigen Allerweltsgüte, an die ſich auch pünktlich alle Welt anſaugend hängt und von ihr zehrt. Er hatte deshalb ſtets Gäſte: Tanten und Schwieger, Schwäger und Baſen, beſonders aber viele Freunde, — und dann weither angeneffte Studenten und heiratsdurſtige Nichten aus der Provinz, die auf billige Art zu den Vergnügungen der Hauptſtadt und zu einem Manne gelangen mußten. Freilich duldete er kein mürriſches Antlitz, keinen Klatſch und kein eigenſinniges Weſen. Dergleichen mußte fort, das war bekannt. So ging er denn ſtets mitten in einem Blumengarten von ſtrahlend

guter Laune und frohem Gelächter einher, lachte und ſtieß ſich mit allen herum, war oft würdelos gutmütig, zu jeder Neckerei bereit, und beliebt wie ein Frühſtückstiſch, zu dem alle Welt hinrückte. Er war ſo gaſtfrei wie nur möglich; ein wahres Glück, daß er reich war.

Er ſchwärmte für Anakreon, wie Pachler für Euripides und Sophokles, und die Freunde nannten ſich ſtets mit den ernſthafteſten Mienen Packleros und Harengos.

Gleich nach vollzogener Vorſtellung haſtete die ganze Geſellſchaft zum Jauſentiſch, der auf der erſten Etage des berganſteigenden Gartens gedeckt ſtand. Da die Stufen, die hier heraufführten, etwas hoch waren, ſtellte ſich Herr Pachler, der infolge ſeiner robuſten Vorfahrenſchaft (es waren jahrhundertelang Brauer geweſen) ſtarke Muskeln hatte, über die ſchwierigſte Stufe hin, hob eins der Mädchen nach dem andern wie einen Blumentopf empor und ſetzte es oben wieder ab. Alle ſpendeten Beifall, nur Frau Pachler neigte bedeutſam lächelnd den ſchönen Kopf und ſagte: „Das tut er halt gern. Das tut er halt gern.“ Denn Herr Pachler war galant, wiewohl nicht untreu.

Die Jauſe ſollte nun eigentlich bloß aus Kaffee und Napfkuchen nebſt reichlichen Herbſtfrüchten, beſonders Trauben, beſtehen. Aber nach einigem Geflüſter zwiſchen den Herrn Haring, Jenger und Hüttenbrenner verſchwand plötzlich der

ſchweigſame Anſelm und als er wieder erſchien, erhoben ſich die Herren alle. Sie bildeten trotz großen Einſpruchs einen ſeparaten Konventikel am Nachbartiſche, deſſen Zweck ſehr bald unter großem Hallo klar wurde, als die Wirtſchafterin ein paar große, prächtig geſchliffene Flaſchen mit dem ganz lichtroten Schilcherwein heraufbrachte, der ſo kühl war, daß er ſeine ſtrahlende Rubinklarheit augenblicklich unter einem Beſchlage von bläulichem Reife verbarg, was bei dem brennend heißen Spätſommerwetter das größte Behagen erweckte.

Gleich darauf ſtießen die Herren auch ſchon an, und Schubert lernte da den ſteiriſchen Schilcherwein zum erſten Male kennen, der ſo leichtſinnig und ſo übermütig macht und mit ſeiner ſäuerlich prickelnden Friſche recht zur Beſiegung ſchweratmiger, drückender Sommerhitze geſchaffen ſcheint.

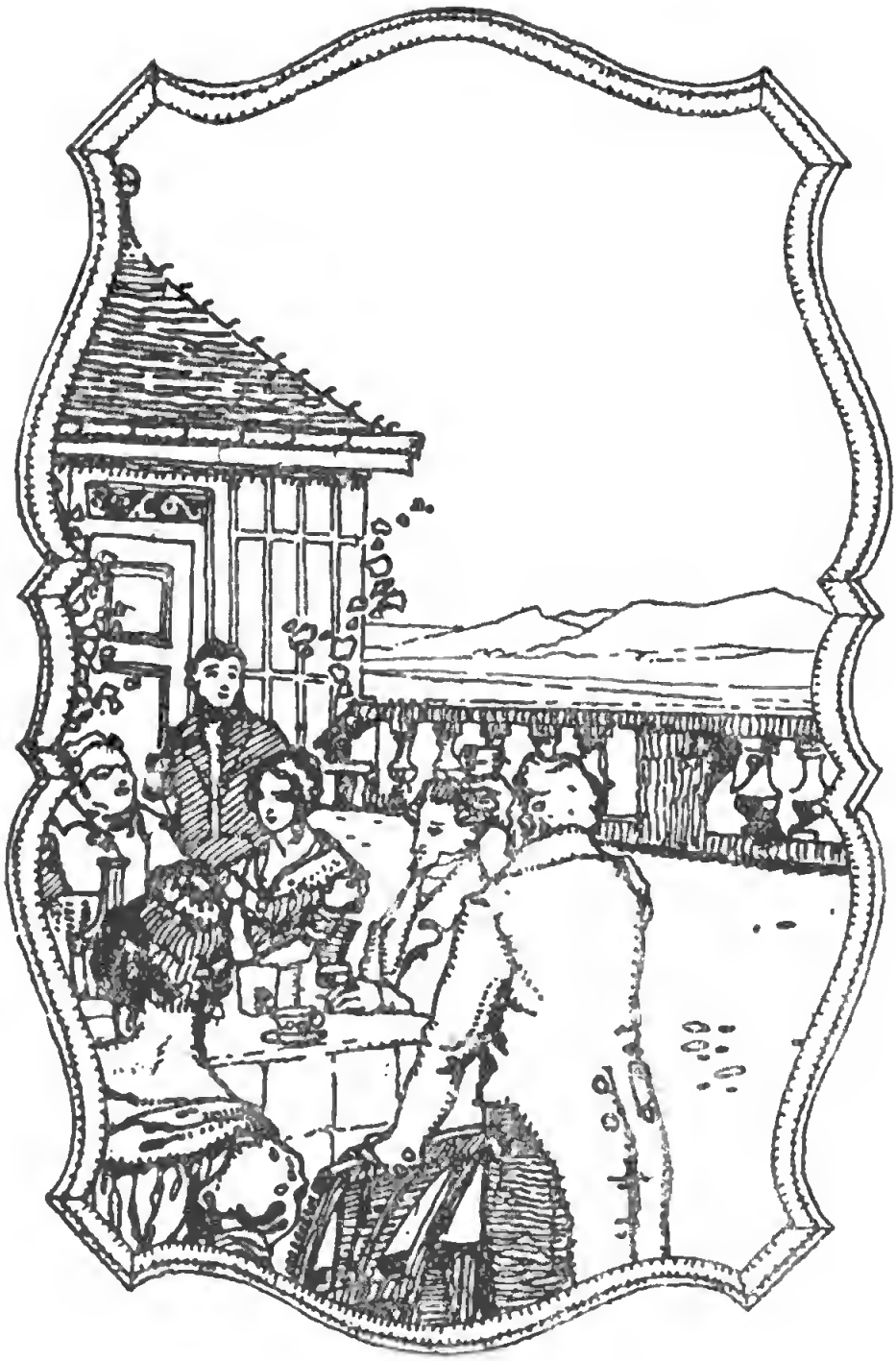
Die Gläſer prallten und läuteten ohne Unterlaß und die Männer hatten ihr Gaudium ſo ſehr, daß das eifrige, geſchwinde Schwatzen der vielen Weibermäulchen nebenan immer öfter ſtockte. Erſt huſchten neidvolle Blicke zu den luſtigen Mannsbildern hin, dann kam Frau Pachler naſchen und bat ſich ein Gläschen aus, und dann tat Frau Hortenſe desgleichen, der Jenger mit zärtlichem Blick ein volles Glas darreichte. Zuletzt ſaßen alle beim Wein, und es war eine dichtgedrängte Luſtigkeit, ſo voll fliegender, flirrender Scherze, los-

brechendem Gelächter und Mädchenrufen, daß ſich nebenan bei ihrer ſtillen Arbeit Mönche hier und Nönnlein dorten unbehaglich hin und her ſchoben. Aber auch ſie wurden zufrieden, als ſich aus dem luſtigen Schwärmen ein gefaßter, tonreicher Chor löſte und vier ernſte Männerſtimmen ein wunderſchönes Lied ſangen.

Schubert aber zog es mächtig nach der verlaſſenen Gloriette oben im Weinberg. Einſam ſtieg er empor und ſetzte ſich, während die Genießenden unten ihn gerne ſeiner ernſten Stunde überließen. So hatte er denn die Berge in weitgedehntem Halbkreiſe allein für ſich, ſah zur Seite die Niederlaſſungen der ſtill für das Jenſeits bereiteten Menſchen, und weiter ab die wirrgewürfelte Stadt; gerade ihm gegenüber aber trat die Sonne hinter die Berge, über denen ſtets der feuchte Dunſt der zahlloſen großen und kleinen Wälder ſteht, die den Weſten der Steiermark gänzlich bedecken. Dieſe Luft entzündete ſich flammend rot und ließ das Antlitz des jungen Schweigſamen entbrennen wie in glühender Scham ob der allzu leichten Welt. Vor ihm der Abſchied und die hochauf drohende Mahnung an die Nacht, neben ihm das Schweigen und die Ertötung der Sinne.

Nur unter ihm, in der Eſchenlaube waren ſie toll vom vergeßlichen Fieber des Lebens.

Ihm aber ging ein Stich durch das Herz, ob der ſtets erneuten, großen Mahnung, die ihn immer



Hüttenbrenners Terraſſe

in Stunden der Luſt wie in Stunden des Druckes und der Angſt ernſtäugig anblickte:

„Willſt nicht auch du dich bereiten für den Abend? Denn daß dein Tag ſich neigt, das ahnſt du wohl.“

Und während das junge Leben unten ſchäumte, ſaß er tiefverſunken und dachte an ſeine Sterbeſtunde. Nicht in Angſt und ringender Wurmesqual, nein: harmoniſch, und ſanft gehoben durch all das große Einverſtändnis, mit dem dieſe ſchöne Erde ſich der Dunkelheit ergab.

Unten dachten ſie, er dichte ſeine wunderbar quillenden Töne des Lebens und ließen ihn in Ruhe, auch als vom Schloßberge die große, dunkle Siebenglocke mit ihrem tiefen Gongton über das geſtillte Tal bebte. Dieſer eine Ton, dieſes unerbittlich gleiche bumbom aber wurde ihm wie das Motto der Ahnung und Mahnung. Er hatte damit das Endmotiv zu dem todſchwermütigſten ſeiner Winterlieder: Dem Wegweiſer, das fortan mit furchtbar ſchwerer Eintönigkeit in ihm auf und ab ſchwang, ſo oft ſeine Seele in eigenartig magnetiſcher Gebanntheit nach dem Ende hinzuſtarren begann. Ein Ton, ein Ton, wie wenn das holde Licht ſein Haupt verborgen hat und über der verdunkelten Erde die große, ferne Bergglocke ſchwingt.

— — — — — — — — — — — —

Doch das waren ſtets nur Minuten oder ſeltene Stunden in dieſem Kindergemüt. Denn wie bei einem Kinde ſchlugen auch bei ihm die Stimmungen raſch um, er warf die Trauer ſamt der Ahnung in den Wind und lachte ſchon wieder.

Selbſt an jenem Abende war er nach längerem Stilleſitzen, das in der Geſellſchaft mit zartem Bedachte niemand ſtörte, nach und nach teilnehmend, dann erheitert und endlich umgänglich geworden, ſaß neben dem wackeren Packleros als tüchtiger Weinkamerad und ſtellte ſeinen Mann ſo ſehr, daß beide ſich mehrmals bewundernd und lachend die Hände drückten vor inniger Gehobenheit, wie doch jeder ſo ganz bemerkenswert viel vertrüge.

Daß die Mädchen immer noch einige Scheu vor dem Muſiker hatten, der ſich ſo ſtill aus der Geſellſchaft fortgeſtohlen hatte, wurde dem bis zur Luſtigkeit gediehenen Schubert nun nicht recht, und er beklagte ſich bei der ſchönen Frau Hortenſe, daß man ihn gar ſo fremd anſähe und ſeine Fragen gleichſam knickſend beantworte.

„Da kann man nichts machen,“ lachte die ſchöne Frau. „Daran iſt der Name Schubert ſchuld; der iſt ihnen viel zu berühmt.“

„Aber ſo gebt ihm doch einen Kneipnamen,“ rief Herr Pachler.

„Ja, was? Niemand getraute sich recht. Jenger war in der Küche verschwunden. So erbot sich denn Hüttenbrenner, den Mut der Gesellschaft zu stacheln, indem er sich zuerst taufen ließ.

„Schilcherl," rief Hortense.

Unter großem Hallo wurde der Name angenommen; — Jenger, der in der Küche das Weibspersonal gemustert hatte, erhielt noch während seiner Abwesenheit seinen Namen: „Schlankerl." Auf die Frage, wie man Schubert nennen sollte, sagte der eben herzukommende Jenger ganz naiv und selbstverständlich:

„Na, Schwammerl doch! Schaut's ihn an. Hat er nicht eine Figur wie ein Herrenpilzerl?" Groß Gelächter folgte, und da der gutgelaunte Schubert erklärte, er habe gegen den Namen nichts einzuwenden, nur dürfe er niemals Giftschwammerl genannt werden, wenn er einmal böse werden sollte, so waren alle voll Freude und Lust, das Genie endlich zu sich hergerückt und familiennahe gemacht zu haben. Für Schubert hatte der Spitzname nur Freundliches zur Folge. Denn diesen guten Menschen mußte die Hochachtung erst durch einen Scherz sozusagen weggetaut werden, bevor sie all ihre Herzlichkeit an ihn heranzubringen getrauten. Nun war er Freund Schwammerl, nun riefen ihn sogar die Kinder so, nun gehörte er gänzlich ihnen.

Und, von jener Stunde an, sagte selbst in Wien

kein Menſch mehr, der ihn liebte, anders zu dem kleinen Muſikanten als: Schwammerl.

— — — — — — — — — — — — —

Ja; der Wildbacher Ausflug.

Seit dem frühen Morgen fuhren die Pachleriſchen in dem einen, Schubert und Jenger in dem andern Steirerwägelchen bergauf und bergab durch das wechſelnde Land mit ſeinen Höhen und Fernen, mit ſeinen engen Mühlgräben und Waldverborgenheiten, von den Höhen des Hafers in die Weizenfeldweiten hinab und an Weingeländen vorbei, durch die buntbelebte Stainzer Gegend nach Deutſchlandsberg, und von dort, nach der Mittagsraſt, weiter, wo das Tal immer enger und waldſtiller wurde. Sie waren ſchon an den Pylonen der Waldeinſamkeit, den Bretterſägen, vorbeigekommen, als ſich ganz am Ende dieſer ſtillen Welt noch ein ganz kleines Keſſeltal zu einer letzten, ſonnenbehaglichen Freundlichkeit öffnete, ehe die ganz großlinige Alpenwelt emporſtieg. Das war Wildbach mit dem Schlößchen der Frau von Maſſegg.

„Du, das iſt ein Sechsmäderlhaus, mitten in der Einſamkeit; ganz verhext und aufs lieblichſte verſteckt," hatte Jenger geſagt. Dergleichen war Schubert lieb, und freudigen Herzens hatte er die Partie mitgemacht.

Nun waren sie dem Ziele ganz nahe; nur noch eine Straßenbiegung und der große Schloßgarten kam.

Schubert hatte schon zweimal, dreimal geglaubt, nun sei die Besiedlung zu Ende und die Welt mit Brettern verschlagen, welche die nachdenklichen Waldsägen am Wege reichlich hätten liefern können. Daß noch ein so lieblicher, kreisrund scheinender Taltrichter kommen könne, freute ihn sehr. Es war dies aber nun auch wirklich der letzte. Gleich hinter dem Schlößchen stieg ein fichtenstarrender Kegelberg empor, hinter dem noch einige höhere sich drängten und dann sperrte sich riesenhaft die weltverlorene Wand der Koralpe überquer, siebentausend Schuh hoch, bis in die Region der gnadenlosen, toten Felshöhe und schloß hier die steirische Welt gründlich ab. Jenseits war schon das Kärntnerland, und ein weiter Weg durch lauter Waldödnis wäre bis hin gewesen. — Es sah ganz so aus, als gäbe es nichts mehr hinter dieser ungestüm aufsteigenden verlassenen Welt endlosen Fichtenhanges.

Um das Schloß aber wuchsen, höchst verwunderlich in solcher Waldverlorenheit, reichlich und in freundlichstem Gedränge die Reben, denn es war hier ein Sonnenwinkel; der letzte weithin gegen Westen zu.

„Hier wachsen die allerletzten Reben," sagte Doktor Pachler. „Den Schilcherwein, der hier in

den Kellern liegt, müſſen Sie mit Gemütsbewegtheit trinken. Denken Sie ſich: Längs des ganzen nach Weſten hin durchlaufenden Wendekreiſes iſt es der einzige Wein, der von hier ab bis an die franzöſiſche Schweizergrenze wächſt, ja vielleicht bis ins Rhonetal. Von da ab iſt nichts als Milch, Käſe, Kuhglocken, Fels und Schnee und extra hier hat der Herrgott noch herlächeln müſſen.“ Er unterbrach ſich, indem er aufſchrie: „Da wird ja das Tor aufgetan. Natürlich: hallo!“

Außer der Hausfrau ſtürzten nämlich ſechs Mädchen und drei Hunde heraus, zehn Lebeweſen auf einmal aus einem ſo einſam ſcheinenden Waldtalſchlößchen, und neune davon mit einem Gejohl und Lärmen, daß die ſchweigſamen Wälder unruhig wurden und nachhallend bis in die tiefernſten Hänge der Koralpe hinauf räſonierten. Kaum ausgeſtiegen, waren die vier Gäſte in einem Hui umringt und umjubelt, Schwammerl wurde von den übermütig jungen Dingern augenblicklich mit dem in der Steiermark erhaltenen gemütlichen Namen begrüßt, und, ohne Umſtände und Scheu, gänzlich in Freundſchaft und unbefangenſte Luſtigkeit eingewickelt, gelangte er in das ſchöne alte Haus, das noch feſt und tüchtig in der Form daſtand, wie es ſich die Wildbacher vor damals dreihundert Jahren gebaut hatten.

Nie noch, ſelbſt nicht bei den ſtets vergnüglichen Pachleriſchen, war Schubert ſo ſchnell daheim wie

hier mitten in der Jugend, Neugierde und Zutraulichkeit dieſer ſechs friſchen, drolligen Landmädchen. Die Freunde wurden nach gutem öſterreichiſchem Brauche allſogleich zu kräftigſter Fütterung in den Garten geführt, wo der große Weinſtock am Hauſe emporklomm, der ſo alt war wie das kleine Schlößchen ſelber. Der Jauſentiſch ſtand auf der Terraſſe, die über dem Talbächlein aufgeſtuft und von vier Pfeilern flankiert war, auf deren jedem eine ſchreckliche Brutusbüſte drohte; vier ganz gleiche Köpfe mit rollenden, gequollenen Augen und verzerrten Geſichtern, als ſeien ſie gerade von einem lebendigen Leibe abgeſchlagen worden. Die Mädel machten ſich aus dem Greuel, den die Freunde in luſtiger Verwunderung anblickten, gar nichts, nannten ſie bloß die vier Verſchwörer, verſprachen aber Schubert, ihm würden ſie im Garten ein viel prächtigeres Denkmal ſetzen. Ein Bild von ihm hätten ſie ohnedies ſeit langem, und ſie wußten alſo genau, wie er ausſähe und, — überhaupt! Alles wüßten ſie!

„Ja, was denn alles?“

„Daß Sie halt ſo ſchaffen, wie im Traum, und dann ſelber nicht wiſſen, was für ſchöne Sachen Sie gemacht haben,“ ſagte Mizzi, die Älteſte.

„Und daß der Vogl geſagt hat, es wäre Hellſeherei bei Ihnen: Clairvoyance!“ fügte Nannerl ſieghaft hinzu. Jenger, der an ihr Gefallen gefunden, hatte es ihr eben erzählt.

„Und daß Sie ſogar bei Nacht deshalb die Brillen aufbehalten," rief die naive Pepi.

Ein Gelächter rollte ab, wie von einem geſtürzten Schotterkarren, und Herr Pachler wäre rücklings vom Seſſel gefallen, wenn ihn nicht Jenger noch rechtzeitig erwiſchte.

„Ja, und daß Sie gar kein Freund von allem was Liebe heißt, ſein wollen," ſchmollte ihn Hannerl an.

„Man merkt's," lachte Schubert, der ſich zum erſtenmal wohlfühlte, trotzdem er der Mittelpunkt einer Geſellſchaft war und nicht am Klavier ſaß. Was ließ ihn nur hier ſo breit und prächtig ſitzen und lachen? Da er ſich doch ſonſt unbehaglich aus dem Zentrum ſchöner Augen wegſtahl!

„Und hier ſind Sie auch nur hergekommen, weil's gar ſo einſam ſein ſoll in Wildbach."

„Na, ſollt ich noch mehr ſolche Bälge haben, als euch halbdutzend?" lachte die Hausfrau.

Schubert wandte ſich zur Jüngſten, die ſtand erſt im fünfzehnten Jahre und war ganz ſtill.

„Und Sie, was haben denn Sie über mich auszuplauſchen, Fräul'n Fannerl?"

Fannerl wollte reden, getraute ſich nicht und wurde deshalb rot.

„Heraus damit," rief Herr Pachler.

„Ihre Lieder plauſchen eh' alles aus," ſagte Fanny verlegen.

Der Musiker setzte sich still und verdutzt auf seinem Sitze zurecht und sah auf den Tisch. „Freilich," sagte er leise. „Das Kind weiß von mir mehr als ihr andern."

„Geh' mach' dich net wichtig," rief die Mutter. „Der Herr Schubert is noch nie mit keinem todkranken Kind durch die Nacht geritten und hat doch den Erlkönig so schrecklich schön zuweggebracht."

„Dann kennt er halt die Angst," sagte Fanny.

„Und die Nacht und den Nebel über den Wiesen," fügte Hannerl leise bei. Und der Musiker, der hier im letzten Waldkessel der Steiermark in jungen weltfremden Mädchenseelen mehr Erkenntnis fand, als in der gescheiten Stadt zu Wien, nickte den beiden lieben und nachdenklichen Gesichtchen ein wenig schwermütig und ein wenig versteckt und heimlich lächelnd zu, sie hätten wohl recht.

Das leise Frösteln, das die letzte Erinnerung der beiden jungen Mädchen an ein geheimes Weh, daran alle Menschen leiden, unter die frohe Plattheit des Nachmittagsbehagens schob, war nur sehr kurz. Denn recht zu gelegener Minute kam durch den Garten er: der Herr über alle Musik dieser entlegenen Gegenden weit und breit, der Lehrer Fuchs aus Frauental, eilig und aufgeregt, weil die Sache allzu wichtig war, den Schubert, seinen Halbgott, nicht um das geringste zu versäumen.

Als Landschullehrer, der dicht am Hochwalde hauste, war er an Förstergrüße gewöhnt und riß im Überdrange seines aufstürmenden Herzens dem verehrten Komponisten beim Händeschütteln fast die beiden Arme aus den Gelenken, indem er sich für seine gewaltige Hochachtung der landesüblichen Dynamik als Ausdruck bediente. Nach drei- oder viermaligem reckhaften und schmerzlichen Reißen ließ er die Sturmglocke los, setzte sich tiefatmend und steckte in seinem Überschwang eine komplette Schnitte des unvermeidlichen Festjausengebäckes in den Mund. Da er lang und mager war, sah man den riesigen Gugelhupfknollen noch bis an den Kragen durch den hochgehobenen Hals zwängen wie ein Kaninchen im Leibe einer Boa. Dann verhüllte die ehrbare Halsbinde alles weitere Geschäft, und der Lehrer begann sofort einen Vortrag über den Wandertrieb in Schuberts Liedern. Das geschah mit der ganzen, selbstkritiklosen Allwissenheit des Volksschullehrers auf dem Lande, also mächtig und göttlich breit, daß Schubert, voll Erleichterung, daß er nicht mehr der Mittelpunkt war, sich zurechtrückte und sich mit Kaffeeschlürfen eine mollige und stillvergnügte halbe Stunde schuf, ohne mehr sagen zu brauchen, als „Bitte“ und „Danke“ und „Küß' die Hand“. Denn die allgemeine Teilnahme der lieben, zahlreichen Frauenhände war durchwegs akzeptabel, und die Ohren gehörten dem Herrn Lehrer. Beiläufig so wie ehe-

mals in der Schulstube: alle waren still, horchten aber möglichst anderswohin.

— — — — — — — — — — — — —

Der Abend dann war freilich nicht von der Art, die im milderen steirischen Weinlande eine Kostbarkeit ohnegleichen ist. Denn im südlichen Rebenhügellande ist die laue, einbrechende Nacht aus der wundersamsten Kreuzung von italienischer Belebtheit und deutscher Traulichkeit gezeugt. Hier aber am Walde, in der rauhen Nähe der Hochlandsgewalt war es kühl, und das laute, junge Leben flüchtete in ein großes Kaminzimmer, wo der Herr Lehrer am Klavier vorzeigte, wie herzlich er sich in Schuberts Herrlichkeit vertieft hatte. Zuweilen dann saß der junge Meister selber zum Instrumente nieder. Einmal, um seinen „Wanderer“ zu begleiten. Hannerl sang. Auch eine Hannerl! Wie zu Wien. Keine so sinnliche, tiefglockige, erregende Altstimme wie jenes schwüle Kind voll geheimer Lüste sie hatte; eher herb und rißig, wie das Wesen der Seelen, die nah am Walde wohnen. Aber weil in diesem Winkel in den Waldbergen die ganze Welt um so mächtiger geahnt wurde, deshalb hatte dieses Kind, dieses ungelehrte, waldversteckte, den Ursang der Sehnsucht in der Kehle, und ihr Ausdruck war erregend wie der Schrei der wilden Zugvögel am Herbstabend. Diesem stolzen Mädchen-

laute war der Anfang des Liedes aufrichtig: „Ich komme vom Gebirge her!“ Und als das weichere Geſtehen im Kantabile hinſchwamm: ich wandle ſtill, bin wenig froh, und immer frägt der Seufzer: wo? da erkannte Schubert, er, das Kind der Einſamkeit in großer Stadt, in der waldnahen Dryadenſtimme des Landmädchens ſein Echo; ſeins: zum erſten Male; trotz aller großen Künſtlerinnen, die er dieſes Lied ſingen gehört. Mit heißerer Teilnahme ſpielte er weiter und war zu Hauſe, hier, wald- und bergumrungen, bei den belächelnswerten drolligen Kindern des Landes und fühlte, daß er dieſes Lied ſo recht in der Reſidenz des geputzten und verlorenen Tages hatte empfinden und mit Tönen voll Weh hinſtrömen müſſen:

„Die Sonne dünkt mich hier ſo kalt,
Die Blüte welk, das Leben alt,
Und was ſie reden, leerer Schall, —
Ich bin ein Fremdling überall;
Wo biſt du, mein geliebtes Land?
Geſucht, geahnt und nie gekannt!
O Land, wo biſt du?“

Die Hände des Muſikers liefen über die Taſten des Inſtrumentes wie verloren; mechaniſch und nur von der Erinnerung der Gewohnheit geleitet. Denn die Seele deſſen, der in dem Wien der Täuſchungen niemals zu Hauſe war und an dieſer Stadt voll flüchtiger Schönheiten vorbei ging, um ſich

der reichen, nahen und unbeachteten herben Natur in die Arme zu werfen, die rief, jetzt aufwuchernd wie eine Schlingpflanze im heimischen Grunde, und tausend feine Kletterranken treibend: „Hier, hier wäre, wo ich froh sein könnte. Hier, von wo ich wieder fort muß.“

„Im Geisterhauch tönt's mir zurück:
Dort, wo du nicht bist, ist das Glück.“

Und als das Lied verrollt war, die wilde, junge, herbe Stimme ausgeklungen hatte, stand Schubert auf und ging in den dunkelsten Winkel des Zimmers, darum, weil ihm die Tränen vollauf über die Begrenzung seiner Augen stürzten. Dieses Kind hatte gesungen, als wäre es seine eigene, begehrende Seele gewesen.

Als er sich ein wenig gefaßt umkehrte, um zu spähen, ob die vielen hübschen und neugierigen Kinder seine Bewegtheit am Ende erforscht hätten, fand er alle um den Tisch, jedes seinen Platz suchend und nur die Allerjüngste stand in der andern Ecke des Zimmers, wohin ebenfalls weder der Reflex des Kamins noch die Lampe leuchtete. Und die weinte, aber schon ganz aufrichtig und fassungslos, daß es sie schüttelte.

Da ging er zu ihr hin, strich ihr über die nassen Wangen, scheitelte ihr die Haare zurecht und sagte: „Wir wollen nicht dumm sein, oder nur ganz im geheimen. Wie?“

„Freilich, ja," ſagte Fanni, indem ſie den Kopf zurück und an ſeine Bruſt legte.

Er hielt das Kind einen Augenblick, ſo nahe an ſich hingerettet, aus; dann erinnerte er ſich, daß er mehr als doppelt ſo alt war als ſie und ihrer unreifen, dunkeln Sehnſucht nicht ſtillehalten dürfe, als gälte ſie ihm. Ehrfürchtig und beklemmten Herzens, als führte er ſie in die Arme eines andern, geleitete er ſie zu Tiſche.

Es war nun freilich ein Glück, daß bei dem zehnmal kräftigen Leben dieſer friſchen Menſchen, die mitten zwiſchen Wein und Wald, zwiſchen ſinnlich frohem Schmauſe und lohherber Bergnatur unbändig lebensvoll geraten waren, ſentimentale Gefühle, ſchaurige Ahnungen und dergleichen ſpiritusblaue Geiſtereien bloß ſehr vorübergehend empfunden werden durften.

„Schwammerl! Schwammerl," riefen die Mädchen ſamt der Hausfrau und Schubert erhielt ſeinen Platz zwiſchen der rüſtigen Witwe Maſſegg und der ſchönen, dunkelfarbigen und lebensfrohen Frau Pachler.

„Da, ſehen Sie her!" rief Herr Pachler neidiſch und wies auf Schuberts Ehrenplatz. Denn jedes hatte vor ſich eine hellglühend rote Flaſche Schilcherwein ſtehen, der brave Schwammerl aber, à la Schweppermann, deren zwei, und zwar ſehr große.

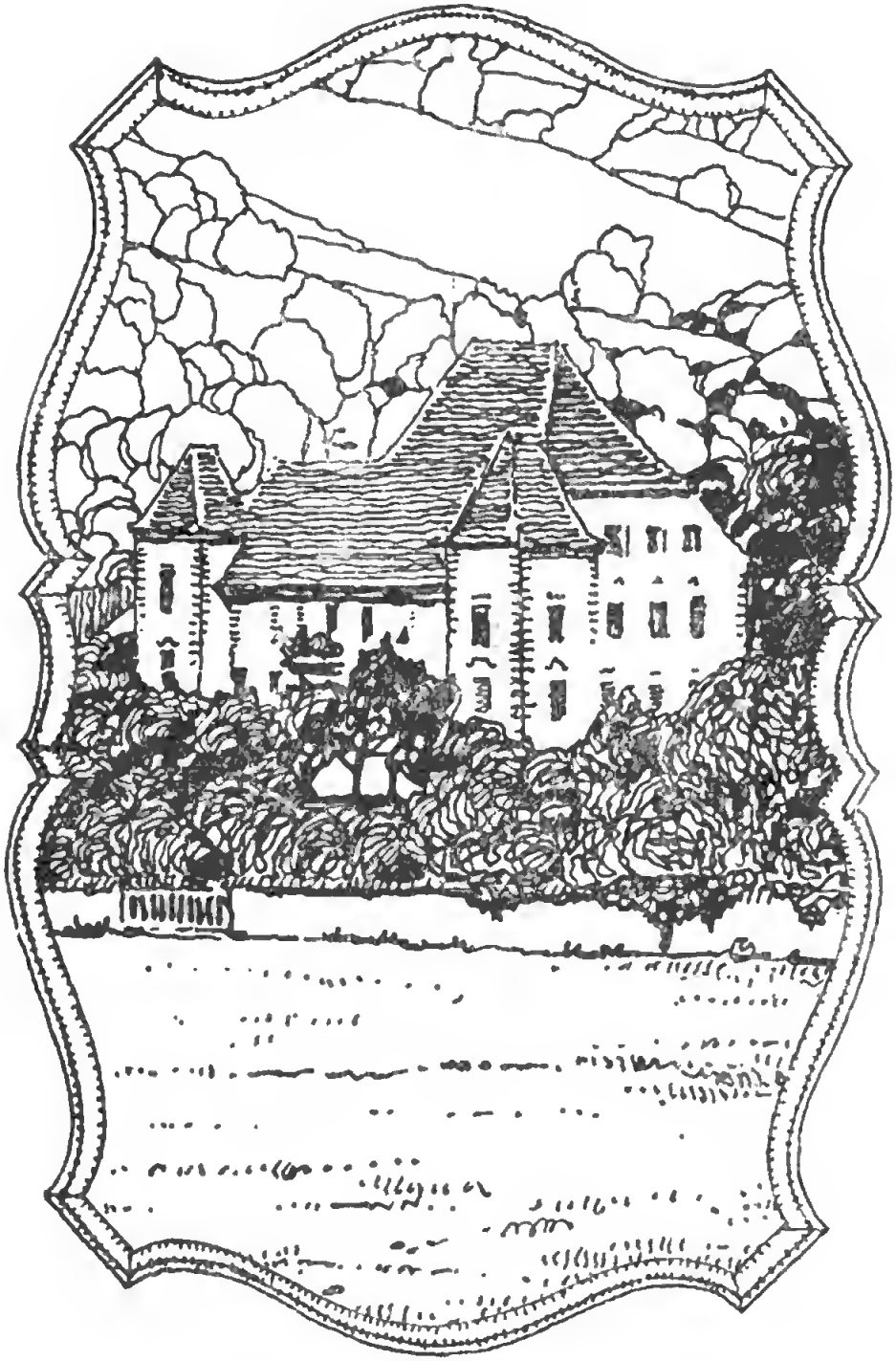
Da warf er ſich nach ſeiner Art allſogleich

vergnügt der Fröhlichkeit in die Arme, mit der man ihn hier in so lustiger Art „doppelt ehrte".

Sein Lebensgefühl, das von jeher plötzlich in naivste, ganz kulturferne Menschenkindschaft zu versinken vermochte, stieg lachend empor und er war gänzlich dabei; beim rüstigen Zusammenrücken der Familiengeselligkeit und bei schmausbackiger Bratenfreude. Schmackhaft und trinkfest, ganz wie der künftige Bürgerwehroberst ihm gegenüber, der wackere Packleros: — Und der hieb ordentlich ein!

Und einen nach dem andern ließen sie hochleben. Den Tondichter, die musikfreudige schöne Frau Pachler, die Hausfrau, all ihr halbdutzend Prachtmädelvolk, den Herrn Doktor vom Rabenschinderhaus, den hübschen Herrn Hofkriegsbeamten, der seine Nachbarin Nannerl so zärtlich ansah, und am Ende, aber keineswegs zuletzt, den Herrn Lehrer Fuchs: So viel Gesundheiten, so viel Gläser, und keinem tat es Schaden.

Schubert lag zu Nacht in seinem Zimmer und horchte auf den schnellen, sanguinischen Atem seines Freundes Jenger, der augenblicklich eingeschlafen war. An den großen Fenstern stand eine Scheibe in ihrem Rahmen zur Lüftung geöffnet; und durch diese hörte Schubert von draußen das dunkle Rauschen der Fichten, das über die Wälder von allen Seiten wie Wasserfälle herabkam, so daß das einsame Schlößchen fast verschüttet in dem



Wildbach

Tönen der Waldnacht lag. Urlaute waren es, ewige.

Von dem großen leeren Dachboden verstärkt aber nagte sich das scharfe Ticken der Turmuhr ab und zu durch das wohllautende Aufschauern der Wälder, wie das Arbeiten eines Totenwurmes im Holze.

Der Ton aber, der ihn an anderem Orte sicher ins Herz gestochen hätte, vermehrte nur sein Behagen. Was war es doch, was ihn hier so froh machte, daß er wie ein Bruder bei den Kindern dieser Ländlichkeit saß? Hier war er zu Hause, am ersten Tage schon; und selbst im Tschöllschen Heim fühlte er sich oft nur als zögernden Gast. Und eine Art Angst klemmte sich um sein Herz, wenn er an Wien dachte, an das schöne, frauenreizvolle, vergnügte und komplimentreiche Wien. — Aus solch einem Waldwinkel!

„Bauernbub," sagte er sich selber vergnügt, freute sich, daß das Wildbacher Leben noch ein paar Tage dauern sollte und schlief ein, dem Augenblicke dankbar.

— — — — — — — — — — — — —

Ob die muntere Gesellschaft zu Berge stieg oder am Bache den Forellen zusah, ob sie im Garten schmauste oder ihren großen Schabernack, wie die Denkmalsenthüllung zu Ehren des Kom-

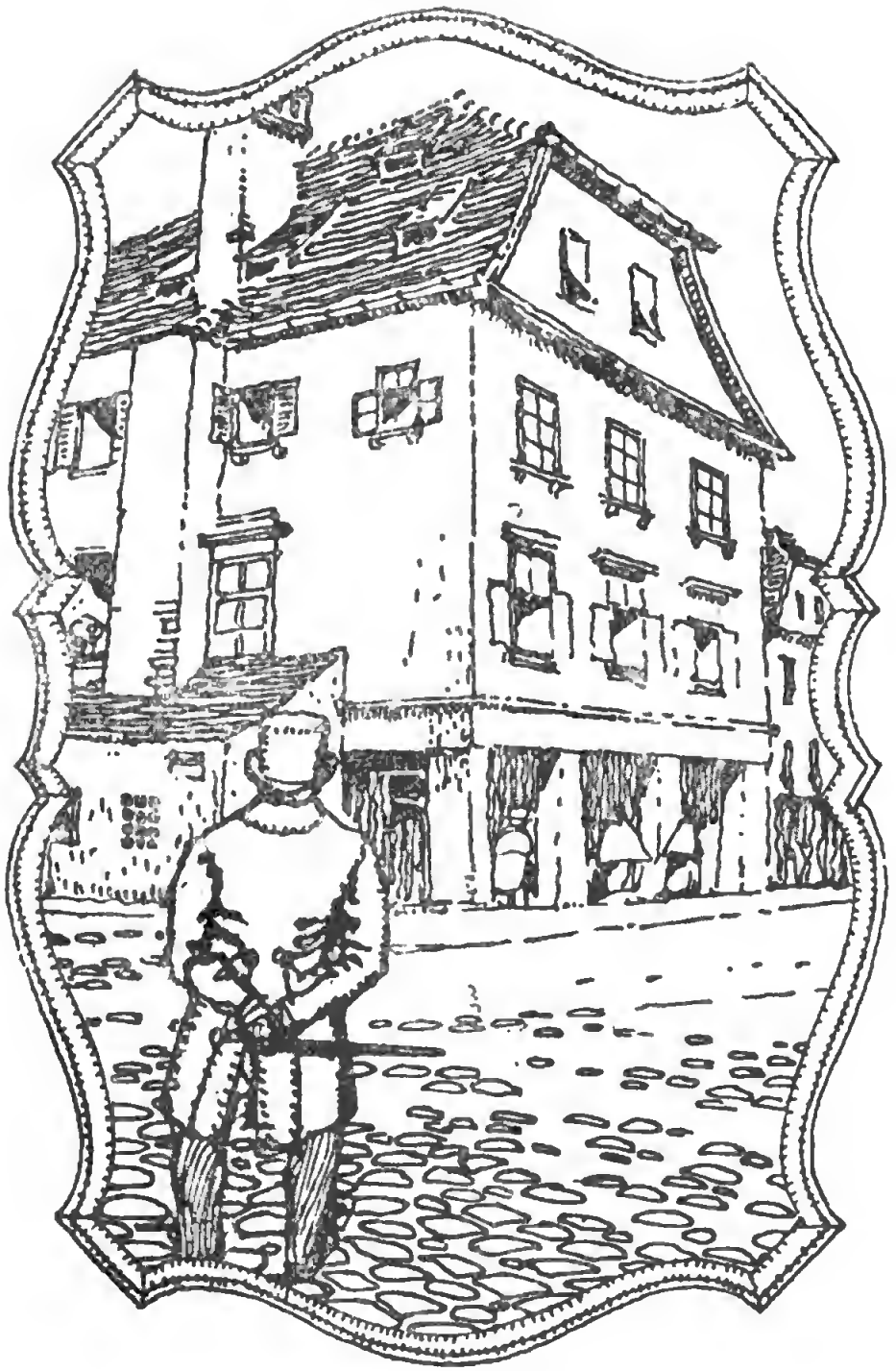
poniſten hatte, er war all dasſelbe Kinderdaſein, das ein Tagpfauenauge intereſſanter und wichtiger fand als den Fürſten Metternich. Jenes kleine Denkmalfeſt hatte der Abreiſe Schuberts gegolten. Da er nun doch fort mußte, beſchloſſen die Mädchen, eine der Lithographien mit dem Bilde des Tondichters feierlich in einem kleinen Gartenhauſe, das Tempel hieß, als Götterbild anzubringen. Schubert aber, dem der leiſeſte Hauch der Sentimentalität jener Tage in der friſchen Luft dieſes Waldtales leid tat, ſetzte den Mädchen die Köpfe zurecht: ſolch eine Gefühlsduſelei ſei für Berlin gut genug, und wenn es ſchon ſein müſſe, ſo ſolle ein kräftiger Landſchabernack draus werden. Nur, wenn ſie ſein Bild an die Stalltür im Hof nagelten, wollte er dabei ſein.

So wurde aus der wehmütigen Abſchiedsehrung ein viel belachter Spaß. Das Bild des Muſikers wurde auf einem großen Blatte Löſchpapier in Form einer Kirchenfahne um das Haus getragen, wobei alle Mädchen und Gäſte Prozeſſion ſpielten. Dann ward es mit allem Pomp einer Fahnenweihe an die Stalltür genagelt. Die Hausfrau ſchlug den erſten Stiften ein, Frau Pachler den zweiten, Herr Pachler den dritten und die älteſte Tochter den vierten. Die andern Mädchen ſtreuten Roſen, Jenger und Nannerl ſchwangen Weihrauchfäſſer aus alten Blechbüchſen mit Räucherkerzchen und Hannerl, Reſi und Fanni ſangen

den ganzen Part der drei Damen aus der Zauberflöte dazu, der sehr ernsthaft also begann:

„Stirb, schwarzes Ungeheuer von unserer Hand!“ Schubert selbst begleitete auf der Gitarre und griff vor lauter Lachen falsch.

Dann trat der kraftvolle Packleros vor und hielt eine Anrede, bei der er leider trotz ihres schalkhaften Grundtones mißbräuchlich etwas Sentiment hineinschob; so sagte er, daß dieses Monument des Übermutes das erste sei, das Freund Schwammerl erhielte, dieses aber schon bei Lebzeiten. Und er wünsche, daß in dem nächsten halben Jahrhundert kein zweites folgen möge, nämlich von wegen der Unsitte, dem Bildhauer erst nach dem Totengräber einen derartigen Auftrag zu erteilen. Bei der bloßen Anspielung aber auf die Möglichkeit, Freund Schwammerl könnte sterben und dann freilich ein Denkmal erhalten, wurde die Jüngste ergriffen, daß sie mitten in das Gelächter der andern laut hineinheulte, aber sogleich — — beschämt über ihre Rührung — herumfuhr und verschwand. Da ihr Schubert nachlief, zerstreute sich der Festzug; der Musiker aber erwischte das junge Ding noch auf der Treppe und gab ihr, entzückt von ihrer lieben Dummheit und aus dankbarem Herzen einen Kuß, den sie, auf allerliebste Weise getröstet, in ihrer reinen Unbefangenheit erwiderte, aber dann weiter davonlief und den guten Schubert in einer ganz seltsamen, gerührten Verwirrung seines Her-



An der Mur

zens zurückließ. — Und das war der einzige Kuß, von dem die Geschichte Franz Schuberts zu erzählen weiß ....

Zur Abfahrt verwüsteten die Mädchen den ganzen Garten, um die zwei Wagen ihrer Freunde mit Rosengirlanden zu schmücken, und als sich das Dutzend Menschen noch viele Male hin und her die Hände schüttelte bis endlich die Pferde anzogen, da weinten von den sechs Mädchen zweie bitterlich, Nanni um den hübschen Hofkriegratsbeamten Jenger, und Fanni um Freund Schwammerl.

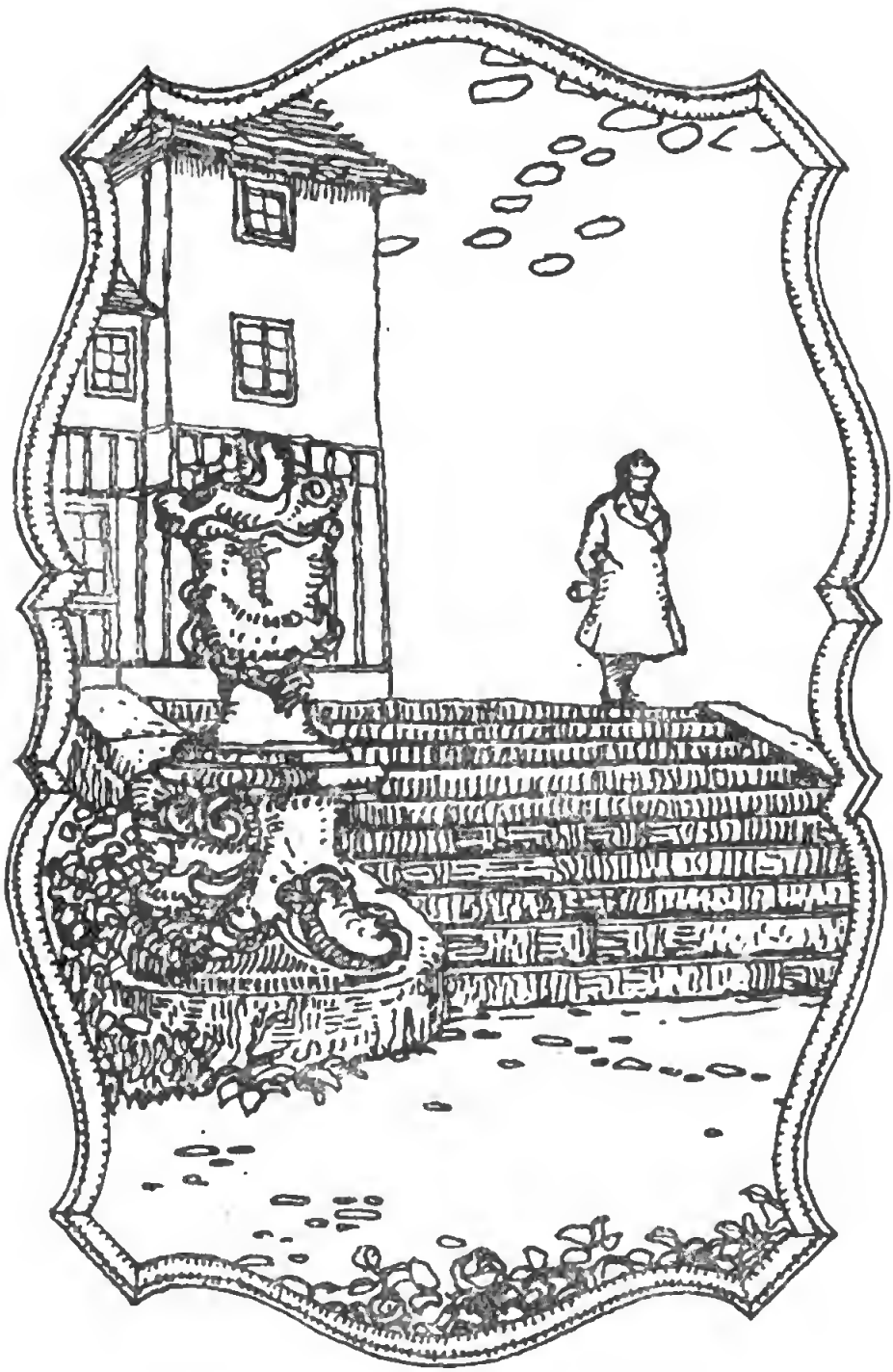
— — — — — — — — — — — —

Nun war die Seele des, der in den Mauern von Wien so sehnsüchtig um Landschaft und ursprüngliche Natur litt, genugsam empfänglich und offen geworden, um auch das geheime Glockenspiel der Stunden in dem traumreichen steirischen Süden zu belauschen. Die Pachlerischen gingen fortab alle Tage mit ihren Gästen nach dem Hallerschlössel auf den Ruckerlberg hinüber, hinter dessen Mittagsturm eine Plattform lag, auf der Schubert sich wie verzaubert festsetzte und selbst zu einem Spaziergang in den tiefschattenden Park sich nur dann losriß, wenn die Gesellschaft, etwa durch die schöne Frau Hortense, gar zu verlockend wurde.

Nach dem Verwandtschaftsverhältnis, das ihn

in der Wildbacher Waldverlorenheit umfangen hatte, lebte er hier wie in einem Traume, in dem alles wohltut, was immer vorkommt. Die Familie um den herzensguten Haring war hell und froh. Und wenn Anſelm Hüttenbrenner neben der ſchönen Hortenſe ging und, halb im Scherz und dennoch immer feſter gefangen, um ihre Liebe warb und Schubert auch da, wie ſtets, ſogleich ſcheu und achtungsvoll zurückwich, ſo tat das nicht wehe. Auf der Terraſſe ſtand eine Urne aus der antikiſierenden Zeit des zärtlichen Rokoko. Weiß Gott, welchen Gefühlen das ſchwermütig ſchöne Stück Stein ſeine Aufrichtung verdankte, denn es war wie eine Graburne von einem Trauerflor dezent umwunden. Liebtraurig und ein klein wenig kokett zugleich ſtand das hübſche und einfache Denkmal auf ſeinem Marmorſockel vor dem Schlößchen. Hatte es ein Edelherr vor einem halben Jahrhundert einer verlorenen Liebe in wehmütig frivoler Spielerei geſetzt oder dem Angedenken eines entſchlafenen Freundes zu täglicher Mahnung ins Angeſicht des Schloßes und in die hellſte Sonne geſetzt? Nun hing ſich eine eigentümliche Zuneigung Schuberts um das liebliche Trauermal und er ſagte, ſo oft man ihn mit der kleinen Fanni oder der großen ſchönen Witwe neckte, in halbem Ernſt: „Mein Herz iſt in jener Urne.“ So hieß denn das eiförmige Marmorgefäß in aller Munde das Grab von Schwammerls Liebe.

Es hatte übrigens jede der mythologiſchen Liebhabereien im alten Garten ihr Scherzwort auf ſich ſitzen, das in Stunden heiterer Neckerei entſtanden war. Im untern Teil, wo es von hohen Silberpappeln, Linden, Edelkaſtanien und Fichten düſter wurde, ſtand eine ganze Geſellſchaft von Steingöttern. Ein Hermes trug den Namen Harengos und eine Ceres den ſeiner jungen Frau; eine bildhübſche, liegende und himmelan ſehende Flora aber, die dem verſchollenen Künſtler wirklich gelungen war, hieß die ſchöne Hortenſe. Beſonders deshalb, weil dieſe Göttin, die träumend nach einer Sonnenblume griff, während deſſen ihr ein Putto das Kleid von der Bruſt wegzog, an ein Geſchichtchen erinnerte, das ſich im hellbeſonnten Blumengarten des kleinen Schloſſes zugetragen hatte. Frau Hortenſe in ihrem Geſellſchaftsſtaat pflückte eifrig viele Nelken und Helianthen für den Mittagstiſch, während Anſelm Hüttenbrenner wie gebannt ſtets jenſeits des Beetes ſtand und ſich immer, wie Frau Hortenſe in ihrer vorgeneigten Haltung weiterrückte, in einer Linie mit ihr hielt. So ſehr ſie ihn bat, ihm zu helfen, hörte und ſah er nichts. Hm: ſah. Die in allen Dingen des Lebens erfahrene Frau Pachler kam viel zu ſpät dazu, um die empörte Hortenſe aufmerkſam zu machen, welche Ausſicht ſie dem verſtockten, ſtillen Sünder in ihrer Verkürzung und bei der tief ausgeſchnittenen Mode jener Tage geboten hatte.



Hallerschlössel

Digitized by Google

Hortenſe blieb übrigens nicht lange böſe; denn ſie wußte, daß ſie ſehenswert war, und an all den Neckereien, welche aus dem Geſchichtchen entſprangen und bis zur Umtaufe jener Flora gingen, nahm Schwammerl ſein Anteil, entzückt über die heitere Natürlichkeit dieſer Landkinder. Denn das Städtchen Graz von damals war trotz Wall und Mauern ſo ſehr von Natur umwuchert, daß man in einer Sommernacht von jedem Hauſe aus die Grillen auf den Wieſen vor den Wäldern zirpen hören konnte, und Ziererei gab es dort ſo ſelten wie auf dem offenen Lande.

In jenen Tagen, da im Garten des Hallerſchlöſſels die erſten reifen Edelkaſtanien in ihrem feinen Igelpelzchen zu Boden platzten, erwachte das oft anklingende Südweh von neuem im Herzen Schuberts.

Stundenlang ſaß er auf der kleinen Terraſſe neben dem einen der drei Türme des Schlößchens und ſah ſich nur um, wenn die Wetterfahne auf dem mittelſten Spitzturm ſich ſingend drehte. Sie hatte die Form einer Sirene. Da wurde er denn an Wien erinnert und wandte ſich wieder ab und ſah nach der weiten, offenliegenden Ebene nach Süden und genoß die Gnade der Septemberſonne. Bald war Herbſtrauheit, Heimkehr, Verkriechen und Verpuppen droben in Wien. Nicht dran denken! Nicht dran denken! Und er breitete die Arme, lehnte ſich zurück und ergab ſich den

Fluten des ſüdlichen Mittagshimmels, während er die andern, die ſich ſogar vor dem milden Septemberwetter noch Schatten geſucht hatten, fern bei den Göttern unter den Bäumen ihr Fangenſpiel treiben hörte.

Ach, kein Ding auf Erden iſt ſo unſterblicher Gegenwartsgenuß wie dieſes einfache Sichſonnen!

Und immer von neuem blinzelte er in das blauliche Silber der Mittagsweite nach der Ebene, die ihm zum erſten Male lockend erſchien, der bisher nur Berge allein verſtand.

Eines Tages bat er Herrn Pachler, er möge doch einmal auch einen Ausflug dort hinunter veranſtalten; dort, wo der Fluß ſich in Auen ausſtrömte, wo die Welſchkornfelder blaßgolden flimmerten und der rötliche Buchweizen das Land wie in beſtändiger Abendröte erblühen ließ. Wo ſich die Dörfer ganz in den Obſtſegen buſchiger Bäume mit geduckten Strohdächern behaglich verſenkten und nur einzelne Kirchtürme oder Pappeln in die bläuliche ferne Luft Merkſtriche zeichneten.

Und wirklich; am letzten Tage dieſer drei unerſchöpflich ſchönen Septemberwochen voll Geſang, Muſik und Scherz ward ein ſtiller Gang durch die Ebene gehalten, bei dem alle Teilnehmer merkwürdig ſtill und in ſich gekehrt waren. Das Luftmeer war weiter als ſonſt und der herrliche Horizont dieſes unſagbar weiten Landes war wunderbar mit Hermelin verbrämt. Denn glänzend weiß lag

die lange Schneelinie der Alpen des Nordweſtens und des Weſtens in endlos ſcheinendem Schwunge in der Ferne. Herr Pachler ging neben Schubert, während Jenger und Hüttenbrenner bei den beiden Frauen blieben, aber keines ſprach viel oder laut. Hingegen bemerkten ſie an dieſem wehmütigen Abſchiedstage ſelbſt die kleinſten Dinge der Natur. Es war ihnen ein nachdenkliches Wunder, als ſie in den Büſchen am Rande der Au Veilchen fanden, die zum zweiten Male blühten; ſie ſahen lange den Schwalben zu, die dieſes Jahr bis zum Ende des September geblieben waren, ſich aber nun in lauten Scharen um den Kirchturm ſchaukelten. Sie ſogen den Duft des Heidekornes ein, der, ſcharf und ſüß zugleich eine eigentümliche Bangigkeit des Herzens verurſacht, wohl weil er der letzte Blütenduft des Jahres iſt, da nach ihm nur mehr Aſtern, Georginen und Herbſtzeitloſe im Kalender ſtehen. Um ſeine Gäſte heiterer zu machen und ſie von der ängſtlich dankbaren Sorgfalt abzulenken, mit der ſie jedes letzte Stückchen der ſcheidenden Natur entdeckten und hätſchelten, kaufte Herr Pachler in einem kleinen Dorfe jeglichem eine Düte voll reifer Pflaumen. So zogen ſie von Liebenau gegen Sankt Peter hin und aßen nachdenklich die ſchönen Früchte, und als eben Herr Pachler die andern mit Kernen zu werfen beginnen wollte, um ſie zu zerſtreuen, begann zu allem Überfluſſe noch ein verſtimmtes Werkelchen in der wehmütigen

Feldweife ein trauriges, gänzlich veraltetes Marienlied zu ſpielen. Als nun aber gar in die zum Durchgehen melancholiſchen Laute ein ferner Hund hineinzuheulen begann, und unübertrefflich ſicher den ärgſten Ton bodenloſer Wehmut fand, ſchalt Herr Pachler: „Na, jetzt iſt die Scheideſtimmung komplett. Das hat noch gefehlt. Wer heult mit?“

Schubert aber bat ihn, ſtille zu ſein. — All das ſei ſo wunderbar wehmütig, und heute wolle er ſich einmal mit Schwermut ſattrinken. Dergleichen Stimmung der Ebene voll ſanfter Erfülltheit und Reſignation habe ſein Herz noch nie gekannt. „Es iſt alles ganz wunderbar und ſo reingeſtimmt,“ ſchloß er, „wie das leiſe Weinen eines jungen Weibes.“

Das Werkelchen wanderte in der Feldferne von Haus zu Hauſe, immerzu, und ſpielte das ſüßtraurige, verſchollene, uralte Marienlied.

„O das Werkel, das Werkel,“ ſchrie Herr Pachler. „Das ſpielt ja ſo falſch!“

Aber Schubert war aus einer wunderbaren Rührung nicht herauszubringen. „Das iſt ja grad das Herzige,“ ſagte er verſöhnlich.

Der wackere Packleros aber, dem es ganz und gar nicht gegeben war, das leiſe Klirren eines Sprunges im eigenen Herzen zu belauſchen und ſich in Wehmut zu vertiefen, ſtellte ſich breit in den Weg: „Achtung,“ ſagte er. „Da iſt die Feld-

einſamkeit, ſehr ſchönes Blaukraut, Rüben und Kürbiſſe. Und was ſonſt noch zwiſchen den traurig abgehauſten Feldern übrigbleiben will, das ſoll dableiben und Trübſal blaſen. Dort drüben aber iſt der Reiterbauer mit ſeinen berühmten Backfiſchen und einem Schilcher, der andere Liederln weiß als das verhexte Altweiberwerkel dort. Ich geh' zum Reiterbauer. Wer geht mit?"

„Ich, ich," riefen alle und waren vergnügt, daß ein kräftigeres Daſein beginnen ſollte.

„Na, dann komm' ich ſchon mit," fügte Schubert lächelnd hinzu. „Aber ich bleib' hundert Schritte hinter euch. — Jenger, beſtell' mir einen Karpfen, das iſt auch was Gutes. Aber die Stimmung da, die laß' ich noch nicht aus."

Und während die andern raſch und fröhlich dem Wirtshauſe am Rand der Ebene zumarſchierten, zog Schubert ganz langſam den Feldweg zwiſchen Cichorien und Erdſchollen dahin, horchte auf das klagende Lied der Heidelerchen und gab ſich in bewußter, ſüßer Schwachheit dem weitausgebreiteten, ſanftem Leide dieſes Tages voll banger Ahnung hin.

Langſam, langſam ging er durch die ſcholligen Felder und das altſilberbräunliche, bleiche Gras und ſang leiſe. Er hatte ein Lied.

Als er endlich die Kaſtanienbäume des Reitergartens mit ihrem kräftig braunem Ton, das rote

Tischtuch mit den Flaschen Weines und die behaglich gewordenen Gesichter der Gesellschaft sah, kehrte sich auch in ihm das Weltkind wieder nach oben.

„Na, grad' sind die Karpfen gekommen. Haben Sie ausgeschwärmt?“ rief Herr Pachler.

„Ja, aber es war ganz was Feines. Ganz was Feines,“ lächelte Schubert, der noch voll Nachsinnen war.

„Das verstehen halt nur Sie,“ sagte Pachler freundlich.

„Na, ich wohl auch,“ flüsterte seine Frau. „Und ich habe dir's gesagt: Gib acht, der Schubert kommt noch auf das Geheimnis dieser versteckten Landschaft.“

„Ja, das war das Hügelland,“ widersprach Herr Pachler und fischte sich einen goldbraunen Karpfen aus der Schüssel.

„Die Ebene ist das Tiefste,“ sagte Frau Pachler und Schubert nickte.

Und dann schwiegen alle: teils vor Nachdenklichkeit und teils wegen der Fischgräten.

— — — — — — — — — — — — —

Nun war auch das vorüber.

Dieses Leben voll Geselligkeit, in dem man ihm unbegrenztes Vertrauen, herzliche Achtung und

Liebe und zwangloſe Menſchenbruderſchaft entgegengebracht hatte. Alle Tage im Freien, über Berge oder durch den Wald! Ja, ſelbſt im ſchönen Biergarten zum wilden Mann, oder im Murbräuſtübel, im Krebſenkeller oder hoch auf der alten Südbaſtei nahe am eiſernen Tore, wo rotes Löwenmaul aus der Feſtungsmauer wucherte und der Wein ſich zu Häupten ſchlang, dort, am froheſten Plätzlein des alten Graz war Natur, freie Weite und endloſer Fernblick geweſen. Ein Übermaß von friſcher Luft hatte ihn umſtrömt, das Leben war voll Kraft geweſen und die Munterkeit dieſer Leute unwiderſtehlich.

Und nun war Franz Schubert wieder in Wien. Aber er hatte Kräfte geſammelt in Graz und ſein Leben blühte wieder, ſeine Geſundheit war wieder da und das allzuoft anſchleichende Mahnen jener gewiſſen ahnungsreichen Grabesſchwermut war weg: ſogar die Kopfſchmerzen, die ihn vorher manchmal gequält hatten. Er war vollgepumpt mit friſcher Luft, wie ein dicker Käfer, der fliegen will — und es aber auch kann!

Der Wein war gut geraten, die Wälder brannten in Fieberglut, und der Himmel leuchtete ſo ſehr in das Herz des erquickten Künſtlers, daß ſich all ſeine Lebenskräfte mit unſagbaren Luſtgefühlen in ein Werk drängten, das ihm gleich nach ſeiner Rückkehr aus dem Königreich der Bergluft und der Weite eingefallen war. Dieſes ſein Leben

Krebſenkeller und Schloßberg

jauchzte ſich in Tönen aus, als ſei es unſterblich; dieſe göttliche Seele ſang ein Lied, das dem Paradieſe der befreiten Geiſter entgriffen ſchien. Ja; das war einmal ein Werk; mühelos geſchenkt, wie der Göttliche allein zu ſchaffen vermag! Dieſes Kind rollte die kurioſeſten Einfälle guter Laune hin; es vergab an jedes der Inſtrumente hinreißende Schönheiten und leuchtete hellauf, wie das Glück des jungen Schöpfers, dem es entſtrömte: das göttlich heitre Opus Hundert, das Trio in Es-Dur! Als es dem beglückten Herzen wie eine Quelle ausbrach, mußte der junge Meiſter ſelbſt oft innehalten, ſo ſehr ergriff und entzückte ihn der eigene Reichtum; und in jenen Tagen ging er wie berauſcht umher, ſuchte für den köſtlichen Schatz ſeiner tauſendſtimmigen Welt Einſamkeit, nur Einſamkeit, bedurfte keines Weines, keiner Freunde und keines andern Glückes der Erde: nur ſich ſelber gehören! Nur ungeſtört.

In jenen Tagen wies er alle und alles ab mit der ſchnell hingehaltenen Ausrede, er ſei krank, und unſäglich ſchonungsbedürftig, — indeſſen ſeine Seele vor Lebenskraft ſchwoll, und den unmittelbarſten Blütenlufthauch aus dem Paradieſe genoß.

O, dieſes Leben war ſchön! Die Verzückung des Heiligen, der die Himmel offen und Gottes Herrlichkeit ſieht, ſie iſt die einzige, ungeheure Erkenntnis, die zu dem beglückten Künſtlerſchaffen heranreicht. Sie iſt das Brudergefühl. Beide ſind

Entrücktheit in die befreite Höhe des Lenkers der ewigen Zeugung und des ewigen Sterbens. —

Glückselig strömte die Erfindung weiter aus ihm, auch nachdem der erste drangvolle Strahl des Springquelles der Lebenslust, jenes Werk, versprudelt war. Es gelang ihm alles, alles in diesen Tagen nach der Stahlluft kräftiger Waldwinkel und seit dem Anhauch des Südens.

Der nachdenkliche Vogl selber staunte und schaute mit großen Augen in jene Kraft und Fülle. „Die Mittelmeerluft hat den Deutschen angeweht," sagte er in jenen Tagen öfter. „Das gibt einen Brand der Seele ohnegleichen." So deutete sich der nachdenkliche Kenner Goethes und Italiens, der zurückgehaltene, herbe Philosoph die Erquicktheit Schuberts in jenen erfüllungsreichen Herbsttagen.

— — — — — — — — — — — — —

Und fast wäre es zu viel des Glückes gewesen. War doch Schuberts ganzes Leben und nun gar die Höhe dieses Rausches dem endlichen Blütenausbruch der hundertjährigen Aloe gleich, welche für das enorme Lebensgefühl ihres leuchtenden Zeugungsbrandes sterben muß.

Es kam erst eine schläfernde Eintönigkeit in seine Tage, dann ein Zusammensinken der hohen Lustempfindung, dann ein resigniertes müdes

Kinderkranksein, raunzig, unbewußt der eigenen Schwäche, freudlos, glanzlos: wie eben der Alltag unnötig und beiläufig Gezeugter, deren schales Leben nicht einmal durch den Kontrast des bedrückten Werktages zum Sonntag aufgeflittert wird. Novembergrauheit sank auch über ihn: tagelang, wochenlang. Der Sonntag war freudlos, der Montag hilflos, der Dienstag dumpfig, der Mittwoch müde, der Donnerstag elend gleichgültig, der Freitag ein wehes Hindösen, der Samstag hoffnungslos, immerzu; alle Tage grau wie das Hintrotten eines Zugpferdes in lehmiger Ebene unter Regen und Kot. So zog er sein Leben, wie eine fremde Last zu fremdem Nutzen. Die Erde starrte und klebte und klumpte an ihm, so daß er träge und in alles ergeben jeden Schritt dieses zähen Lebens ziehen und losreißen mußte. Wie arme Bauernsöhne, die, todmüde und gänzlich gleichgültig wie armes, getriebenes Schlachtvieh, durch mährischen, polnischen, russischen Lehm als Soldaten marschieren müssen; alle Tage Regen und Verdrossenheit, Müdigkeit, Kot, Entfernung von allem was Heim ist, alle Tage Leerheit, bis daß sie endlich am Feinde heran sind, um totgeschossen zu werden.

Solche Höhen und solche Tiefen gab es in Franz Schuberts Leben.

Jedoch die unergründliche Güte, welche dieses Geschöpf voll Durst nach Leben und Liebe geschaffen hatte, machte ihm selbst die Qual zur Kraft. Was

dem Karggeborenen nur Stöhnen und Klagen entpreßt hätte, des hatte er Macht, es in ſich zu erlöſen und der Schöpfung beſſer und reiner zurückzugeben, als er es empfing. Er gab dem ſeelenloſen, bleiſchwerem Leide den heiligen Geiſt, und ſo ward es zum fliegenden ſingenden Wundervogel, der ſich über die Erde ſchwang, zu tauſender bedrängter Herzen Troſt. In dieſen Tagen erwuchſen ihm die letzten zehn Geſänge der Winterreiſe mit ihren Jenſeitsvibrationen, mit ihrem ſchaurigen Herübergreifen aus der Ewigkeit. Im Liede vom Wirtshaus rief ſeine ringende Seele ſelber nach Erlöſung. Oft ſah er nun um ſich und entdeckte gleichſam mit Verwunderung, daß er immer noch auf dieſer Erde wäre, die ihm ſo fremd geworden war. Was hatte er mit dieſen Menſchen zu tun, die ſich von Martini ab in ein ungeheuerliches Eſſen und Trinken, in Beſuch und Klatſch warfen?

„Warum iſt Ihnen ſo weh in dem luſtigen Wien?“ hatte ihn Frau Pachler vor Wochen gefragt, als er mitten in und mit den Lebendigen lebte. Da hatte er ein Wort geſagt, daß alle in dem muntern Kreiſe für ein Weilchen ſtill und nachdenklich wurden. Er hatte geantwortet: „Wenn mit den zuſtrömenden Glücksgütern die Aufrichtigkeit im Hauſe bliebe! Die große Stadt zeugt eine Geſellſchaft, die anders wird, als die kleinen Kreiſe eines weniger künſtlichen Daſeins wie ihr es hier lebt. Dort geht der Eigenmenſch verloren, dort in

Wien, und wird zum Narren, weil er ſtets vor einem Spiegel lebt.“

„Wie meinen Sie das?“ hatte die Frau gefragt und Schubert hatte die unmutigen Worte gefunden, welche die Geſellſchaft des ewigen Faſchings trefflich zeichnete: „Dort leben ſie einander was vor. Sie leben einander an; und damit will ich nichts zu ſchaffen haben.“

Nun kam aber wieder die Zeit, wo ſich die unter Wachskerzen rotteten und ſich mit Flitter behingen, die ſich ewig nichts zu ſagen haben; er hatte noch die Fröhlichkeit beſcheidenerer Menſchen im Ohre, und ſo wuchs dieſes Gefühl der Fremdheit und Wunderlichkeit, in einer Welt zu ſein, in die er von ungefähr geraten wäre, ſo ſehr, daß ihm unheimlich wurde, wie dem Taucher, der zu den glotzaugigen Fiſchgeſpenſtern der glasſchwarzen Tiefe entrückt iſt. „Was will ich unter den Schläfern ſäumen? Ich bin zu Ende mit allen Träumen. Was will ich unter den Schläfern?“

Dieſe erſte, ſonderbare Ahnung baldigen Auskriechens aus einem Verpuppungszuſtande ließ ihn nicht los. Es waren die Tage, da die Krähen des Waldes zahlreich nach der Stadt kamen. „Alle gierig, alle ſchreiend nach dem großen Schindanger, nach dem Galgen des nutzloſen Lebens der Tauſende,“ ſagte er in einſamer Bitterkeit. „Krähe, laß' mich endlich ſeh'n Treue bis zum Grabe.“

So fühlte er ſeine Winterlieder wie ein langes,

halbbetäubtes Auffahren aus einem bangen Traume; und nach dem Reiche des Mohngekrönten ſtarrte er immer von neuem wieder hin wie magnetiſch gezogen. Wunderbar, höchſt wunderbar: dieſes Kind wußte oft ſo platt im platten Tage zu leben, daß die Menſchen darüber mit den übeln Worten hauſten, die ſie einſtmals dem Heiland nachſchrien: ſehet, was iſt der Menſch, ein Freſſer und Weinſäufer! Und gerade dieſes Weltkind ſchaute ſich die Augen aus in banger Sehnſucht nach der Bedeutſamkeit, welche jenſeits alles Grauens liegen muß! — Muß!

Während die allzeit Geſelligen unter den Kriſtalleuchtern zuſammenrückten, um nicht die langen, nachdenklichen Adventabende in ihren Rückennerven zu fühlen, während dieſer lauten Tage wußte er, wovon kein anderer wiſſen mochte. Und er ſagte es in dem ſchweren, ewig gleichen Glockenanſchlage des g im Wegweiſer; in dieſem tiefreſignierten Tone der unerbittlichen Abendſtunde, die von des Tages Ende gleichförmig ſagt und ſagt, bis ſich ihm die Ohren öffnen. „Einen Weiſer ſeh' ich ſtehen unverrückt vor meinem Blick.“

Und als Schubert ſeine Freunde zu ſich lud, die allerbeſten, die nachdenklichſten und tiefſten noch von den Weltkindern, die ſich um der ſinnlichen Süße ſeiner Muſik um ihn drängten und ihnen ſagte: „Ihr werdet bald hören und be-

greifen, warum ich einsam und düster bin," und als er ihnen diese Lieder vorspielte, da krampften sich die Wiener Herzen vor dem tötenden Anhauch dessen, was der Seher geahnt; sie schauderten und ihre Seelen wehrten sich, als drücke sie die Nachtmahr.

Kaum, daß sie das versöhnte, weiche, reiche Lied von Lindenbaume gelten lassen wollten; und selbst da war ein Strophe, unbändig, wild und rauhfrostig.

„Steht ihr so erstaunt da?" fragte sie Schubert und nickte wie ein stiller Wissender. „Starrt euch das Blut? Auch mich haben diese Lieder mehr angegriffen, als dies je bei andern Liedern geschah."

„Das glaube ich dir," sagte der gute, weltleichte Schober leise.

Schubert sah unter seiner Brille zu Boden, und sprach, als geschähe es zu sich selber, in sich hinein: „Mir gefallen diese Lieder mehr als alle andern." Und bedeutsam, aber so leise, als fürchte er, die Freunde könnten ihn erraten, schloß er mit jenem seltsamen, fortwährendem Kopfnicken: „— und sie werden euch auch noch gefallen."

Aber die andern waren noch jung und gewöhnten schwer die Mahnungen dieser ewigen Töne. Nur Vogl, dem Alter nahe, tief ernst und ewig Aug in Auge mit der Ewigkeit, ein Mann, der gegen seine Eitelkeiten rang und sich täglich durch

wuchtiges Nachdenken entsühnte, der riß diese Gesänge mit Inbrunst an sich und versenkte sich in sie wie ein Christengemüt in seines Heilandes Leiden.

Als dann die mächtige Stimme des Sängers jenen Liedern Wucht und Pracht verlieh, als sie im Widerscheine seiner Spiegelkunst aufglänzten, und durch eines Menschen Stimme erträglicher wurden, als so in ihrem baren, nackten Ewigkeitsvibrieren, da drangen sie ein, da lebten sie auf, da versenkten sich auch die jungen Freunde mit süßer Wehmut in sie.

— — — — — — — — — — — — —

Schubert aber hatte, nachdem er jene Lieder den Freunden zum ersten Male gezeigt und gesungen hatte, den Klavierdeckel mutig und kurzab zugeschlagen und gesagt: „Abgetan. Sargdeckel zu! Nun wollen wir uns wieder das Leben besehen.“

Und wahrlich; dieser Mensch, der eben durch alle Gründe und Tiefen der Wehmut und Schwermut bis nahe an Thanatos herangedrungen war, vermochte vorderhand ein Schnippchen zu schlagen und nicht mehr dran zu denken. „Fertig, abgetan.“ Und er ging zu denen, die leichtlebig unter den vielen Lichtern der geselligen Abende saßen, aß und trank und war vergnügt.

Ja, ſein Behagen an den einfachſten Genüſſen ſchien nur ſtärker und ſchmauſiger geworden zu ſein, ſeit er aus jenem düſtern Reiche heraus war, deſſen Türe er ſo fix und leichtfertig hinter ſich zugeſchlagen hatte.

Eines Abends im Advent bat er Schober ſchon gegen ſechſe mit ihm ins Wirtshaus zu gehen und im Hinſchlendern den allzeit bereiten Schwind mit zu holen.

So ſaßen ſie denn eine Stunde früher als ſonſt beim Weine, im traulichen Licht, im Pfeifenrauche, in der Wirtsſtubenwärme. „Nämlich,“ ſagte Schubert und ſchlug behäbig ein Bein über das andere: „Das ſind die Tage des Einſpinnens; der Heimkehr, des Zuſammenrückens. Das ſind die Tage, deren Seele der Ofen iſt und auf dem Lande der Herd. Wir Menſchen brauchen dann keine andere Seel'. Man kann gar net früh genug zum Trunk und Schmaus gehen. Ich bitt' euch! Wenn vormittags ſchon die düſtergrauen Staubnebel dickmantlig und ſchwer über die Straßen liegen und die Geſchäftsleut' am Mittag Licht brennen müſſen. Was ſoll man tun? Und was für ein Troſt iſt da Lampenlicht, Malvaſier und Schinkenweck! Es iſt die Zeit der Einkehr; und der Menſch ſoll froh ſein, und ſich wie eine Scheune benehmen, in welche die ſchweren Fruchtwagen einfahren. Alſo, Kellner, was gibt's Gutes? Aber recht Gutes! Hallo: Haben Sie mir das glacierte Schweins-

Das Stammbeiſel

ſtelzerl reſerviert? Mit Sauerkraut und Erdäpfel, jawohl. Und recht bald und ſchön warm."

„Aaah. Schön iſt das Leben. Heut' ſchmeckt mir der Wein doppelt ſo gut. Schober: ich wer' doch um eine Halbe mehr trinken."

„Geh', Schwammerl, du biſt ohnehin ſchon kurzatmig und rot; ſchau', bezwing' dich!"

„Mein Gott," ſagte Schubert ganz nachdenklich. „Wenn mir der liebe Gott den Wein net herg'ſetzt hätt', — — die Weiberln laſſen mi' eh' in Frieden und machen ſich nix aus mir — —, ſo hätt' ich gar nix Körperliches zum Vergnügtſein auf dera Welt. Vivat, Bruderherzen!"

So trieb er es, kaum vom Reiche heimgekommen, das nicht von dieſer Welt iſt, ſchon wieder im Schlaraffenlande. Sein ſonniges Gemüt blühte wieder auf und ließ in dieſen trüben Schneenebeltagen ſeine Fähigkeit, in derber Sinnenfreude nach den Gütern des Alltags zu greifen, gedeihen. Aber die Freunde hatten wieder Freude an ihm und lachten wieder viel über Schuberts himmliſchen Leichtſinn, wie Schwind ſich ausdrückte, wenn er über das runde Geſicht des Freundes des Lebens dickbackigſtes Lachen verbreitet ſah.

Es waren jene Tage, wo das ganze muſikaliſche Wien über die Geſchichte vom verſoffenen Quartettel lachte, das man bei Schubert gegen ein Ho-

norar von vierzig Gulden Wiener Währung bestellt hatte. Der Musikant, der schon seit langer Zeit eine solche Summe nur in den Schaufenstern der Banken beisammen gesehen hatte, bat sich fix das ganze Honorar als Vorschuß aus, erhielt es von dem gerührten Auftraggeber, dem er seine Not klagte, zugestanden, — und Schuberts Beine waren bei all ihrer Kürze pfeilschnell im Umherlaufen zu allen Freunden, die er zu einem Punschabend einlud, an welchem ungeheuerlich gegessen und getrunken wurde. Kurz und gut: so leicht und rasch dem Gotteskind die Melodien strömten, — das Geld war sehr viel geschwinder fertig als das Quartettel, welches der lustige Musikant nachher, als alles vertan war, an Stelle eines fehlenden Mittagessens vollendete. Und, es ist wahr, daß er den Freunden gestand: jene Stimmung, als alle Glocken von Wien zwölfe läuteten und sein Magen stürmisch aufbegehrte, dieser ganze Chorus von Entbehrung und unbekümmerter Freude, samt dem Mittagsgeläute, welches alle Schöpferkräfte dieser hungrigen Stunde aufhetzte, werde ihm unvergeßlich bleiben und sei noch viel schöner als jener Punschabend.

„Der Hunger, Kinder, der Hunger ist der Cicerone Gottes," rief er den Freunden zu, „der führt einen unmittelbar in den Bildersaal aller gesunden Wünsche. Ach, der göttliche Hunger!"

„Ja, wenn man so kugelrund ist wie du,

Glücksschwammerl," sagte der enthaltsame Bauernfeld, „da ist leicht hungern."

Damals war es übrigens, daß ihn die Freunde gründlich drängten, er möge sich recht ergiebige Geldquellen erschließen. Dem Beethoven hätte jedes Konzert nah an die Tausend getragen und nun sei er allein da, er, als der einzige große Musikant von Wien. Ein Konzert, ein Konzert solle er geben. Dann hätte er Geld und könne überdies die Verleger mit den Honoraren hinaufsteigern. Er könne wieder nach Oberösterreich zu den auffälligen Bergseen, nach Graz in die lachendste aller Weltweiten, ja nach dem ewig ersehnten Süden, zum blauen Feuer des Meeres wallfahrten, das phosphorbeweglich in der Sonne rieselt und eine so ungeheure Traumseligkeit in dem erzeugt, der zu träumen vermag!

Ein Konzert also!

„Ihr habt wohl recht," hatte Schubert damals gesagt.

„Wenn ich nur nicht bei Sängern, Harfenisten und böhmischen Klarinettelkönigen betteln laufen müßte!"

Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn man von ihm eine Symphonie gespielt hätte, wie von Beethoven, dem Starken, Zornigen, der ihm unvergeßlich war. Das unzugänglich Jähe dieser Menschennatur, die verwilderte Einsamkeit, das

endlos tiefe Insichsein! Dieser Übernatürliche war gewesen wie schneeferne, starr aufgebäumte Alpenhöhen: unerreichbar, todbrohend, von tausend Formungen und undurchdringlich. Immer, immer unnahbar in allem, außer in seiner Kunst: und selbst zu der hieß der Schlüssel Ehrfurcht.

Nun war bald der Tag, an dem der Gewaltige vor einem Jahre emporgefahren war zu den Chören, die Gott umkreisen. Die Freunde hatten diesen Tag bestimmt, daß Schubert ihn mit seinem Konzert feiern sollte. Er aber nahm sich inzwischen vor, eine Symphonie auf Beethovens Grab zu legen.

Und mit erhobener Seele begann er trotz Winterfrost und grau drückender Nebeltage, seine Arbeit. Die lustige Zecherei der Adventtage, die bis über Neujahr gereicht hatte, war mit einem vergessen. Rein, stark und voll vom Göttlichen trat er in sein Reich, jenes, in dem er der Welt vergaß, und unbändig quoll Schönheit und Größe aus seinem sehnsuchtswunden Herzen, das aus sich geben mußte, was es auf der Erde vergeblich suchte.

So stark war in diesen Tagen, da über der Stadt der bräunliche Schmutznebel drängte und die Seelen ängstigte, die Auftriebskraft seiner Sehnsucht, daß er die niedrigen, lastenden Wolken nicht empfand und Himmelsbläue über die Welt ausrief; dasselbe Glück war wieder in ihm, wie bei seinem unvergeßlichen hundertsten Opus, nur tiefer, ernster

und gehaltener. Wieder ward es ein langes, langes Werk, doch diesmal lang vor überreichem Wechsel der Gestaltungen, vor dem Drange inneren Geschehens. Tag um Tag brachen Blüten des innigsten Lebensempfindens aus und rankten hochauf; und nur einmal schwang wieder jene Glocke der Karmeliter hinein, der schweigend Entsagenden: mitten in das Trio des Scherzo entsandte sie das schwere, fast schon tötende E. Es war einer jener Tage, da plötzlich die alte Mahnung, die alte Ahnung heraufgestiegen war: „Du! umsummt von den törichten Minutenschwärmen: Und deine Sterbestunde?“

Außer diesem einen Erschauern aber war er glücklich wie seit Monaten nicht mehr.

— — — — — — — — — — — — —

Es war Lichtmeß im Jahre Achtundzwanzig, da begab sich ein betrüblicher Umschwung in den äußeren Lebensverhältnissen Schuberts. Die Freunde hatten, von der schönen Wohnung Schobers auf der hellbesonnten Bastei allzusehr angezogen, ihre geselligen Zusammenkünfte immer häufiger aus dem Wirtshaus zu den beiden hinverlegt, und wenn Schubert nicht gerade durch die bodenlos schwermütigen Klänge zur „Winterreise“ die ganze Bewohnerschaft des Hauses in Erhenkensstimmung versetzte, dann empörte der Rumor der Künstler-

freuden das gesamte Philisterium vom ersten bis ins dritte Geschoß. Kurz, Schober erhielt Kündigung.

So verzogen sie in der Zeit des qualligen, braunschmutzigen Schneekotes und des grauen Himmels in die düstere, uralte, enge Bäckerstraße: aus freier Sonnenweite in verräucherte Enge.

Da fand Schubert wohl wieder einen Weg öfter und aus freien Stücken, den er seit dem vertraulichen Grazer Leben nur mehr als Schulmeister einmal in der Woche gegangen war, um Lektionen zu geben. Er ging in das Haus, welches er nun in seinem Herzen Sonnenhäuserl taufte; in das weiland Dreimäderlhaus auf der Südbastei. Er hatte aus Furcht vor der irrlichtartigen Lust der kleinen Verführerin, die nun dort allein auf ihn lauerte, allen Unterricht von sich weggeschoben bis auf eine Stunde Korrepetition, wie es hieß: in Klavier und Gesang. Den eigentlichen Unterricht besorgte ein junger, fixer Italiener aus dem Friaulischen, nach dem er auch hieß: Domenico Furlani. Der flinke, feurige Kerl, der trotz aller Polizeivermahnungen und Arreste unverbesserlich seinen Schlapphut benebst Karbonarimantel trug und deshalb im damaligen Wien als Persönlichkeit galt, sang leicht und leidenschaftlich wie eine Amsel, konnte und kannte alles, sogar tiefes Sentimento, und die erb- und eingeborene Lust seines ewig schauspielerischen und doch innerlich

ſo wahren Volkes zu aufregendem Verſchwörertum war auch in ihm. Er lebte ſtets in Vorſtellungen, Darſtellungen, Aufopferungen und Eindringlichkeiten. Er war wie die männliche und ſüdlichere Wiederholung des neugierigen Weſens der geſchmeidigen Hannerl und ſie duckten allweil in einen Winkel zuſammen und trieben mehr wildgewachſene Ausreißerpläne als bel canto und ſonſtige ſtichhaltige Künſte. Freilich machte die große Begeiſterung viele Mängel wieder gut und die zwei ſangen, wenn ſie ſich zeigen ſollten, wild und ſchön wie gefallene Engel.

Schober, der auf ſeinen Fahrten die beſtrickende Art ſolcher Fixkerle durchſchauen gelernt hatte und den gewandten Sänger aus Monfalcone ſtets Demonico Furore nannte, weil er das bildſchöne und talentierte Mädchen völlig ausreißeriſch machte, bat den unaufmerkſamen Freund Schubert, ein Auge auf ſeine ſchöne Schülerin zu haben. Nun, — der Muſiker, der von einer leiſen Eiferſucht nicht ganz frei war, begann zunächſt dem ſchönen Ding, das infolge ihrer leichten Siege oberflächlich geworden war, nachzuweiſen, wie wenig ſie könne und wie ſehr ſie ſich verwildern hatte laſſen. Das unternahm er gar nicht im Schulmeiſtertone, ſondern mit neckendem und aufreizendem Spiele. Wenn ſie geſungen hatte, ſagte er etwa: „Net übel. Sie haben's grad ſo außerg'ſprudelt wie Ihner Katzelmacher, der Demonico. Jetz' ſingen's es aber nach

Noten, fein künſtleriſch, ſo wie's zum Beiſpiel die Milder kann; und laſſen's die Leidenſchaft dorthin ſchießen, wo zwei ff ſtehen, — oder gar zwei pp; — — aber das kapieren's ja net."

Da ärgerte ſie ſich ſehr, ſang noch einmal, und ſo wies er ihr in ſeiner verſteckt luſtigen Art all ihre Gebrechen nach und was ſie ſich von dem Italiener an Unarten und Unbeſonnenheiten angewöhnt hatte. Bald begann ſie über den Domenico ſelber zu ſchimpfen, zu lachen, zu ſpotten und ſeine Schwächen auszuſpüren. Schubert war oft luſtig erſtaunt, wie ſcharf das junge bewegliche Ding ſah. —

Freilich machte ſie es mit dem dicken, kurzen Deutſchen nachher gradſo, zum Gaudium des Italieners. Der Reſpekt vor dem Können wog freilich ſchwerer für Schubert, infolge des untrüglichen Inſtinktes Einer, die zur Künſtlerin geboren war. Ihm, dem Ahnungsreichen, lauſchte ſie ganz anders als dem geborenen Könner von obenhin, dem Virtuoſo aus dem Furlaniſchen. Aber wenn ſie auch vor dem Muſiker ihre Art von Ehrerbietung hatte, — der Menſch, ſeine Figur, Hut, Frack, Hoſe und Schuhe gaben unerſchöpflichen Stoff zum Lachen. Der Furlaner nannte den Komponiſten Funghetto, in Überſetzung ſeines Spitznamens Schwammerl, der raſch in alle Bekanntenkreiſe von Wien gedrungen war. Die an den dicken und kurzen Beinen des beſcheidenen Meiſters ſtets etwas

zuſammengeſchobenen und alſo in wagrechten Ringen gefältelten Hoſen hießen bei ihm Calzoni all 'armonica: Ziehharmonika. Das Mädchen ſprach, wie damals die meiſten Wienerinnen aus gutem Hauſe, das Welſche flink wie ein fließendes Wäſſerlein, und der Übermut der beiden rollte und perlte mit tauſend Poſſen hinter dem Rücken des, der allen ſchönen Frauen ſo wenig behagte.

— — — — — — — — — — — — —

Das ging ſo bis ans Ende des März: da aber riß ihr Lachen und Drollen plötzlich vor Staunen ab.

Sie war in Schuberts großem Konzert geweſen. In dem Konzert, von dem ganz Wien in Aufregung ſprach und in dem der ſtets ſo ſtill aus aller Geſelligkeit fortduckende Maeſtro mit einem Male in dem überhellen Kerzenlichte des Feſtſaals als oberſte Gottheit ſichtbar worden war. Nun war er anerkannt, ein Staunen und Jubeln ging über ihn los; die ſchönſten Frauen, die geckenhafteſten Hofleute und Dandys nannten ſeinen Namen in Geſchwätzigkeit und Hannerl hatte geſehen, wie er unter dem ungeheuerſten Getöſe gerufen und angejubelt, feſtlich begrüßt und berühmt in der Taghelle des Spiegelſaales geſtanden hatte. Ihr kleiner ſtiller Freund! Alle nannten ihn groß und hießen ihn den Genius, der Beethoven in deſſen

Höhen nachzufolgen imſtande wäre. Ihren kleinen Funghetto, das Pilzchen mit den ungeſchickten Hoſen! Und nun war er berühmt, belobt und beſchrien von den Schwatzhaften, heiß und ſtill geehrt von den Kennern, ſo daß ſie die Augen ſchließen mußte, wenn ſie an ihn dachte, als blende ſie ſein Licht.

Ihr Herz riß an ihr und ſchlug angſtvoll und vorlaut, noch am andern Tage und am dritten, und fortab noch lange.

Als nach dem hinreißend ſchönen Trio der Tondichter im Sturme aller Hände und Stimmen, erſchien und, umbrauſt vom Jubel dankte, hatte der Friaulaner, der unter den Gratulanten herandrängte, Schubert die Rechte hingehalten: „Italien grüßt Sie durch mich!“ — Aber da hatte der berühmte Celloſpieler Linke ihn mit den vor Ergriffenheit naſſen Augen angeblitzt, hatte dem übermütigen Sänger die Rechte des Meiſters entzogen und ſie geküßt mit den Worten: „Wir Muſiker können ihn nicht anders grüßen als ſo!“

Und das hatte das Mädchen geſehen. Nun brannte ihr das Herz und in ihrer Aufregung wußte ſie nicht, was es war: Reue? Neid? Liebe? Sehnſucht? Die ganzen Tage dachte ſie an ihn, ihre Ruhe war gänzlich geſtört, ihre Pulſe jagten.

Sie verſuchte ſeine Lieder zu ſingen, aber die Stimme verſagte ihr von einem gänzlich unbekannten Weh, und nur Mignons wilde Klage: „Es

ſchwindelt mir, es brennt mein Eingeweide," wiederholte ſie oftmal, oftmal am Tage und zur Nacht.

— — — — — — — — — — — — —

Schubert ſelbſt war von dem Ereignis jenes Feſtabends, zu dem ſeine Freunde faſt ohne ſein Zutun gerüſtet hatten, ſo ſehr überraſcht und überrannt, daß er ſelber kaum zur Faſſung kam. Er hatte nie recht daran glauben wollen! Hatte doch vor einigen Tagen eine neue Enttäuſchung ihn getroffen, als der Muſikverein ihm die kürzlich vollendete Symphonie, die himmliſch ſchöne, als zu ſchwierig, zu lang zurückſandte! — Und nun doch! Ehe er noch recht daran dachte, daß ſein Konzert Wahrheit werden ſollte, war es auch ſchon da. Auf Abſagen und Hinderniſſe gefaßt, nahm er den Tag kaum recht ernſt: er war ihm aufregend, unangenehm und hoffnungslos.

Und nun heller Lichtglanz, ein gedrängt voller Saal, Erfolg auf Erfolg, Jubelſturm und hundert Menſchen, die ihm vor Dank und Begeiſterung faſt die Arme ausriſſen.

Die Freunde hatten den halb Bewußtloſen dann in eine Weinſtube gezerrt, es hatte Triumphreden, verwegene Prophezeiungen und viel, viel Champagnerwein gegeben und den ganzen Abend war er wie im Traume. Es wogte hochauf und

hochab in ihm, er ſah immer noch den gewaltigen Vogl und hörte ihn hinreißend ſingen, ſah ſeine braven Muſiker, die verwirrend ſchönen Frauen in ihren hellen Kleidern, die Vornehmheit der Herren, und trotzdem: ſolch ein Sieg über all dieſe, welche toll waren wie beſchenkte Weihnachtskinder.

Er ſchlief dann, bei Schober, in dieſer Wolke von Roſen, Klang, Schönheit, Freude und Ruhm weiter, hatte während der ganzen Nacht ein großes, wirres, bilderreiches Glücksfieber und erwachte am andern Morgen betäubt, mit leiſe mahnenden Kopfſchmerzen, aber lächelnd in der Erinnerung, daß das Unglaubliche wahrlich ſtattgefunden hatte. Sein Ruhm war vollkommen.

Der gute Schober ſtürzte, ſobald Schubert ſich regte, aus ſeiner Stube herüber, noch in Hemd und Hoſen, das Handtuch ſchwingend.

„Hurra, hurra: biſt du wach? Draußen ſcheint die herrlichſte Frühlingsſonne, ſpring' aus dem Bett. Und horch' auf, Schwammerl. Weißt du, was es für dich abſetzt? Der Kaſſenbericht iſt gekommen! Na?“

Schubert, der wie gewöhnlich mit den Brillen geſchlafen hatte, fuhr aus dem Bett und ſaß ſtracks da, die Beine am Boden, die Hände in leichter Nervoſität an der Brille umherſchiebend.

„Dreihundert Gulden am End'?“ fragte er.

„Achthundert. Schwammerl: über achthundert bare blanke Gulden! Herzenskerl, du biſt die Juden

los. Und du bist Herr und Gebieter der Häuser Haslinger, Diabelli und Artaria. Du bist einer der größten Leute von Österreich, und das ist mehr als die paar Dutzend Silberlinge. Auf, auf. Wir gehen einkassieren und dann einen Ausflug machen!“ Und glücklich lief Schober wieder an seine Toilette.

Schwammerl aber legte sich vergnügt wieder ins Bett zurück, zog die Beine ein, die Decke über, kreuzte die Arme hinter dem rundwolligen Kopf und sah lächelnd zur Zimmerdecke.

Aber ihm schwebte die kerzenhelle Erinnerung, das Konzert: Glänzend, prächtig, voll, erregt, farbig, wie nur je eines dieser Wiener Ereignisse. Was für schöne Leute da zusammengekommen waren! Dieser Aufwand an Bedientenschaft, Wagen und Sänften unten auf der Gasse. Da mußte ihm ja der ganze Adel von Wien zugelaufen sein. Und die berühmten schwerbehäbigen Bürgersfamilien; alle waren sie da. Und diese Weiber: mein Gott, diese Schultern, diese Arme und die zarten, schmalen Hände mit den Fächern. Und was für süße Gesichter, für nachdenkliche, träumende, liebe Augen. Schön waren diese Wienerinnen, betäubend schön!

Der junge einsame Meister schloß in verworrenem Taumel die Augen und durch sein Herz ging der Siegeszug dieser überwältigenden, gesammelten Schönheit. Er dachte an ein Köpfchen

nach dem andern, wie er ſie geſtern im holdeſten Traume verſunken angeſtaunt hatte; er fand kein einzelnes ſo heraus, daß er all die Wucht und den Aufruhr ſeiner ſtürmiſchen Sehnſucht auf dieſes eine hätte werfen können, denn er war in alles, in alle verliebt, verliebt.

Zurückgeworfen lag er da, mit geſchloſſenen Lidern und hatte Deckengemälde über ſich, wie kein Maler ſie noch je vermocht hatte. Schönheit über Schönheit. Und er ſeufzte und lachte und weinte vor Ergriffenheit. Jener Rauſch hatte ihn erfaßt, auch ihn: wie er jedem übers Herze ſtürzt, der weiß, wie Frauen ſchön ſein können; der ein Feſtkonzert überblicken durfte in der Stadt Wien.

Dies iſt eine Betäubtheit, die Tage, ja Wochen dauern kann, in der das überwältigte Herz nicht mehr ein Weib zu lieben vermag und nichts einzelnes begehrt, ſondern in der Fülle der Schönheit rettungslos auf und ab wogt wie ein Schiffchen bei hoher See; dies iſt das Gift, das ſo hold zu überſchleichen weiß und ſo ſchwach macht, und weshalb einſam herbe, abgewandte Männer unerhört ſelten ſind in der allzu ſchönheitreichen Wienerſtadt.

Und denen, welche dennoch einſam zu bleiben vermögen, ſtarrt das Herz in ewigem Kampfe und will ſich oft gegen den ſtolzen Willen wenden, nach den Sälen mit den Lichtern und den Juwelen,

wo sie versammelt sind, die sanften Augen und die perlweißen Schultern, die den Mann unnütz aber glücklich machen.

— — — — — — — — — — — — —

Zweimal, dreimal mußte Schober den verlorenen, verwirrten Freund anrufen, bis dieser ihm folgte und auf- und der Welt zustand.

Es begann eine verlorene Zeit für den jungen, verschlossenen Meister, in dessen Adern jenes zehrende Weltgift geronnen war. Er war nicht mehr, der er bisher gewesen. Nur sein Leichtsinn war freilich der gleiche geblieben; ja der wurde nun noch viel lustiger, seit so viel Geld da war, wie der arme Musikant es weitaus nicht gewohnt war. Er warf's kreuzfidel nach allen Seiten hinaus und Schuldenzahlen wurde nur nebenher geübt. Aber die Leute grüßten ihn nun oft auf der Gasse; da nahm er schönere Westen, spitzenreiche Krawatten, ließ gleich ein halbes Dutzend neue Röcke schneidern und hielt was darauf, daß fortab die Hosen sich nicht mehr schoppten wie eine Ziehharmonika. Schubert wurde fein; so fein er's nur vermochte, bei seiner ewigen Zerstreutheit und Musikverlorenheit. —

Hannerl sah das alles mit großen, staunenden Augen. Von der netten Kleidung des nach seinem Triumphe Wiederkehrenden nahm sie mit

ſtürmiſchem Jubel Kenntnis. Nun ſah er wahrhaft präſentabel aus, als er durch die Türe trat.

„Nein, Maeſtro, ſind Sie aber ſchön! Und die prächtige Haltung! Iſt das nur, weil der Frack ſo gut ſitzt, oder iſt es der Ruhm?“

Dann erinnerte ſie ſich an ſeinen Glanz und rief ſtolz und glücklich aus: „Denn nun ſind Sie ja ein großer, großer Mann.“ — Sie trat nahe zu ihm und fügte mit zitternder Stimme hinzu: „— mein kleiner Freund und Meiſter.“

„Jetzt laſſen's die dalketen Redensarten, Fräul'n Hannerl, und ſagen's mir wieder Schwammerl,“ beruhigte ſie Schubert. „Sind's denn verrückt?“

„Ach ja,“ ſagte das Mädchen kläglich.

„Warum denn?“

„Weil ich's jetzt geſehen und mitgemacht hab', wie großer Ruf und Ruhm iſt. Was iſt denn das biſſerl Beifall, das bisher ich anhören hab' dürfen? So muß es ausſehen; ſo wie unter den Fenſtern des Muſikſaals bei Ihrem Konzert: Wappen, Kronen, Gallonierte, Livrierte, prachtvolle Viererzüge . . .“

„Hm. Das iſt alſo das Künſtleriſche?“

„Ach, gehen Sie mir. Es iſt doch das Große, das Berauſchende an der Kunſt, was Sie auch ſagen mögen, dieſes Gedräng', dieſe Erregung, dieſes Beredet- und Bejubeltſein. Ich möchte mitten drin ſitzen, oh, oh: Ich möchte auch einmal

ſozuſagen in Champagner baden! Schubert, gehen Sie mit mir durch oder ich muß allein in die weite Welt!“

„Aber, Mäderl, nur keine Dummheiten!“

„Ich will Dummheiten machen! Ich will,“ ſchrie ſie. „Sie brauchen ja nur geſcheidt zu ſein. Oder iſt es nicht die größte Dummheit von Ihnen? Da, da ſtehe ich und Sie können mich haben, ganz: mit Haut und Haar. So ſchauen Sie; ſo rühren Sie ſich; ſo mucken Sie, ſo reden Sie! — — Bin ich nicht hübſch?“

„Ach, ja; ſehr. Sehr!“ ſeufzte Schubert.

„Sind Sie nicht in mich verliebt?“ rief ſie ungeduldig.

„Hannerl — — —“ rief er und atmete tief. Dann ſagte er: „Aber das iſt ja verrückt. Es kann nicht ſein und darf nicht ſein. Ihr Vater iſt mein Freund. Er hält mich für wen und ſoll nicht wieder glauben, daß ich ein Lump bin, — — — wie ſchon früher einmal . . .“

„Ja, da hat er Ihnen die Reſi abgeredet. Und wollen Sie's ihm nicht heimzahlen? Franz: Ich frag' nicht mehr! Nie mehr, wenn Sie nicht augenblicklich wiſſen, ob Sie mit mir wollen oder nicht.“

Aber über das angſtvoll kämpfende Herz war ſchon der Name der nie vergeſſenen Jugendgeliebten geſunken. Schubert nahm ſeinen Zylinder.

„Ich geh', weil ich nicht ſchwach werden darf, Hannerl," ſagte er gefaßt. „Und Sie, Sie lieben nicht mich, ſondern den Glanz und den Ruhm. Das iſt alles. Hab' ich recht?"

Sie wandte ſich in Zorn und Aufregung fort und war blaß geworden.

„Adieu," ſagte er leiſe und ging.

Die Tür klappte zu. Einen Augenblick horchte ſie. Dann ſchoß ihr das Blut in die Wangen, ihre Augen blitzten. Sie riß das Fenſter auf und beugte ſich in den Hof hinab. „Domenico!" ſchrie ſie. „Domenico! Furlani! Maeſtro Furlani!" Dann ſank ſie mit einem Seufzer, der ſo wild wie ein Schnauben oder ein Schrei war, in ihr Sofa und wartete. Daß der andere käme!

— — — — — — — — — — — — —

Den ganzen hellen April lang hatte Franz Schubert vollauf beides, was zum luſtigen Tage gehört: Geld und Leichtſinn.

Das einzige nagte in ihm: Die Verführung, die nahe an ihn getreten war; mit ihr, der Schlanken und brennend Sehnlichen; die, von ſeinem Ruhm zu ſinnloſer Ehrſucht verwirrt mit ihm in die Welt hinaus wollte. Ob er dennoch zugriffe? Nein. Ob er zum Vater hinginge und um ſie als Frau bäte? Nein. Ob er Freund Tſchöll warnte? Nein. Nichts tun, nichts wiſſen; ver-

geſſen, was ihn verführen wollte und der Welt des brennenden Blutes fremd bleiben. Denn ſie, die andere Welt, die endloſe Blauweite ſtand ja wieder ſo weit offen! Hinaus und hinein in die Arme des ewigen Gottes! „Und vergeſſen ſoll ſie ſein,“ fügte er hinzu, „die dritt' und letzte aus dem Dreimäderlhaus, dem verflixten und verhexten!“

So lief er oft in die Wälder und Hage, die voll Dranges ſtanden und war unruhvoll, vielſpältig! Und oft auch rannte er in den platten Tag und in jenes Leben, das andere Glück und Genuß nennen und das auch er ſich nun kaufen konnte. Den ganzen neckenden April lang hatte er Geld.

In jenen Tagen wurde Franz Schubert viel luſtig geſehen mit Freunden. Und mit Mädchen freilich auch; zu Nacht, wenn ſeine Luſt zu verzweifeln begann. Dann vergaß er, wie billig dieſe Liebe war. Aber faſt ſein ganzes Weſen enthüllte ſich in jenen Tagen, da er das große Los, das ihm nun alljährlich gezogen werden ſollte, den ſicheren Ertrag ſeines Konzertes, verjubelte. Dieſes Weſen glich in der drangvollen und vor Fülle faſt desparaten Entladung einem weitverzweigten Blitz; es fuhr nach Aufgang und Niedergang, griff feurig nach aller Welt, wollte entzünden und freſſen wohin es kam und verziſchte in der Endloſigkeit der Nacht.

Wie ſagten ſie von ihm, die ihn kannten?

„Er war derbſinnlich und zart, genußliebend und treuherzig, geſellig und melancholiſch, beſcheiden und trotzig, aber offen und kindlich in all den Äußerungen dieſes Weſens!“ Ein Menſchenkind, ein ganzes, — und überirdiſch nur in ſeinem Verlangen und in der Sprache, die ihm dazu gegeben war.

Dieſes Tummeln im allgemeinen Bach, das er wie das Bad lärmender Jungen mitmachte, erfreute ihn zuerſt aufs köſtlichſte. Es war Erholung, erquickender Gegenſatz, und Geld ausgeben zu können das war prächtig. Nach dieſer Zeit ſah er wohl öfter nachdenklich in ſich hinein und ſagte mit dem verborgenen Ernſte in ihm, der bisher zu alledem ſo ſeltſam ſchwieg: „Es iſt nicht recht, ſo dumm zu tollen; ich weiß es. Aber nur ein paar Tagerln noch. Nur noch eins!“

Jedoch es wurden wieder mehrere Tage und eine Woche. Immer öfter ſah er nachdenklich nach ſich ſelber zurück; nach ſeinem innigen, innerlichen Weſen, das weiß Gott wo in der fernen Tiefe zu ſtehen und traurig zu warten ſchien, bis er zurückkäme. Vormittags arbeitete er wohl wie ſtets: Aber es waren Märſche, Walzer, Ekoſſaiſen; freilich von unverwüſtlicher Friſche, hell, vielfältig, wohllautend und ſtark wie dieſes Leben im Frühling: mitten unter Freunden und manchmal an jedem Arm ein Mädchen! Diesmal brannte die geheime Flutwelle dieſer wunderſam erregten Er-

weckungsperiode — vom März bis zum Mai — wenigstens nicht so wahnwitzig in ihm.

Aber sie wandelte sich zu anderem Verlangen.

Es geschah zuerst, daß er sich von den Mädchen wegsehnte, mit denen eine flüchtige Bekanntschaft ihn verband und von denen er auch leicht loskam. Sie gingen sogar leichter und sorgloser ihres Weges als er, der nach solchen wilden Wegen, so sehr er sich ihrer beim Weine rühmen mochte, in das Gefühl einer tiefen Unerfülltheit versank. Es war so nehmensunwert, so die liebe Lebenszeit entehrend, was er da statt Liebe nahm und gab. So tief bedrückend. Und aus der größten Niedrigkeit seiner jungen Tollheit schwang sich die wohllautendste Sehnsucht empor, ein wehmütiges Begehren nach Reinheit.

Und von der leichtfertigen Liebe dieser Putzmamsellen und Kellnerinnen, die er zwar nicht mit Gelde, wohl aber mit einem lustigen Zechabend oder einer Wagenfahrt ins Grüne und lachender Geselligkeit gekauft hatte, verlangte ihn zurück nach der himmlischen Liebe: dem überdrängenden Gottesgefühl das er besessen hatte und mit dem er trotz alles Wehes reich gewesen war. In ihm allein ruhte die rechte Liebe: die, die ihm zugemessen war. Und aus einem Leben, das für ihn nicht gemacht war, aus einer Partie in das Land der tausendfältig Irrenden, die für den Tag geboren sind, suchte und ruderte er nach sich selber zurück

und nach dem mächtigen Feiertage seines Gottesgefühls.

Nur wieder sich selber gehören: nur wieder daheim sein: Dort, wo das Leben entbehren mußte, um zum Kristalle der Sehnsucht zu werden. Denn geschaffen war er, ein Symbol göttlich leichter, göttlich inniger, göttlich geordneter Schönheit zu geben, und in all die Süßigkeit den bittern Wurm zu legen, der sich wider diese Welt windet. Die Mahnung, die er ahnte wie kein anderer.

Eben er, das tagleichte Wiener Kind voll reicher Fülle.

So rang sich sein Wesen nach dem Schwärmen wieder in die Tiefe, wie das Insekt im Herbste, das hinunter muß unter die vielfältige und holdblühende Erdrinde, fort von den Bäumen, Blumen und träumerisch wehenden Gräsern der Wiese in jene dunkelbraunen Tiefen, welche der Frost nicht erreicht, um dort ihr neues Leben zu bereiten: jenes Stückchen an der Unsterblichkeit, das ihnen zugebilligt ist, indem sie ihr Ei legen.

So rang auch er sich den Tiefen der Einsamkeit wieder zu, um zu tun, was er allein von Millionen konnte und mußte, und was ihm Glück gab.

Nicht ohne Rückfälle nach den bunten Farben der besonnten Oberfläche geschah dies, und von einer köstlichen Rezidive soll noch erzählet sein.

Derer trug die Schuld der erste Mai, der zu

Wien in alten Zeiten ein Tag des ſiegreichen Lebensgenuſſes war wie kein anderer. Ein Auferſtehungsfeſt des lieben Truges und der wonnig getäuſchten Jugend, der Farben, der Moden, der Herrſchaften und Baarſchaften und Liebſchaften, des Hofes und der Schauluſt, kurz aller Sinnlichkeiten der bunteſten Oberfläche des Lebens.

Der erſte Mai im Prater! An dem ſich die nie Erlöſten, die ſich nur aneinander ewig erlöſt fühlen und ſich für die Blüte und Trefflichkeit des Lebens halten, bloß weil ſie bunt und ſorgenfrei ſind, dem erfreuten Volke zur Schau ſtellten; gewiegt in köſtlichen Wagen, ſchwimmend in Tüll, Seide und Blumen, lieblich betörte Jugend und eitles Alter, neben- und nacheinander, alle aber ſehenswert, beneidenswert und ſchön; eine Parade des Lebens das obenauf iſt, ohnegleichen!

„Du, das machen wir einmal mit," hatte Schober zu ſeinem Freunde geſagt. „Wer in Wien etwas gilt muß ſich da ſehen laſſen können und in Erinnerung bringen. Die ſchönen Frauen werden ſich anſtoßen: Aha, unſer Schubertl vom Konzert her! Schön, daß er heute zu uns kommt. Und du wirſt ſie alle wieder ſehen, die dich berauſchten und entrückten. Du wirſt abermals den Duft des Glückes, der Jugend und Schönheit haben und die wunderbaren ſanften Augen werden dich wieder um Glück und Seele fragen, die du ihnen geben kannſt, du Reicher!"

Praterfahrt

Da nahmen die Freunde den leichteſten, grazilſt gebauten Wagen, der zu erhalten war, taten ſich Veilchen und Maiglöckchen ins Knopfloch und der Kutſcher trug ſogar eine rote Roſe auf hochgelbem Frack. So fuhren ſie von der Bäckerſtraße, umwundert von armen Zurückbleibenden der Alltagsnot, in die lächelnde, nickende Welt des Gelingens hinein, durch die Jägerzeile in den vollen, brauſenden, feſtlich durchdrängten Prater, um in der Hauptallee das Paradies der Erfülltheit bis zum Luſthauſe zu durchfahren, eine Meile weit beinahe hin, zurück, hin und abermalen zurück, daß die Sinne wirbelten.

Erſt raſte der Fiaker und ſuchte zu überholen, was möglich war; damit man merke, er führe Herrſchaften. Im Rückfahren trabte er ganz gemächlich: man ſollte ſich nun auch kennen lernen.

Und die Freunde ſchauten unter Hüte und Blumen, unter Duft und loſe Stoffe und Farben in Schönheit und wieder Schönheit hinein, oder doch, wenn dieſe einen Augenblick mit Alter wechſelte, in lächelnden Sieg. Oder wenn Großgewerksleute oder Bankiersfamilien kamen, in luſtig knallenden allerneueſten Triumph, der nur noch Zeit und Generationen brauchte, um fein, ſtill und ſchön zu werden. Die ſchönen Frauen guckten und hoben die Hälſe; Schober, der überallhin bekannt war, grüßte und winkte, die reizenden Köpfchen nickten

und lächelten immer wieder, dutzendmale ſtieß der Freund den glücklich duſelnden Schwammerl an, er ſei erkannt worden: bald mit einem aufleuchtenden Blick, bald mit leiſem Aufſchrei, bald mit neckendem Zuruf und bald mit überraſchtem Emporſetzen und Umſchauen: was!? Der gehört auch ſchon zu uns?

Dann riſſen ſie beide wieder die Hüte von den Köpfen und grüßten in fröhlichem Schwunge den Kaiſer Franz, welcher heute mit ſeiner Tochter, Kaiſerin der Franzoſen von einſt, der breit in die Welt hinausblühenden Maria Luiſe da war. Ein herrlicher Viererzug weißer Vollblutpferde. Und der Kaiſer, trotzdem er alles gebändigt haben wollte, was nicht blanke Freude der Oberfläche war, war ein Kaiſer; ein Ganzer, Hochherrſchender, Kühlüberſchauender, mit ſeinem weißen, ehrwürdigen, hohen, dünnſchaligen Alteraffenkopf.

Und Erzherzog Rudolf, der zu Schubert ein leiſes, hoffnungsreiches Lächeln hinblinzte. Nun freilich, da Beethoven tot war! Und dann kam Metternich, lächelnd zurückgelehnt in ſeinen Glanz und ſeine Macht, ein dünnes Bein übers andere: ſouverän im Kreuzgeziſchel und den lauernden Blicken der Hunderttauſende, die er bändigte.

Gentz! Ganz den ſchönen Frauen gehörig. Sedlnitzky, mißtrauiſch und verlegen lächelnd, aber auch er war da und wagte, ſich ſehen und beneiden zu laſſen. Und dann wieder roſa und

elfenbeinweißer Tüll, kleine Sonnenschirme oder große Guckerlukuhüte, Schultern schlank und rund, bräunlichblaß und perlweiß, Reiter im Frack, alte Herren mit Zylinder wie Palmkübel, junge Hofmacher in, neben den Wagen, steifstolze Kutscher und Bediente vorn und hinten, und dazu in den Alleen rechts und links das Gedränge der Wiener. Gassen von Gesichtern, gekreuzte spanische Reiter von gaffenden Sehstrahlen; Neid, Ehrfurcht, leiser Spott, ehrliche Schaulust, Familiengefühl nach all dem Glanze hin, herzliche Teilnahme und frohgrüßende Blicke, alles das in verschiedenster Mischung, unter Schirmen, Hüten, Fächern, farbendurchrollt, wandelnd, sich stauend, stockend und immer, immer erregt und festtäglich.

Und die Sonne durchwärmte alle Farben, schoß zwischen den Blättern Koketterielichtlein über das Wagengedränge, spielte, zitterte mit wechselnden Schatten und segnete das ganze Bild des Lebens und der Lust, so daß dem kleinen Musikanten das Herze hochauf schwoll, als gehöre er selber mit zu den leicht Lebenden und den Herrschaften. Wie im Taumel, wie im Rausche ließ er sich auf und ab führen, erkennen, belächeln und er grüßte nach allen Seiten mit stiller, gehalten sittlicher Würde.

Er machte sich sehr gut, und selbst der Adel freute sich, daß Franz Schubert mit dabei war.

„Nun kommt er doch," hieß es. „Das kleine Rauhbein ist auch kaptiviert. Mein Gott, man braucht so erquickende Originale. Werden sehen, wie er sich weiter präsentiert."

Ja: nun war Franz Schubert eingeführt und gutgeheißen von der großen Welt, und den Nachmittag und die Nacht noch war er voll von den Farben und der Schönheit dieses Tages.

„Und was nun?" fragte er sich am andern Tage, und fuhr in seine Taschen.

Seine Mittel langten noch gar wohl, solch ein Leben wie in den letzten Wochen samt einer Praterfahrt vierzehn Tage fortzusetzen. Sollte er's noch mitmachen, solange? Und was war er dabei? Was galt er für sich selber dabei?

Hm. Diese paar Dutzend Gulden, die übrig waren, würden wohl auch dafür auslangen, einen ganzen Sommer Kost und Station hoch oben im Häuschen am Waldrande des Schafbergs zu erhalten. Göttlich überlegen über der triebvollen Stadt; heilandsmäßig schlicht — und billig!

Er schwankte gar nicht. Es riß all seine Sinne saugend nach einwärts, in sich selber zurück, ins Tiefe, Versunkene. Und er trug sein letztes Geld zu Philemon und Baucis auf den Schafberg und kaufte sich dort für den ganzen Sommer frei.

Das Wenige, was ihm nun noch übrigblieb,

hörte man kaum, in schüchternem Geklimper verloren, im Rausche der Hosentaschen.

Aber am dritten Mai, da tat er sichs an und kaufte sich eine Knackwurst, ein Stück Brot und einen Schluck Wein und ging abermals in den Prater. Trotzig und zu Fuß, durch die Hauptstraße bis zum Lusthaus, aber dann selig erleichtert in die Gründe der Freudenau, wo die Wildenten in den stillen Schilfwassern ihre rudernden Jungen führten und in Alleen, durch die über tiefschattigen grasbewachsenen Straßengrund kein Wagen fuhr, während ihre mächtigen Baumwände mit Millionen blühender Kastanienkerzen zum Himmel strotzten.

Da war es weich und kühl und versöhnt!

Er brauchte jene Augen nicht, die ihm Gnaden aus der Welt der Handschuhe zuwinkten, und nicht das Getriebe und Gedränge derer, die sich vorlügen, obenauf zu sein.

Obenauf war er, arm wie er wieder war! Denn das heutige stolze Hochblühen seines Herzens war viel, viel schöner noch als die ganze Praterausfahrt. Um ihn sang und schallte es, in ihm sprangen wie hundert Brunnen seine Melodien und eine Lust, eine Leichtigkeit und Freude zu leben wuchs wie aus seinen Stiefeln in die ganze Persönlichkeit empor, daß der kleine, gestrammte Mensch glaubte, er platze vor Glücksgefühl.

Er lachte vor Freuden wie man ſonſt nur über einen herzlichen Scherz lacht.

O Glück und Lob der Armut! Endlich, endlich wieder das allzu viele Geld los ſein das ihn ablenkte, hinderte, an jedem Zufall feſtkleben machte und ihn ganz verſchändet hatte! O Glück und Lob der Bedürfnisloſigkeit, der paradieſiſchen! Nun war er wieder Er ſelber; und was für ein Staatskerl!

Das war einmal eine Sommerszeit, die hatte Früchte hundertfach. Schubert war ſo froh und vogelleicht, ſeit er dem Irrtum dauernden Genuſſes entronnen war, wie kaum in den beſten oberöſterreichiſchen Wandertagen oder in den Zeiten der treuherzigen ſteiriſchen Geſelligkeit. Während die Alten auf dem Schafberge ſein Zimmerchen für die Tage nach der Heumahd richteten, genoß er ſchon in der kühlſchattigen Stadt das Werden jener ſechs heiligen Wochen der Zeugungsblüte die vor Sonnwende ſtehen. Alles in ihm war Erfülltheit, alles himmliſche Leichtigkeit der Reife, die von ſelber da iſt. Und hatte er ſich bis nach dem Mittag im Glücksgefühle ſeiner Unerſchöpflichkeit verſprudelt, in gedrängten, ſelig hingehafteten Noten, dann ging er mit einem höheren Mute und einem beglückteren Stolz zum Haidvogel durch die Gaſſen mit den Paläſten der Großen dieſer Welt, als alle dieſe, zuſamt dem Staatskanzler, in ihren beſten Stunden kannten. Er verſpürte es

oft gar nicht, daß er ging; er war ſich wie eine dahinrauchende Wolke, ſo körperlos, vor lauter Ideen! Und wenn dann das gemütliche Lokal, in dem gleich ein paar Gitarren und noch mehr große Tabakspfeifen von Stammgäſten an den Wänden hingen, ihm den Überſchwang jener Welt herunterſtreifte, da ſetzte er ſich feſt und geſund in dieſes Leben auf ſeinen Erbeplatz und ließ ſich die Suppe und das köſtliche Rindfleiſch mit Kohl und geröſteten Kartoffeln zuſamt dem Seidel Bier herrlich ſchmecken, ein Mahl wie er es ähnlichermaßen täglich genoß und ſtets um ſechzehn Kreuzer Wiener Währung, alles miteinander, ſamt einem Kreuzer Trinkgeld! Und ihm, der kurz vorher manchen geſelligen Gulden nach ermüdendem Gelage vielen andern nachrollen hatte laſſen, quoll das Herz ſaftig vor Vergnügen über die eigene Genügſamkeit und die liebe Billigkeit dieſes Lebens, das mit all dem erſt recht ſchön wurde!

So lebte er mit lachenden Backen und freudvollen Augen in einer Zeit, in der ihm ſonſt vor Sehnſucht nach der freien Weite die Seele im Leibe rebelliſch worden wäre. Selbſt daß er bei dem beſcheidenen Zufluſſe ſeiner Honorare, die einzelguldenweiſe herbeiſickerten, nicht zu den rufenden Grazer Freunden wiederkehren konnte tat nicht ſehr wehe. Denn ſobald die Schmerzen der Sehnſucht aufbrachen, wie rote Knoſpen, waren ſie auch ſchon Ton und Erlöſung geworden.

Für die zudringliche Welt war Schuberts Adreſſe in jenem Sommer in Währing, bei Schober. Er ſelbſt aber wohnte ſelten dort. In dem Häuschen am Schafberge, wo die ſchlanke Weinſtange mit dem Föhrenbüſchel über ſpitzem Strohgiebel vor dem Himmel gaukelte, dort brachte er ſeine allermeiſten Tage zu, gänzlich verſteckt wie ein Flüchtling und dort begann des Sommers beſte Reife. Dort war die tiefſte Beſeeltheit zu Hauſe, die es in jenem Jahre nicht nur über der Stadt, ſondern vielleicht auf der ganzen Erde gab. Sicherlich war kein andrer Menſch ſo ruhgemut glücklich, als Franz Schubert in dem Giebelzimmer bei den beiden alten Leuten, deren kleine Weinwirtſchaft er nur an Sonntagen floh; gegen Weidling am Bache zu, wo die große, kühle Mühle war oder noch tiefer in den Wald hinein, der ſo endlos nach dem Weſten griff.

Freilich, Schwind war ſchon wieder fortgebrauſt. Der hätte ſich über das Einſiedeldaſein gefreut, hätte vielleicht wohl gar mitgehalten. Aber der luſtige Maler gehörte ſchon wieder der weiten Welt, der äußerlichen freilich, ſo hinreißend ſchön ſie war. Dem Muſiker jedoch ward die innere in jenem Sommer zuteil wie nie zuvor. Er fraß ſich in Arbeit wie ins Schlaraffenland hinein und ſeine Gier vergaß die Mittagsglocken und den Ruf der alten Leute, ſo groß war die herrlichſte der Verſunkenheiten. Dieſe vor Glück zitternde Raſerei des Eindringens

und Findens wurde immer erregter, je mehr der Sommer zur Hochglut gedieh. Wie ein Schweißhund, der auf der Rotfährte des krankgeschossenen Hirsches sich in die Leine legt und reißt und zerrt und vor Aufregung an allen Gliedern zittert, je näher er an das Wundbett des Verblutenden gelangt, so stachelte sich seine wahnfrohe Lust am Schaffen in jenen tödlich heißen Tagen zwischen Juli und August mehr und mehr. Er ließ sich sein bißchen Essen neben die Arbeit bringen, sah hin, vergaß es, und weiter flog die Notenfeder. Dann nahm er einen Bissen, einen Schluck, die Augen auf seinen Schatz eingestellt, besserte da und dort und versank sogleich wieder ins Schwellen der himmlischen Musik, weit fort von Essen und Trinken. In den Tagen, da die andern Menschengesichter braun wurden, verblaßte das seine vor schüttelnder Aufregung und vor dem Fraß der zehrenden Ideen.

Die alten Leute hätten beinahe Den nicht mehr erkannt, der fast stets nur herausgekommen war, um bis über alle Maßen zu zechen und dann in einer verheimlichten Dämonie vor sich hinzulächeln. In den Stunden wo die Sonne fast senkrecht über der empfängnisbetäubten Erde stillehielt und im eigenen Glaste trunken oben festzuhängen schien, da schlief doch sonst alles. Der Wind schlief und es schliefen die Hühner. Die alten Leute schliefen und unten die Stadt. Ja die Zeit hielt

Grinzing

inne, ſchien es. Er aber, der Kleine, Aufgewühlte oben im Giebelzimmer, er keuchte vor dem Anprall ganzer Geſchwader von Einfällen, die er gar nicht alle aufzufangen vermochte. Dachſtubenhitze war in ſeinem Zimmer und zerglühte alles Leben zu Traum. Bis auf die dicken Brummfliegen, die wieder gänzlich verrückt wurden und ſich in verzweifeltem Wahnſinn die dicken Köpfe an den Fenſtern zerſtießen. Aber die erhöhten gerade das volle Geſurre ſeines Hirnes. Nichts war ſonſt, als dieſes tolle Brummſen, dies tiefzornige ſommerliche Anprallen an die Fenſterſcheiben, die der ans Jenſeits Verlorene nicht auftat, und ſeine ſchweren Atemſtöße und das gehetzte Schnarren der Kielfeder.

Ach, dies Zeugen, das ſinnloſe und doch ſo tiefe Hinhetzen nach dem Verknotungspunkte im Jenſeits: das größte und tödliche Glück brütete und brütete ſich hier zu Ende.

Zu Ende. . . . War es Angſt, was hier Werk auf Werk drängte?

Der Erntemond ſtreckte und trägte ſich dahin und es war kein Aufhören der berückenden Einflüſterungen dort oben in dem Häuschen am Schafberge. Selten kamen die Freunde, und auch die nur an den Abenden, wo dann Schober den Freund mahnte, als er hörte, daß in den letzten Tagen Schwindel und Druck im Hirn die Arbeit geſchmälert hatten. Er ſchalt:

„Du begehſt immer Ausſchreitungen: bald im Genießen, bald im Schaffen. Was ſoll das werden? Es zehrt dich ja auf. Der Sommer iſt zur Erholung da. Jenger will dich nach Graz bringen. Spaun und ich geben dir das Geld. Zahl' du es nach deinem nächſten Triumph wieder oder nach dem zehnten Konzert meinethalben, nur brich da ab und geh in die liebe, leichte Welt hinaus. Das Jahr neigt ſich und die Tage werden kurz."

„Ja," ſagte Schubert nachdenklich. „Allzu kurz."

Und er blieb oben. Als dann ſeine Mietezeit zu Ende war und üble Regentage einfielen, war er noch einige Tage bei Schober, der in die Tuchlauben verzogen war. Aber auch dort vergaß er des Lebens und wußte nichts andres als „Noten zu hetzen" wie Schober ihn vor den Freunden anklagte.

Einmal trat er, wirklich aufgeregt zu Schubert und rief ihn an: „Was zu viel iſt, iſt zu viel. Warum verfriſſeſt du dich ſo in ein Tun, das dich zerſtören muß?"

„Ich weiß nicht. Ich muß. Vielleicht muß ich zerſtört werden." Und Schubert kicherte wieder ſein eigentümliches, rätſelhaft verdecktes und gepreßtes Lachen, leiſe und ſcheu wie immer.

Und er ſenkte das Haupt und ſann über den

Worten eines Liedes: „was ziehst du mich, sehnend verlangender Sinn, hinab? hinab? — — —“

— — — — — — — — — — — —

„Du wirst doch erwachen müssen,“ sagte Schober eines Tages, als er zu dem gänzlich Versunkenen trat. „Da sind auch andere, denen du hättest helfen sollen. Warum hast du Hannerl im Stich gelassen? warum bist nicht ein einzigmal von deinem Waldberg zu ihr gekommen? Du hättest sie zu halten vermocht. Jetzt ist sie fort!“

„Fort?“ sagte Schubert noch halb gedankenlos.

„Tschöll hat dir doch allsogleich und dringlich geschrieben. Hast du doch den Brief — — —?“

„Da liegen mehrere,“ sagte Schubert betreten.

„Und alle zu, und alle gedankenlos liegen gelassen,“ zürnte Schober. „Der Vater in seiner Einsamkeit und Verzweiflung und Schande hat nach dir gerufen und du bist nicht gekommen!“

„Aber Jesus, Maria und Joseph, was ist denn geschehen?“ fuhr Schubert endlich auf. Nun erst hörte und verstand er!

„Hannerl ist fort. Durchgegangen ist sie! Mit dem Italiener, und will Sängerin oder Komödiantin werden!“

Schubert sprang empor; bleich, ganz bleich.

„Mich hatte sie vielmals ausgefragt, weil ich mit einer Wanderbühne reiste und ich erzählte

ihr — aus Eitelkeit und Erzählungsluſt — nur das abenteuerlich Reizende. Jetzt weiß ich wohl, wozu das war."

„— — — Da muß ich freilich zu Tſchöll gehen," ſagte Schubert mit tonloſer Stimme.

„Deinen Hemdkragen, die Binde."

„Ja; ſo." Und der tief Geſtörte machte ſich fertig, rannte über den Kohlmarkt gegen die Auguſtinerſtraße und nach der Gegend des Wiednertores.

Da gab es freilich niedergeſchlagenes Bekenntnis. Das Mädel hatte einen Sommer lang in verdeckter Schlauheit Geld geſammelt wie ein Bienchen ihr Winterfutter und dabei geübt, Rollen gelernt und probiert bei Tag und Nacht. Auch ſie ſo wahnwitzig, wie die Fliegen, die ſurrend gegen das Fenſter ſtoßen und in die Weite wollen. Dann war ſie mit dem erſten September, am Abende vorher oder in der Frühe, das war noch nicht auszumachen geweſen, fort. Sie hatte einen zuverſichtlichen Brief zurückgelaſſen der voll dringlich lieber Bitten war, wie ſie dergleichen ſo gut konnte: man ſolle ihr die Fahrt nach der Sonne des Südens und zum Ruhme nicht abreißen.

Aus Angſt vor Schande hatte Herr Tſchöll geſchwiegen, bis Schubert kam, und wie er in das beſorgte, gute, runde Freundesgeſicht ſah, da brach der ſtarke, ſonſt ſo behagliche Mann zuſammen und weinte.

„Kopf hoch, Freund Tschöll," sagte Schubert. „Es ist doch noch die Frage, ob Hannerl dem Welschen zugefallen ist, oder nur der Kunst."

„Ich fürchte, beiden," klagte Herr Tschöll. „Die Schmach ist nicht zu ertragen für uns beide. Mutter hat den Dienstboten vorgemacht, das Mädel wär' nach Dresden in die Singakademie gegangen, zum Herrn Mosewius, und so lügen wir weiter und berichten's den Bekannten, derweil in uns die Schande frißt."

Es war freilich das erstemal, daß im strengen Wien jener gebändigten Zeit ein Bürgerskind solch einen Extrastreich gewagt. Aber Schubert sah's nicht so schlimm an.

„Du, Tschöll," sagte er. „Hör' zu: Du! Ich wär' auch durchgegangen. Meinem Vater zuerst, dann aus dem Stadtkonvikt und später noch manchmal. Weißt du, an was es mir gefehlt hat? An Mut und Selbstvertrauen. Die, die kleine Schwarze, die hat's. Und sie braucht's. Denn bei der Komödiantin muß das Temperament nach außen springen. Bei mir brennt's bloß nach innen. Talent hat sie, Wildheit hat sie, Mut auch, was willst du? Es kann ihr nicht fehlen und der Weg, den sie macht ist eher neidenswert als zu beklagen. Geh', du wirst dich selber freuen, wenn sie als große Künstlerin zurückkommt."

„Und wenn sie als Gebrochene, als Verworfene endet und all ihr Talent ihr zu nichts

verholfen hat, als vielleicht zu einem Bankert!“ ſchrie der Verzweifelnde.

„Dann,“ ſagte Schubert bedachtſam: „Dann bleibt ihr immer noch das letzte ſüßeſte Glück: die tiefe Einkehr in ſich, die Reue und die Heimkehr in den Frieden des Elternhauſes. Die Hoffnung auf dieſes Paradies der Entſagung aber wirſt du deinem wilden Mädel doch nicht nehmen!“

Herr Tſchöll ſchwieg. Aber in ſeiner brennenden Liebe zu dem verlaufenen Kinde wünſchte er ſie ſich heimlich lieber gefallen und zurückgekehrt, als draußen in den Triumphen der Ferne.

„Geh, ſchreib ihr das,“ bat Schubert. „Wohin iſt ſie?“

„Nach Venedig, zur Mutter des Furlani.“

„Du, das iſt ein gutes Zeichen! Die Italiener hängen vielleicht zärtlicher an ihren Eltern als wir. Wenn der Fixkerl das Kind ſeiner Mutter zubringt, iſt das ein Zeichen von Ehre und Ehrfurcht; Gott ſei Dank!“ rief Schubert.

„Meinſt du?“ fragte der Vater, indem er ſich mit unbeſchwerterem Herzen aufrichtete.

„Seit du das erzählt haſt, iſt mir ſelber ganz leicht. Und liegt nicht ein Beweis von gutem Gewiſſen darin, daß ſie in den Staatsgrenzen bleibt, wo du ſie doch in der Hand haſt, bei einer Polizei wie die unſere?“

„Ein kleiner Troſt wäre das wohl; ein ganz kleiner, aber doch ein Troſt,“ ſagte Herr Tſchöll

nachdenklich. „Ich will die Mutter herrufen und wir beraten dann zu dritt. O Franzel, warum haſt du dich ſo gar nicht um das Mädel gekümmert! Dir hätt' ich ſie gegönnt."

„Mir?" ſagte Schubert erſchrocken, und ſein Herz zuckte in Reue und Verlangen auf.

Der Vater legte den Kopf in die Hände und ſchwieg.

„Du Tſchöll," ſagte Schubert mit bebender Stimme. „Das hätteſt du mir auch früher andeuten ſollen."

„Ach, nun iſt es alles eins. Warum haſt du nichts gemerkt."

„Wo du mir doch die Theres abgeredet haſt, weil ich ein armer Lump war."

„Damals warſt zwanzig und man hat noch nicht gewußt, was werden ſoll. Jetz' biſt wer und ich kenn' dein Herz."

„Tſchöll, Tſchöll," ſagte Schubert in tiefer Trauer. „Jetzt haſt du mich ſo unglücklich gemacht, wie du ſelber biſt."

„Möch'ſt ſie denn noch?" fragte Tſchöll leiſe.

Schubert ſah zu Boden. „Nein," ſagte er dann in gepreßtem Ton; „jetzt nicht mehr." Er wandte ſich und ging fort, ſo viel der verzweifelnde Freund ihm nachrief, zu bleiben, zu raten, zu helfen.

Es war das letztemal, daß Schubert im Drei-

mäderlhauſe geweilt hatte, das nun leer ſtand; gänzlich leer.

— — — — — — — — — — — — —

Schubert zog an demſelben Tage von Schober fort. In ein elendes, feuchtes, neues Haus auf der Wieden. Verkriechen mußte er ſich, wie ein wundes Tier. Seinen Bruder, der ihn dort aufnahm bat er um nichts als Einſamkeit.

Seine Sinne waren ganz und gar in Fühlloſigkeit eingegoſſen; ſein Kopf wie tot. Alle Gedanken waren, als hielten ſie den Atem an, denn das Herz ſelber lag im lebenden Leibe wie in einem Sarge und ſchien kalt und ſtarr wie ein Eisklumpen. Dieſer Zuſtand des Eingeſchlafenſeins alles deſſen was Gefühl hatte, währte bis in den Abend, die einſame Nacht, den andern Tag lange über Mittag. Auch der zweite Tag neigte ſich ſchon und er ſaß immer noch gänzlich eingeſtillt in ſeinem Zimmer. Schober hatte nachgefragt, er hatte ihm kaum mit der Hand geantwortet; müde fortwinkend.

Erſt als in dem mörtelmuffigen Zimmer die feuchten Flecke an der Wand ſich abermals in den tiefdämmerig gewordenen Raum hinaus zu ſtrecken ſchienen und als Undeutlichkeiten ineinander ſchummerten, — als es wie Wolken um ſeine Augen zog, kreiſte und ſie dunkeln machte,

erſt da begann ſein Herz wieder wehe zu tun. Denn nun kam die einhüllende Nebelflut wieder, jene gramvoll graue Veſperſtimmung, die: zwiſchen Allerſeelen und Advent! die er ſo ſchrecklich gut kannte ....

Und wehrlos ſtand ſein Herz in der tiefen Flut der tödlichen Troſtloſigkeit. Die ihn und ſein ganzes Zimmer hoch über ſeinen Kopf hinaus bis in die letzten vier Ecken der Stubendecke überſteigen und alles, alles ausfüllen konnte.

Es war nicht eigentlich wegen dem dunklen, reizvoll ſündhaften Mädchen. Es war nicht wegen dieſer drei, die an ihm vorbeigegangen waren wie drei verſchiedene Farben, welche die Augen der Liebe haben können. Es war wegen keines Weibes! Es war, weil ſeine Verlaſſenheit ſo groß, ſo ſchwerdeutlich worden war.

Freilich: auch jene drei: Die eine wäre kluge, ſtillgeordnete Erfüllung geweſen; die Alteſte: Hedderl! Immer ſorgend um ihn, ſein Leben mit zartbehutſamer Hand zurechtrückend, immer herrichtend, bereitend, voll lieber Sorge und Obhut. Und ihre Herzen hatten einander kaum geſtreift. Wie im Traum war ein Ton erwacht, der in beiden ſchüchtern aufkam ... geboren, verloren, wie das Anſchlagen einer Glocke im Wind. Sie gingen aneinander vorbei, bevor ſie wußten, daß ſie ſich nahe geweſen waren.

Die Zweite! Die gütereiche, angſtvoll Reine,

die ſo gut anſchauen war, ſo gut. Ihre Stimme war kinderherb im Timbre und dennoch ſo hauchruhig, ſo weich wie ihre ſchüchterne Seele und wie ihr Name: Heide! Dieſes Geſchöpf war ſo gänzlich Geſchenk, ſo ſehr Hingegebenheit: ein köſtliches Ding für den Mann, auf den ihr ahnungsloſes Herz wartete. Ihr Herz, das trotz leiſer Schwäche nie anders konnte als treu ſein. Das Motto des alten Liedes, des Liedes auf die deutſche Frau war wie auf ſie geſungen! „Ein getreues Herze wiſſen hat des höchſten Schatzes Preis.“ Ihr hätte er alles ſagen und klagen und geſtehen können. An ihrem ſtillen Buſen wäre Heimat geweſen! Jenes wunderbare Zuhauſeſein, jene Geborgenheit, wenn Lieb bei Liebe iſt, wo dann alles, alles gut gemacht iſt und nichts mehr in aller Welt wehe tut. Solche Heimgefundenheit kann ein treues Frauenherz bedeuten.

Die dritte aber war das heiße, raſchatmende, töricht ſchöne Leben. Sie war das Flüſtern der Wünſche, war das jähe Klopfen der Pulſe, war die Phantaſie. In die Welt des Flitters, der bunten Lappen und des Rampenlichtes war ſie entflohen, deren Augen erſt vor den Heimlichkeiten der Nacht aufſprühten und deren blaſſe Haut bei Kerzenlicht Farbe bekam. Lockung und Verführung war ſie geweſen und trotzdem hätte ſie zu ihm, ſeinem Leichtſinn und ſeiner Armut, ja zu all den Wechſelfällen ſeines Lebens, das zwiſchen lachen-

dem Schuldenmachen und brauſendem Ruhme ſchwankte, getaugt; gut getaugt, die Zigeunerin, die kleine!

Dreifach war dieſes Lebens holdeſte Gabe an ihm vorbeigeſtreift: Frauenliebe. Dreimal, und geſtreift nur. Die war nicht für ihn. Er hatte ſich nicht wert gehalten, zuzugreifen, da er ganz und gar ein Menſch war, nach dem die Dinge ſelber griffen. Er ließ ſich treiben und war wehrlos. Der Wein konnte tun mit ihm was er mochte, und was von Liebe von ſelber zuzugreifen pflegt iſt billig. Er ſtand da und wäre bereit geweſen für alle Treue und Innigkeit. Aber nur die Hände lachender Dirnen ſtreckten ſich nach ihm, griffen ihn zu ſich und ſtießen ihn wieder ab. All das holdere holten ſich andere.

Und wie mit der Liebe, ſo war es mit dem Leben ſelbſt. Er hatte nicht Glück noch Gut noch Schätzung. Heimlos und ſtets beim Mitleid der Freunde in Quartier, in einem Staate, der vieltauſend überflüſſige Ämter und Gehalte hatte, aber nicht eines für ihn. Und dennoch war er, der Glückloſe, der größte Aufſchwung und die Erhebung all jener Hunderttauſende. Er machte ihre Augen leuchten, ihre Herzen gerührt, froh und dankbar. Von ihm ſtrömte unermeßlich, was er ſelber nicht hatte und an dem ſie alle ſich ſatt tranken: die tiefſte Erfüllung, die Harmonie, das Glück.

So ſaß Franz Schubert in feuchter, tiefdäm-

mernder Stube in der bitterſten, troſtloſeſten Traurigkeit unter allen Traurigkeiten. Er ſagte nichts und klagte nicht, aber ſein Herz ſog und zog an der verdorrten Bruſt der Erfüllungen und ängſtigte ſich, verſchmachtend!

So unſagbar groß war ſein Hunger nach Erlöſtheit, ſein Gram um Unerfülltes, ſo ſchwer der tiefe Vorwurf ſeiner bodenloſen Traurigkeit, daß unter dem magiſchen Zauberwunſche dieſes Elends der Weltgeiſt zuſammenzuckte.

Es war nicht der graue Gram um Frauenliebe. Nicht der hoffnungsloſe Kummer, nichts zu ſein und zu gelten auf dieſer Welt; es war keines der einzelnen ſchweren Gefühle und Selbſtvorwürfe Franz Schuberts; es war das dumpfe Allgemeinweh der verlaſſenen Kreatur, das auf aller Erden heute am ahnungsreichſten aus jener feuchten, düſtern Stube nach Auflöſung rief.

Und es geſchah ähnlich, wie ſich Wolken und Waſſer zueinander ziehen, und ſich wirbelnd vereinigen in der ſchaurigen Entgegenſpannung zweier Magnetismen. Ihn zog es nach dem, was für dieſes Leben das Nichts heißt, mit ſehnlichen Gewalten, und ſaugte ſeine Seele nach außen. Und von jener Welt ſenkte ſich die Nacht herzu und ſtreckte ſich nach ihm wie eine Stichflamme, um ihn ſich zu vereinen.

Es war ihm eine Lampe gebracht worden. Man hatte ihn anreden, ermuntern, ſpeiſen und

weltlich machen wollen. Nein; — es war nichts zu tun an ihm. Er ſagte nichts und klagte nichts; da aber die Gewalt des wehen Fortverlangens ſo unerträglich war, ſo riß er ſich Noten aus dem Herzen, die ganze Nacht, wie man Funken aus dem Leibe deſſen zieht, der auf dem Iſolierſchemel ſteht. Ein ſchauerliches Heimbegehren ſchrie nach der großen Mutter Nacht, ein Gram und Erlöſungsringen ohnegleichen, ſo wohllautvoll die Schwermut auch ſprach.

Er dachte kaum daran, ein Werk zu ſchaffen. Man hatte zwar ein Quintett von ihm haben wollen. Ja, ja. Um ſich zu tun zu machen, ſchrieb er's jetzt auch hin. Aber das Bodenloſe ſeines Enterbtſeins, das Hingreifen nach den Händen der vielen Heimgegangenen, das Allerſeelenleid, es kroch zwiſchen alle Noten und fraß ſich an Tönen ſatt.

Die Zauberformel, die den Geiſt der Erlöſung mächtig anzog, ächzte aus ſeinem Herzen in die Nacht hinaus und rief die endloſe Endlichkeit an und die Erfüllung.

— — — — — — — — — — — — —

Und aus der Nacht ſprach es zu den Dünſten des Thanatos, deſſen Allgegenwart wartebereit in allen dunklen Winkeln, Gaſſen, Kellern, Kanälen, Brunnen und Baumſäften brütet, die um die Fliege

Schwermut

ſchwelt wie um die Tiefe eines Baugerüſtes und aus Feuer und Waſſer auffſteigt: „Umhüllt ihn ſänftlich. Er iſt ein Kind des Wohllautes.“

— — — — — — — — — — — — —

Ganz merkwürdig war, wie ihm fortab geſchah. Freudlos, ſchmerzlos. Ganz jenſeitig. Zunehmende Schwäche drängte ihn ins Bett. Selbſt da arbeitete er noch und wunderte ſich bloß, was mit ihm geſchähe.

Und alſo bereitete ſich das Ende eines Glücklichen. Als die Ärzte das ſchleichende, längſtbereite Nervenfieber erkannten, lag der liebe, ſtille Freund und Beglücker ſo vieler Herzen in Delirien, die nichts grauſiges hatten. Nur ſtets wunderlich war ihm, lächelnd ſtill, was da alles für Zeremonien mit ihm vorgingen.

Er hörte beten und roch Weihrauch. Eine Orgel begann zu ſpielen, als ſei ſie ferne. Dann kamen nicht ſo ſehr die Töne, vielmehr die Orgel ſelber immer näher; immer brauſender, immer herrlicher trotz des Schreckniſſes, daß eine Orgel fliegen konnte. Dann wahrhaftig: Die Orgel flog, dicht über ihm ſtand ſie nun und ſpielte, ſtets in der Luft ſchwebend, immer herrlicher und kühner. Plötzlich krachten zwei Schüſſe, die Orgel ſchlug weite Adlerflügel umher, überſtürzte ſich und ſauſte auf ihn herab. Er zuckte zuſammen, wie ſie kam, gerade

gegen ſeine Bruſt. Aber ſie wurde im Fallen immer kleiner. Ganz leicht tippte ſie auf ihn auf. Merkwürdig: und doch hatte ſie wie eine Büchſenkugel in ſeine Bruſt geſchlagen, ſaß ihm nun im Herzen, ſpielte aber weiter. Wunderſchön ſogar.

Schaut's, der Choral iſt nit uneben," lächelte er. „Von wem iſt denn der?"

Mehrere Menſchen lachten. Nun wußte er, daß es ſeine eigene Kompoſition war, die ihm ſo gefallen hatte und ihn immer mehr entzückte. Er horchte und freute ſich. Als Leute kamen, flüſterte er: „Still, net trampeln, ich muß zuhören."

„Aber Herr von Schubert," ſagten ſie. „Wir ſind doch beauftragt, Sie neben den Herrn von Beethoven zu tragen. Es iſt ein und dasſelbe Requiem: Für Sie beide!"

„Neben Beethoven," ſagte Schubert tief gerührt. Er war gewürdigt, neben Beethoven begraben zu werden!

Aber das Delirium zog weiter über ihm dahin wie graue Wolkenſchleier am Himmel, der lichtere Stellen hat. An einer ſolchen Stelle ſah er etwas deutlicher, daß das mit der Orgel und dem herrlichen Requiem und Weihrauch nicht ganz ſtimmen könne. Denn die ſchöne Kirche, deren gemalte Kuppelwölbung er eben über ſich geſehen hatte, fehlte nun. Die abſcheuliche Decke ſeines

feuchten Zimmers blickte ihn einen Augenblick nahe und kahl an.

Schubert erkannte seinen Bruder, der ans Krankenlager getreten war und faßte ihn bei der Hand. Ihm war ganz wunderlich.

„Du," fragte er geheimnisvoll. „Was geschieht denn mit mir?"

„Du bist doch bei uns, in deinem Bett. Halt' dich nur still und brav. Willst du einnehmen? Der Arzt sagt, daß du sicher gesund wirst."

Franz sah den Bruder an. „Du irrst," sagte er dann langsam, bedeutsam. „Du irrst. Hier liegt Beethoven nicht."

Dem armen Ferdinand wurde schauerlich zumute und er bat den Arzt herbei: Der Bruder denke beständig ans Begrabenwerden, neben Beethoven. „Trösten Sie ihn doch, das ist ja schrecklich," klagte er.

Als der Arzt mit kühler Hand an die Stirne des Fiebernden griff, erkannte ihn Schubert und sah ihn zufrieden an: ganz ruhig, ganz schmerzlos.

„Was ist Ihnen?" fragte der Arzt.

Da griff der Ahnungsreiche an die Wand neben dem Bette, als schreibe er eine Grabschrift und sagte tief ernst: „Hier, hier ist mein Ende."

Und ehe die bestürzt herzukommenden Freunde ihm das ausreden, und ihn, wie sie meinten, trösten konnten, wurde das Ziehen der Wolken, die ihm diese Welt verschleierten wieder dichter

und dichter, alles was wirklich war, verſank und verſchwand, und leiſe, anſchwellend und immer ſtärker und herrlicher begann wieder die Orgel zu ſpielen. So ſchön, o ſo unerträglich ſchön, daß er einmal über das anderemal aus dem Bette wollte, um es aufzuſchreiben.

„So laßt mich doch! Ich bin ja geſund. Ich muß: es iſt zu ſchön! Zu ſchön! O mein Gott,“ flüſterte er dann und lag wieder ſtill, mit bebendem Herzen und freudenaſſen Augen, horchte und war tief ergriffen. „So herrliche Muſik hab' ich mein Lebtag nicht gemacht. Na, die Wiener werden ſchauen, beim nächſten Konzert! Und die Hannerl. Die geht noch weiter durch als diesmal.“

Und die ewigen Harmonien ſäuſelten bald, bald brauſten ſie, ſo unſagbar herrlich, daß Franz Schubert gar nicht bemerkte, wie Freund Hein an ſein Bett trat.

— — — — — — — — — — — — —

Gott hatte ihn lieb. Er hatte ihm ein ſeligvolles Herz geſchenkt, und die Kraft, ſich der Harmonien ſeiner Himmel auf Erden zu erinnern. Ein liebes, herzliches, gutes Kind hatte er in ihm geſchaffen, voll Fähigkeit zur Freude, und nach dieſer Glücksgabe hat er ihm lächelnd alles Zuſtrömen der Erfüllung abgeſperrt. Die Frauen, der Süden, die Ehre der Welt, das Gold, abenteuerlich buntes

Erlebnis, alles blieb ihm versagt. Und da begann denn der eingesperrte Vogel, sein Herz, vor Sehnsucht zu schmettern und Wohllaut zu verströmen, daß seine Lust und sein Leid die ganze Erde durchzuckten.

Da ihm nichts sonst gegeben war, griff der Sänger der Sehnsucht nach dem Weine, der ihm das einzige Glück, das ihm geworden war, das eigene tiefrauschende Wesen, noch deutlicher fühlen ließ und das Glücksgefühl, dessen er fähig war, noch erhob.

Dieses hilflose Kind, dem das Leben so gar nichts geben wollte, flüchtete in seiner Sehnsucht nach Glück zu Dionysos, — und sank dem Thanatos in die Arme. Das Herz des frohen Zechers war leicht zu brechen, das glückliche. Es kämpfte gar nicht schwer.

Ohne Schmerzen, ohne Angst, bloß von himmlisch schönen Harmonien umklungen, verschied er. Mitten im Wohllaut breitete der Tod, lieb und gütig wie ein schützender Vater, den dunkelpurpurnen Mantel der Bewußtlosigkeit um ihn und sagte: „Komm mit, Franzel. Dir darf niemand was tun, du Beglücker! Du, voll göttlicher Liebe. Du kindgewordene Sehnsucht. Du Seliger. Komm mit.“

Und so starb Franz Schubert; leicht und beinahe zutraulich.

Wie ein in selige Erinnerungen Zurück-

gesunkener lag er auf der Bahre. Die Freunde hatten ihm ein Pilgerkleid angetan; nun war er Einsiedel, wie er und Schwind geträumt hatten. Es war alles gut und erfüllt. Hätten sie ihm die Brillen gelassen, die er ja auch bei Nacht aufbehielt, sie hätten denken müssen, er schlafe nur: So freundlich, so schuldlos, wunschlos, schmerzlos sah er aus. Nur der Lorbeerkranz, der den runden Kinderkopf umrahmte, sagte das Wort: „Erfüllt".

Als dann die Glocken schwangen und endlos im endlosen Novemberregen die Menschen von Wien dem nach zum Grabe zogen, der neben Beethoven gebettet wurde, da ging bloß einer der Freunde nicht mit: Der einsame Vater des so gänzlich leergeflogenen Nestes auf der Südbastei.

Der alte Tschöll konnte, konnte nicht! Das wilde Weh hätte ihm das Herz gebrochen. Er hielt sich an der Wand und sah dem Zuge nach, der von der Wieden über die Festungsglacis gegen Währing ging und seine Seele schrie vor Weh:

„O du, der du gabst und gabst, bis du dich selber gegeben hattest! Du, aus dessen Augen die Güte Gottes lächelte, aus dessen Harmonien das Glück zu uns strömte, das du besaßest, du allein: du Armer und Kleiner unter den Menschen.

„Du, der gesandt war, um zu erfüllen, was der Trotzige, der Titan nicht vermocht hatte und übersah: Lebensgefühl, unbekümmert drauflos jauchzende Unschuld der Freude. Er, Beethoven

gab das wilde Begehren, du gabſt die Sehnſucht. Er den Schmerzensſchrei, du die erlöſende Träne. Er war der Gewittergott, du warſt das befreite Abendrot nach ſeinem Zorne. Du kannteſt die Freude und die Trauer. Du warſt uns die menſchgewordene Sehnlichkeit der Ferne, die Ahnung. Du gabſt das ſüßeſte Verlangen nach Glück, das Gebet, die liebliche Schmeichelei und die ſanfte Klage um Liebe. Und wieder die Friſche aller Friſchnis, der Tau ſelber, das warſt du auch!

„Daß ich dich in meinem Hauſe nicht hielt! Daß ſie, keine von meinen Dreien, dich zu halten wußten. Du kamſt, ſchenkteſt dich und gingſt, und dennoch iſt uns, als nähmeſt du alle Seligkeit der Erde wieder mit dir, die in dir war, ohne daß von außen auch nur ein Stäubchen Erdengold dazuflog. Du Glücklicher! Du Glücklicher! Du Glücklicher!“

Ende.

Im Verlage von L. Staackmann in Leipzig erſchien und liegt nunmehr im 15. Tauſend vor:

ER

Ein Buch der Andacht

Von Rudolf Hans Bartſch

Titelzeichnung von Prof. Hugo Steiner-Prag

Broſchiert M. 3.— ◇◇◇ Gebunden M. 4.—

Von den zahlreich veröffentlichten

Preſſeſtimmen

ſeien hier nachſtehende wiedergegeben:

„..... Da erſcheint dies Buch als eins, das wirkliche Andacht in ſich hat und zu ihr hinleitet. Hier ſind religiöſe Gedanken nicht von letzter, äußerſte Tiefen erſchließender Folgerichtigkeit, aber doch von ergreifendem Ringen und Taſten. Und hier ſind Auftritte, wie ſie nur echte Phantaſie ſchaut, locker aneinandergereiht, doch wiederum ſo zu einem Ganzen geeint, daß der Leſer ſich nie aus dem Bezirk der Erzählung verliert. Ein paar Stunden der Ruhe und Einkehr bedeutet das Buch, wie ſie immerhin nicht viele Bücher gewähren."

„Deutſcher Wille" (Kunſtwart).

„..... So viel Schönes und Herzerhebendes der Dichter uns in dieſer neueſten Chriſtuslegende bis dahin zu ſchauen, zu fühlen und zu bedenken gegeben, das Erſchütterndſte hat er ſich bis zum Ende vorbehalten. Dieſer zweite Opfertod Chriſti auf dem Hochplateau, das die Waſſerſcheide zwiſchen Oſten und Weſten bildet, iſt ein wundervolles Seitenſtück zu der im Evangelium geſchilderten tragiſchen Szene von Golgatha..... Das Buch unſres Rudolf Hans Bartſch ſpricht für ſich ſelber und bedarf weiter keines Lobes. Auf jeder ſeiner gehaltvollen Seiten finden wir den uns lieb gewordenen, mit lyriſchem Herzblut genährten Epiker wieder, der in Öſterreich und Deutſchland eine Berühmtheit geworden iſt. Wenn er diesmal über ſich ſelbſt hinausging und dabei ſich ſelbſt übertraf, ſo verdankt er

das zum Teil seinen Gehilfen: drei Tieren und einem Engel. Als wären die Evangelisten ihrem Nachfahren dankbar dafür gewesen, daß er den aus tendenziösen und dogmatischen, mystischen und symbolischen Absichten gewobenen Schleier, der über ihren Schriften schwebt, ein wenig gelüftet und vielleicht noch mehr gezeigt hat, als dahinter verborgen liegt, stellten sie ihm ihre Attribute zur Verfügung. Mit dem Ochsen des Lukas pflügte der Dichter den Acker seines Geistes, der Löwe des Markus entflammte seine Wut, der Adler des Johannes lieh ihm seine Schwungfeder zum Schreiben, und der Engel des Matthäus flüsterte ihm ins Ohr, was er zu Papier bringen sollte." **Max Kalbeck im „Neuen Wiener Tagblatt".**

„..... Zahllose Blüten der Dichtung treibt dieser Krieg der Kriege hervor. Zu den wenigen, die ihn überdauern werden; gehört dieses kleine Buch, das Laienbrevier eines Kriegers, der Feder und Schwert zu führen weiß. Daß unter dem Hagelwetter des grausamsten Völkerkampfes diese zarte Blume religiöser Phantasie erwachsen konnte, ist als Stimmungsrückschlag wohl verständlich..... Wie nun der Aufgelebte von des Pilatus Frau gerettet und übers Meer in die Welthauptstadt gesandt wird, wie er dort, der Mann der Wüste und der Einsamkeit, die im Rausche der Schönheit glühende Welt überreifer Kultur staunend und befremdet erlebt, wie er sie flieht und doch die feinempfindenden Seelen nach sich zieht: das ist mit der Meisterschaft des farbenreichen Künstlers in dem melodiösen Adagio der Sprache, die wir an ihm kennen, gedichtet..... So klingt das Jesuslied des schwerttragenden Dichters aus dem Weltkriege in einem Laut der Sehnsucht und Absage zugleich aus. Es ist das Lied von einem ewig Lebendigen, der bis an der Welt Ende unter uns wandeln wird als Geist der Liebe, der dennoch auf dieser rauhen Erde nie daheim sein wird. Ein Bekenntnis ist das und ein Buch der Andacht auch für solche, die anderen Glaubens sind. Auf dem heißen Vulkan des Völkerkrieges erwuchs ein edler Trank, den der Dichter uns in schimmernder Schale reicht: Lacrimae Christi".

Walther Mithack-Stahn i. d. „Vossischen Zeitung."

„..... Diese Legende wird mit höchster Anmut in künstlerisch feinsinnig abgestumpfter Farbigkeit erzählt, und ihre Darstellung bietet großen Reiz....." **„Kölnische Zeitung."**

..... Es atmet eine starke menschliche Güte, die eine gütige Stärke zugleich ist. Bartsch hat noch niemals so hoch gestrebt

und kein geringes Beginnen hat ihm die kaum zu erschöpfende Aufgabe gesetzt, den Messias darzustellen, wie sein durchaus subjektiver Menschensinn, sein Menschenherz ihn sieht. . . . .

„Österreichische Rundschau."

„. . . . . Darum ist auch die schöne Christuslegende, die Rudolf Hans Bartsch („EK", ein Buch der Andacht, Leipzig, Verlag L. Staackmann) dem deutschen Volke gibt, ein Zeitgedicht im tiefsten und zauberhaftesten Sinne. . . . . Hier offenbart sich in einer köstlich drapierenden Sprache, in der Leidenschaft eines dichterischen Bekennereifers die Beseelung der Materie, der Begriff weitester und lieblichster Gotteskindschaft. . . . . "

Max Prels, in „B. Z. am Mittag."

„. . . . . Und so ist es trotz allem ein wunderbares Buch, ein Buch von wunderbarer, schwermutvoller Süße der Empfindung und der Sprache. . . . . so kann sich doch kein andächtiger Leser dem Zauber dieser Sprache entziehen, die sich stellenweise zu einer Wirkung erhebt, wie sie nur die Stimme des Evangeliums auslöst. Und das ist wohl das höchste Lob. Mit staunender Ergriffenheit vernehmen wir diese Sprache. Und mit staunender Freude empfinden wir, daß unser Dichter, dieser hohe Sänger des frohen Lebens, auch der tieferen Töne mächtig ist und in der reichen Harfe seiner Dichtung auch die dunkleren Saiten schwingen. So verheißt sie immer tieferen, volleren Klang."

Severin Mair in „Tägliche Rundschau."

„. . . . . Das Buch will weder ein Problem lösen, noch verfolgt es eine Tendenz; es bringt weder Wissenschaft noch religiöse Bekenntnisse. Es läßt uns bloß in dunkelblaue Tiefen blicken und lädt die Seele zum Stillsein, zu innerem Feiertag und Andacht ein. Wie von weichem Südwest wird das Meer unserer Gefühle und Gedanken sanft berührt; wie eine lichte Erscheinung taucht die Gestalt Jesus Christus vor uns auf, nähert sich uns, Frieden und Segen bringend und verschwindet dann wieder in unbekannten Fernen. . . . . Man mag sich nun innerlich zu ihm stellen, wie man will, eine Anerkennung wird man dem Buch nicht versagen können: Seine Gedanken sind in Formen von bestrickender Schönheit gekleidet. . . . . "

„Siebenbürgisches-Deutsches Tageblatt."

„. . . . . Dieses Buch gehört zu den seelenvollsten Literaturwerken dieses Jahres; es wird in dem Meere von Qualen und Sorgen reichlich Trost und Frieden spenden." „Die Sonde."

Bartschs Bücher sind alle jung, sind von einem starken Gefühl für das Gesunde .... sie sind Dokumente reinen gütigen Menschentums". Reclams Universum.

Im gleichen Verlage erschienen von demselben Verfasser ferner:

Frau Utta und der Jäger. Roman. Einband und Vignetten von Prof. Hugo Steiner-Prag. 24. Tausend. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—.

Geschichten von der Hannerl und ihren Liebhabern. Roman. Einband und Vignetten von Prof. Hugo Steiner-Prag. 25. Tausend. Geheftet M. 5.—, Leinenbd. M. 6.—, Halbpergamentband M. 6.50.

Das deutsche Leid. Ein Landschaftsroman. Mit Buchschmuck von A. Keller-Wien. 33. Tausend. Geheftet M. 5.—, Leinenband M. 6.—, Halbpergamentbd. M. 6.50, Lederbd. M. 8.—.

Bittersüße Liebesgeschichten. Buchschmuck von A. Keller. 23. Tausend. Brosch. M. 4.—, in Leinen M. 5.—, Halbpergament M. 5.50.

Die Haindlkinder. Roman. Buchschmuck von A. Keller. 23. Tausend. Brosch. M. 4.—, in Leinen M. 5.—, Halbpergament M. 5.50.

Elisabeth Kött. Roman. Buchschmuck von A. Keller. 24. Taus. Brosch. M. 4.—, in Leinen M. 5.—, Halbpergament M. 5.50, in Leder M. 7.—.

Vom sterbenden Rokoko. Novellen. Buchschmuck von A. Keller. 32. Tausend. Brosch. M. 3.50, in Halbleinen M. 4.50, in Halbpergament M. 5.—.

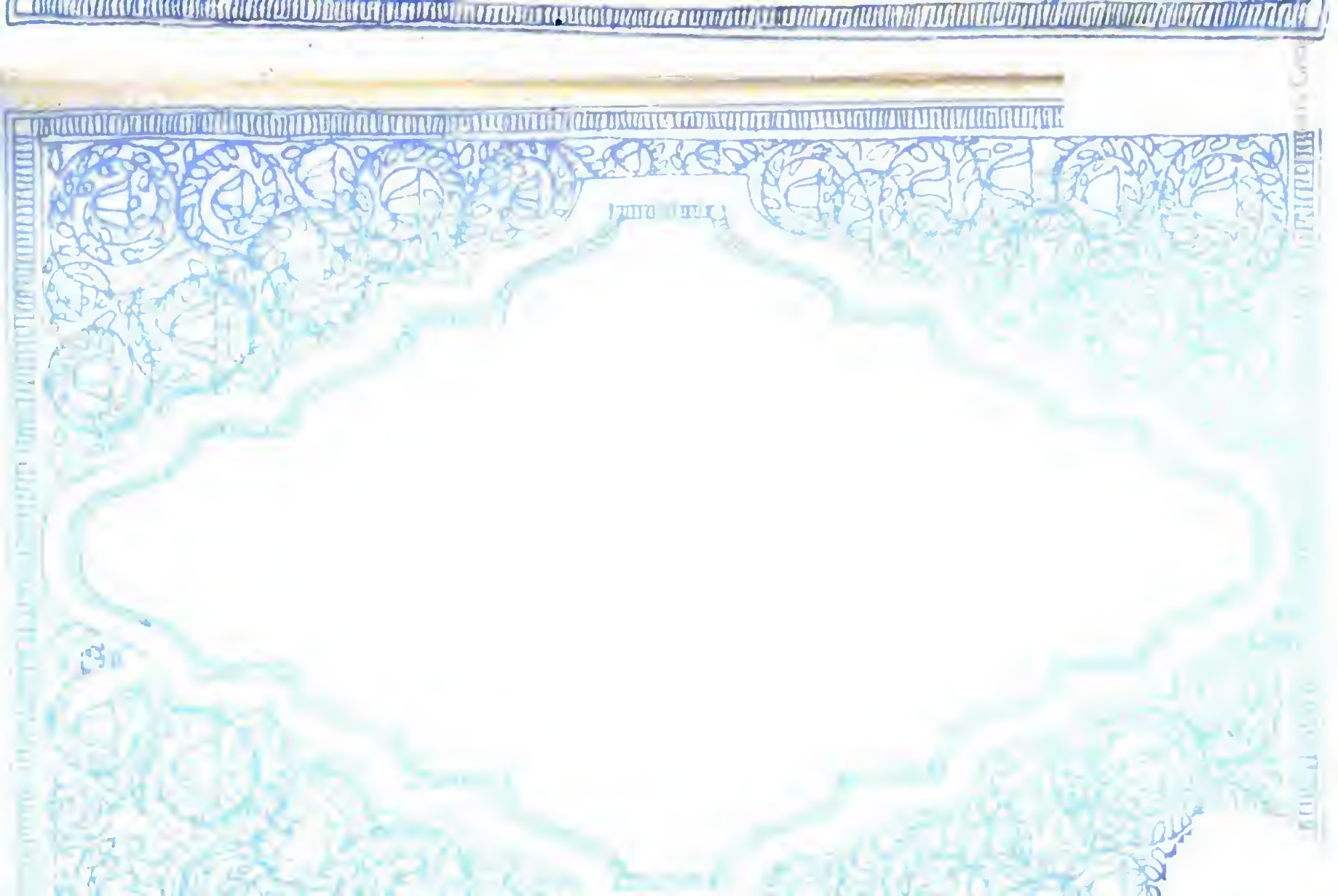
Dasselbe. Liebhaberausgabe in zwölfhundert numerierten Exemplaren mit farbigen Lithographien von Prof. Hugo Steiner-Prag. In Halbleder gebunden M. 20.—, zwanzig Exemplare auf kaiserl. Japan-Papier, vom Dichter und Illustrator signiert, in Ganzleder mit der Hand gebunden M. 100.—.

Zwölf aus der Steiermark. Roman. Buchschmuck von A. Keller. 42. Tausend. Brosch. M. 4.50, in Leinen M. 6.—, Halbpergament M. 6.50, in Leder M. 7.50.

Ohne Gott. Drama. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Illustr. zweifarb. Sonder-Prospekte unberechnet u. portofrei!

48/69 Flor



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03017 3630